

Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

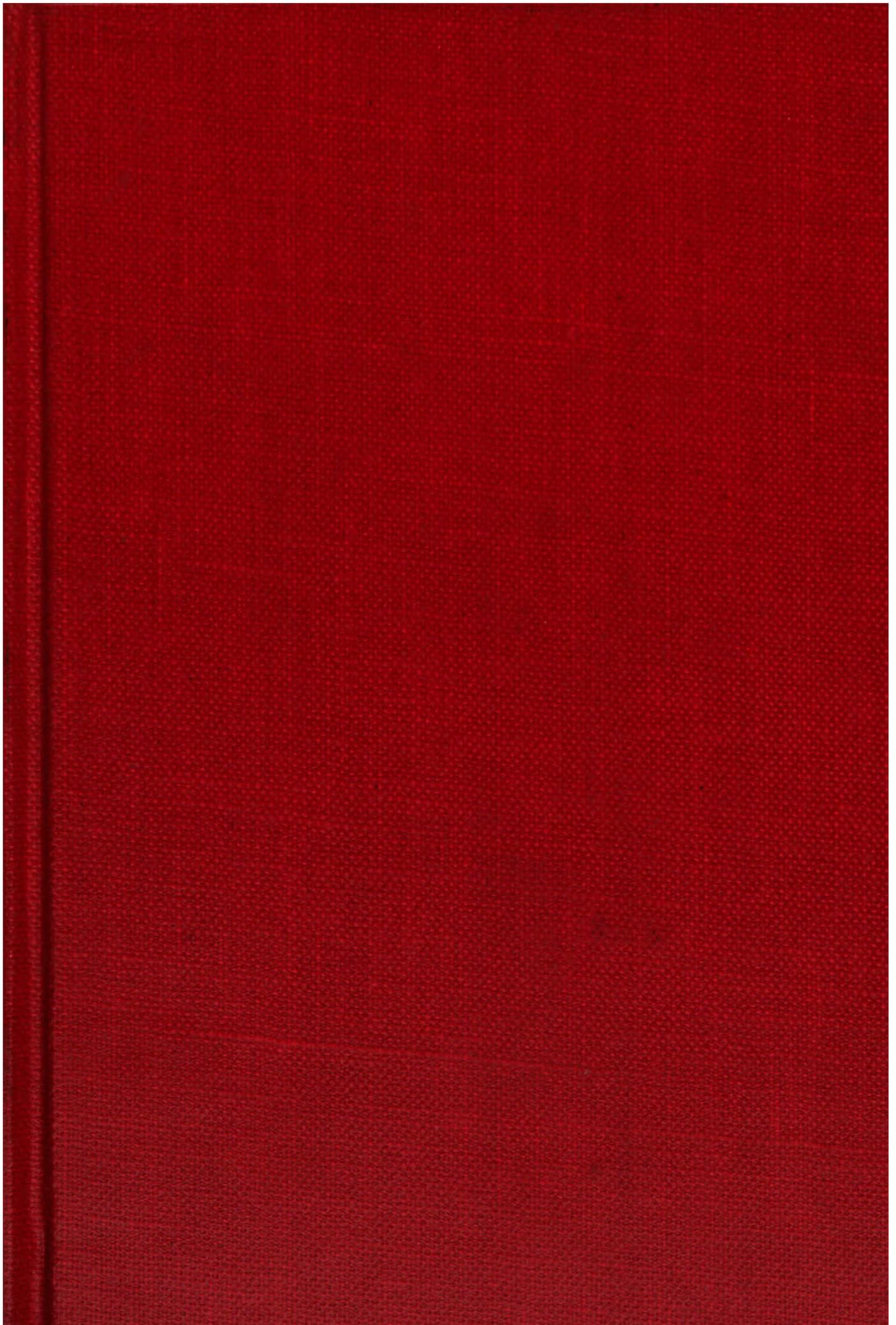
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>

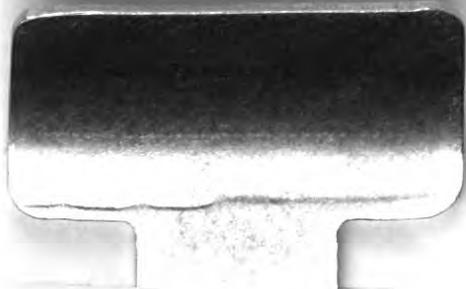


This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.





EP 470 A. 1 (1,2)





Stunden mit Goethe

Für die
Freunde seiner Kunst und Weisheit

Herausgegeben

von

Dr. Wilhelm Bode



Mit zahlreichen Abbildungen

Berlin 1905

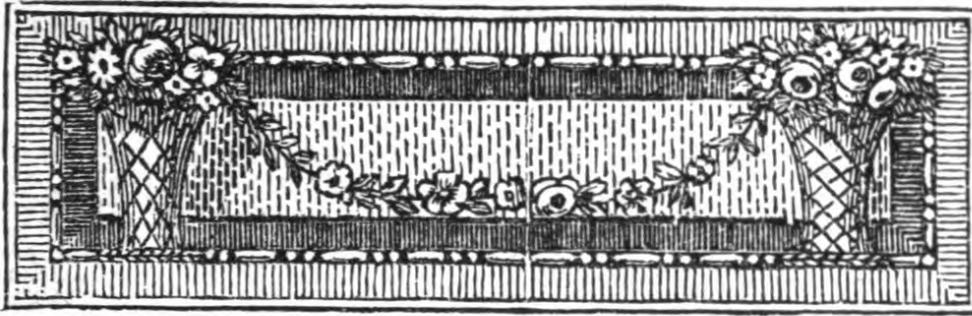
Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Rochstraße 68—71

18

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten



Inhalt des ersten Bandes.

Größere Beiträge.

	Seite
Am Eingange	1—2
Was ist uns Goethe? Von Wilhelm Bode . . .	3—33
Die Harzreise im Winter. Von Julius Gensel . .	34—49
Ein neuer Band von Goethes Briefen	50—56
Abendstunde, Drei Elegien	81—82
Die familie Vulpius. Von Walther Vulpius . .	85—106
„An Schwager Kronos“. Von Berthold Litzmann	107—112
Reiseverdruß. Von G. v. Graevenitz	113—125
Was ist uns Schiller? Von Max Diez	177—203
Die Götter Griechenlands. Von Julius Burggraf	204—213
Schillers Lebensplan. Von Wilhelm Bode . . .	214—230
„Schillers Bestattung“, ein Gedicht von Konrad fer-	
dinand Meyer. Von Ludwig Martens	231—237
Der Schillerstil unserer Bühnen. Von Wolfgang	
Quincke	238—241
Hochgebirgs- und Meerespoesie bei Goethe. Von	
Otto Harnack	273—291
Goethe und Klinger in ihrer frankfurter Zeit. Von	
Elisabeth Menzel	292—316
Goethes und Schillers Wesen im geselligen Verkehr.	317—321

Spaziergänge.

(Beiträge von W. Bode, J. Burggraf, H. G. Gräf, G. v. Graevenitz, M. Heynacher, K. Jentsch, B. Litzmann, A. Nechansky, W. Quincke. Auszüge aus Schriften von H. G. Gräf, J. Grimm, E. Hesselmayr, F. Eienhard, P. J. Möbius, J. Minor, A. Nechansky, Chr. Schrempf, Ch. Stein, D. v. Wolfsberg.)

	Seite
Vom Wetter	57
Erste Berichte der Frau v. Stein über Goethe	59
Goethes Verhältnis zur Ehe	61
August v. Goethes Wesen	63
Als Anwalt des Mephistopheles	66
Die Darstellung Mephistos auf der Bühne	68
Goethes Anteil an der ersten Faustaufführung in Weimar	70
Eine Angewöhnung an den „Faust“	72
Über die Familie Vulpius	126
Das Urteil von P. J. Möbius über die Familien Goethe und Vulpius	128
Die „Gewissensthe“ zwischen Goethe und Christiane	129
Wissenschaftliches Betrachten und Kunstgenuß	132
Zum gleichen Thema	135
Über die Bühnenerscheinung des Mephisto	140
Zu dem Mephistothema	142
Kein Druckfehler, sondern eine Unaufmerksamkeit	143
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust	143
Beweise für die Unsterblichkeit der Seele	148
„Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten“	150
Was Karl Jentsch schreibt	153
Weitergesagte Fragen	156
Abschiedsreden an seine Abiturienten	158
Der Briefwechsel des Großherzogs Karl Alexander mit Fanny Lewald-Stahr	159
Karl August und Schillers Dramen	242
Die fürstengroße Karl Augusts	248
Bremer Schiller-Predigten	250
Das Griechenland der deutschen Klassiker	253
Über den Hellenismus Schillers	256
Eine Goethestiftung	259

	Seite
Über Selbsterkenntnis	263
Weitergesagte Fragen	266
Der Mensch Goethe höher als der Dichter	323
Vom religiösen Zustande Frankfurts	326
Goethe und Ischia	331
Schrebergärten	335
Weimar vor hundert Jahren	337
Die Geldsorgen des Theaterdirektors Goethe	340
Weltbürgertum vor hundert Jahren	344
Eine Aufzeichnung der Karoline v. Wolzogen über Schillers Tod	347
Die Aufnahme des ganzen Kunstwerks	350

Am Büchertische.

(Schriften von Bode, Dechent, Diez, Diezmann, Enders, Geiger, Gräf, Graevenitz, Grimm, Heyfelder, Kiy, Klein, Köster, Krüger-Westend, „Kunstwart“, Kizmann, Ludwig, Mauch, Minor, Morris, Muthesius, Schrempf, Seiling, Stahl, Steig, Stein, Stuger, Wattendorff, Weddigen, Wülker.)

S. 74—77, 163—172, 271—272, 351—363.

Unsere Bilder.

S. 77—80, 173—176, 267—271, 365—368.

Abbildungen.

Die Musen und Amor an Goethes Büste von Angelika
Kaufmann.

„Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern“ von Eugène
Delacroix.

„Und bin so flug als wie zuvor“ von Eugène Delacroix.

Christiane Vulpius von J. f. U. Tischbein.

Goethe als Straßburger Student. Nach einer Steinzeichnung
von Karl Bauer.

Christian August Vulpius. Nach einem Ölgemälde von
Karoline Bardua.

Goethe als Vierzigjähriger. Nach einer Steinzeichnung von
Karl Bauer.

Schiller in franken Tagen. Nach einer Steinzeichnung von
Karl Bauer.

Schiller, nach einem Ölgemälde der Ludovika Simanovitz.
Pegasus im Joch. Gezeichnet von Bonaventura Genelli;
nach einem Holzschnitte von U. Kretschmar.

Das „Kassengewölbe“ auf dem Jakobskirchhofe von Weimar.
Gartenstieg an Goethes Arbeits- und Schlafzimmer. Zeichnung
von H. Tessenow.

Schillers Haus an der Esplanade zu Weimar. Zeichnung von
H. Tessenow.

Der zwölfjährige Goethe. Nach einer Silhouette von Karl
Bauer.

Der siebenjährige Goethe von Karl Bauer.

Das Ilmtal bei Goethes Ankunft in Weimar. Nach einem
alten Aquarell.

Goethes Gartenhaus um 1808. Nach einem Kupferstich von
J. Roux.

„Schnecke“ am wälschen Garten, Haus der Frau v. Stein
und Bibliothek. Nach Kraus von H. Tessenow.

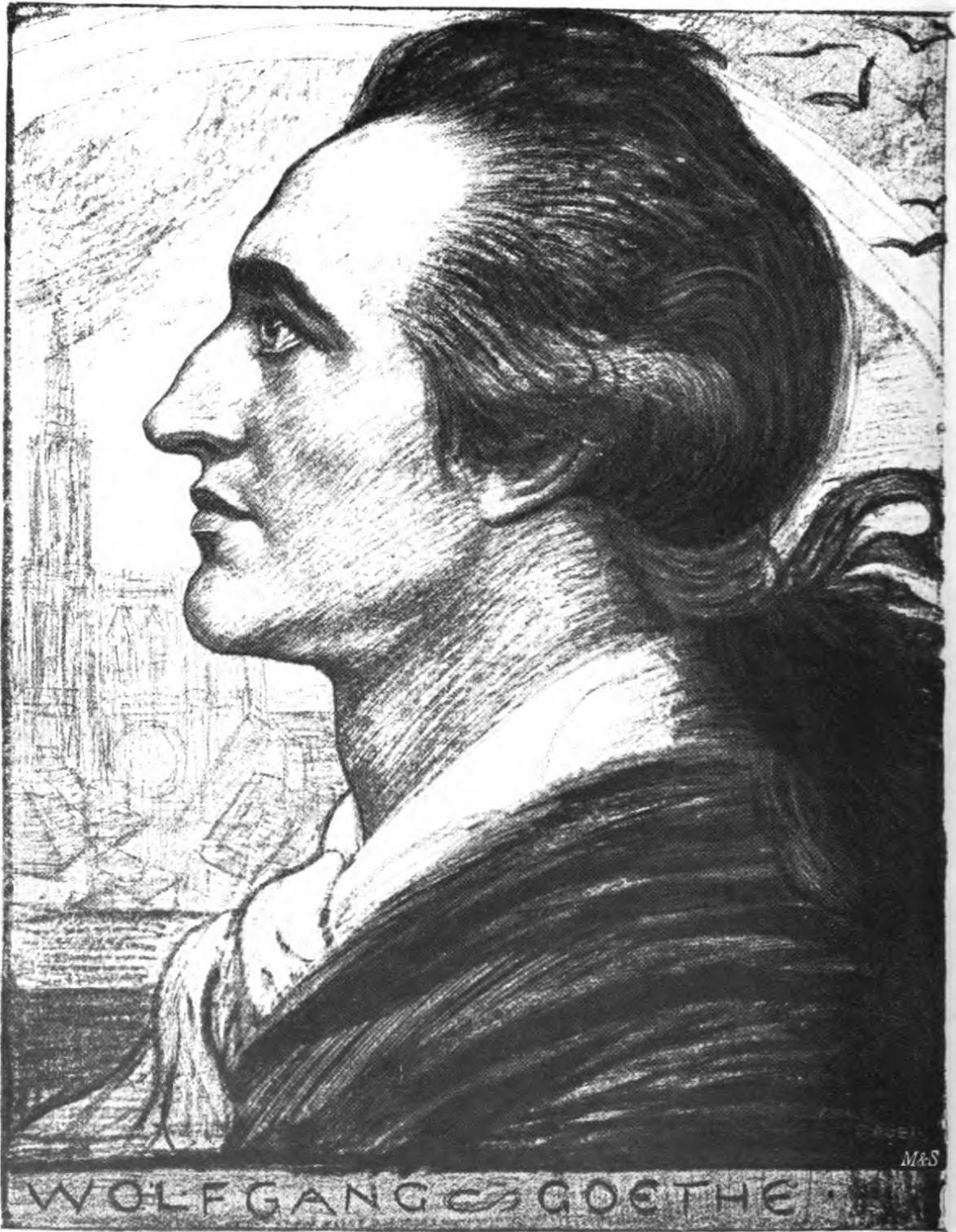
Goethes Wohnhaus am Frauenplan. Von H. Tessenow.

Das Empfangszimmer in Goethes Hause. Von H. Tessenow.

Wielands letztes Wohnhaus. Von H. Tessenow.







Goethe als Straßburger Student.

Nach einer Steinzeichnung von
Karl Bauer.



Abendstunde.

Verlassen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem, heil'gem Grauen
In uns die bessere Seele weckt.

Entschlafen sind nun wilde Triebe
Mit jedem ungestümen Tun,
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes reget sich nun.

Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.

Bernunft fängt wieder an zu sprechen
Und Hoffnung wieder an zu blühen,
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.





Drei Elegien.

Wahrlich, das kurze Leben, es wäre dem Menschen zu gönnen,
Daß er es froh vollbrächte, vom Morgen bis an den Abend
Unter der Halle sitzend und Speise die Fülle genießend,
Auch dazu den stärkenden Wein, den Sorgenbezwinger,
Wenn der Sänger indes Vergangnes und Künftiges brächte!
Aber ihm ward so wohl nicht jenes Tages beschieden,
Da Kronion erzürnt' dem klugen Japetiden,
Und Pandorens Gebild Hephästos dem König geschaffen;
Damals war beschlossen der unvermeidliche Jammer
Allen sterblichen Menschen, die je die Erde bewohnen,
Denen Helios nur zu trüglischen Hoffnungen leuchtet,
Trügend selbst durch himmlischen Glanz und erquidende Strahlen.
Denn im Busen des Menschen ist stets des unendlichen Haders
Quelle zu fließen geneigt, des ruhigsten Hauses Verderber:
Neid und Herrschsucht und Wunsch des unbedingten Besitzes
Weit verteilten Guts, der Herden, sowie des Weibes,
Die, ihm göttlich scheinend, gefährlichen Jammer ins Haus bringt.
Und wo rastet der Mensch von Müß' und gewaltigem Streben,
Der die Meere befährt im hohlen Schiffe, die Erde,
Kräftigen Stieren folgend, mit schidlicher Furche durchziehet?
Überall sind Gefahren ihm nah, und Tyche, der Moiren
Älteste, reget den Boden der Erde so gut als das Meer auf.
Also sag' ich dir dies: der Glückliche denke, zum Streite
Immer gerüstet zu sein, und jeder gleiche dem Krieger,
Der von Helios Blick zu scheiden immer bereit ist!

Ja, so schätzet der Mensch das Leben als heiliges Kleinod,
 Daß er jenen am meisten verehrt, der es trotzig verschmähet.
 Manche Tugenden gibt's der hohen verständigen Weisheit,
 Manche der Treu und der Pflicht und der alles umfassenden Liebe;
 Aber keine wird so verehrt von sämtlichen Menschen,
 Als der festere Sinn, der, statt dem Tode zu weichen,
 Selbst der Aeren Gewalt zum Streite mutig heranzuft.
 Selbst den Geringsten erhebt der Todesgefahren Verachtung,
 Herrlich steht in der Schlacht ein Knecht an des Königes Seite!
 Auch ehrwürdig sogar erscheint künft'gen Geschlechtern
 Jener, der, nahe bedrängt von Schand' und Jammer, entschlossen
 Selber die Schärfe des Erzes zum zarten Leibe gewendet.
 Wider Willen folgt ihm der Ruhm; aus der Hand der Verzweiflung
 Nimmt er den herrlichen Kranz des unverwecklichen Sieges.

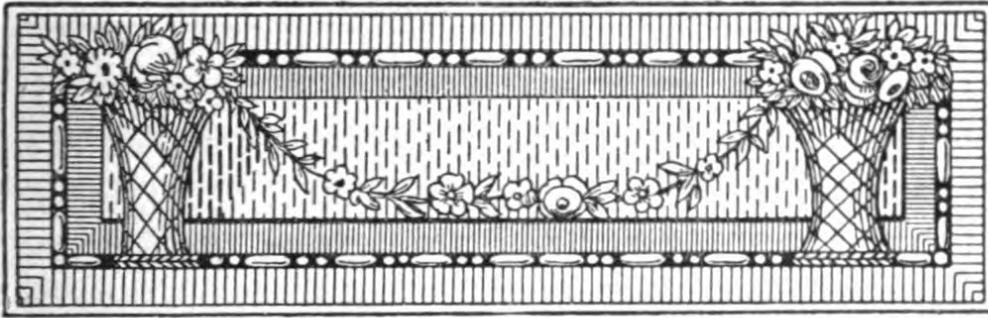
Hoffnung bleibt mit dem Leben vermählt, die schmeichelnde Göttin,
 Angenehm vor vielen, die als getreue Dämonen
 Mit den sterblichen Menschen die wechselnden Tage durchwallen.
 Ihr verschließt sich nicht der Olymp, ja selber des Mis
 Grause Wohnung eröffnet sich ihr, und das eherne Schicksal
 Lächelt, wenn sie sich ihm, die holde, schmeichlerisch andrängt.
 Gab doch die undurchbringliche Nacht Admetos' Gemahlin
 Jovis Sohne zurück, dem unbezwingbaren. Stieg nicht
 Protefilaos herauf, die trauernde Gattin umfangend?
 Und erweichte sich nicht Persephone, als sie dort unten
 Hörte des Orpheus Gesang und unbezwingliche Sehnsucht?
 Ward nicht Asklepios' Kraft vom Strahle des Zeus gebändigt,
 Der, verwegen genug, die Toten dem Leben zurückgab?
 Selbst für den Toten hofft der Lebende. Willst du verzweifeln?
 Nicht ist fest umzäunt die Grenze des Lebens; ein Gott treibt,
 Ja, es treibet der Mensch sie zurück, die Aeren des Todes.
 Oft begrub schon der Kranke den Arzt, der das Leben ihm kürzlich
 Abgesprochen, genesen und froh der beleuchtenden Sonne.
 Dränget nicht oft Poseidon den Kiel des Schiffes gewaltig
 Nach der verderblichen Syrri' und spaltet Planken und Rippen?

Gleich entsinket das Ruder der Hand, und des herstenden Schiffes
Trümmer, von Männern gefaßt, zerstreuet der Gott in den Wogen.
Alle will er verderben, doch rettet manchen der Dämon!
Darum laß mir nicht sinken den Mut! bewahre vor Frevel
Deine Lippen und schleuß dem feindlichen Spotte dein Ohr zu!

Bemerkung zu diesen Gedichten.

Man hat von jeher einzelne Sätze und Verse aus Dichtungen herausgehoben, weil sie dadurch einen neuen Wert, eine allgemeinere Gültigkeit bekommen. So kann man auch kleine Gedichte aus großen Gedichten herauslösen, lyrische Stücke aus Dramen und Epen. Der Versuch ist hier gemacht. Unser Zweck wird an den bekannten Versen aus dem „Faust“ am deutlichsten. Man hat sie oft gelesen, oft gehört, aber immer nur als Gefühlsäußerung einer bestimmten Persönlichkeit und in einer ganz besonderen Situation; unsere Aufmerksamkeit war dabei halb auf Faust, halb auf den knurrenden Pudel, der den Teufel birgt, gerichtet. Wir genossen zwar die Szene, aber nicht eigentlich das lyrische Gedicht, das aus Faust herausquillt. Bei dem hier gegebenen Abdruck schwinden die störenden Unterbrechungen, verschwindet auch das Bild Fausts, und eine einfache menschliche Äußerung bleibt übrig. Wir empfinden die allgemeine Erfahrung, wie bei sinkender Nacht in unserm Gemüte das Irdisch-Alltägliche sich verdunkelt und aus ferner Höhe Gestirne hereinleuchten. So wird die Stimmung der Abendstunden auf uns übertragen; der mittelalterliche Professor und sein närrischer Pudel sind vergessen. Bei den drei Elegien kommt hinzu, daß sie der „Achilleis“ entnommen sind, die nicht viel gelesen wird, weil sie leider Fragment blieb. In diesen Elegien mußten ein paar Stellen des Textes ein wenig geändert werden. — Vielleicht finden auch andere Leser solche eingelegten Gedichte, die durch Herauslösung ein zweites Leben gewinnen. Freundliche Mitteilung wird mit Dank aufgenommen.





Die Familie Vulpius.

Von Dr. med. Walther Vulpius.

„Wohl dem, der seiner Väter
gern gedenkt!“

Der Name Vulpius, der in anderen deutschen Städten nur selten vorkommt, ist in Weimar mehrfach vertreten; weist doch das Einwohnerverzeichnis von 1904 außer den Mitgliedern unserer Familie noch einen Handarbeiter und zwei Aufwärterinnen Vulpius nach. Verwandtschaftliche Beziehungen zwischen uns und diesen oder auswärtigen Namensvettern haben sich nicht ermitteln lassen, obgleich es sich in Weimar beiderseits um alteingesessene Familien handelt. Der Höchstgestellte dieses Namens war gegen Anfang und Mitte des vorigen Jahrhunderts Türmer unserer Stadtkirche, zugleich ehrsamer Schneidermeister, während ein Nachtwächter Vulpius als verb-komische Figur dem Volkswitz reichlich Nahrung bot, so daß noch jetzt von dessen „Schwänken und Fahrten“ manch lustiges Stückchen berichtet wird.

Es ist begreiflich, daß solche Namensvetterschaft zu einer Zeit, als Goethes Gattin Christiane, geb. Vulpius,

durch Frau v. Stein und ihren höfischen Anhang die bestverleumdete Persönlichkeit Weimars war, weidlich ausgebeutet wurde, um ihr auch den Makel einer möglichst verächtlichen Herkunft aus ungebildeten Kreisen anzuhängen. Tatsächlich aber stammte sie aus einer Familie, die schon seit zwei Generationen dem juristischen Berufe angehörte, während ihre weitere Aszendenz allerdings auch in die Kirche, aber nicht bis zur lustigen Höhe des Turmes, sondern auf Kanzel und Empore führt.

Der älteste in Weimar ansässig gewordene Vorfahre ist Melchior Vulpus, gebürtig aus Wasungen; er wurde nach vorübergehendem Aufenthalt in Zittau als Kantor an die Stadtkirche zu Weimar berufen. In den hiesigen Kirchenbüchern erscheint sein Name zuerst 1597, wo man unter den Geburtsvermerken liest: „Dem Kantor Melchior Buchs (Vulpio) ein Sohn Georg Friedrich.“ Der latinisierte Name ist mit anderer Tinte und in Klammern über die Zeile, also offenbar später erst hinzugeschrieben worden. Bei der Geburt eines weiteren Sohnes, Melchior, im Jahr 1599 taucht noch einmal der alte deutsche Familienname Buchs auf, während bei allen späteren Eintragungen sich für diese Familie der Name Vulpus als fest eingebürgert zeigt. Es ist wohl anzunehmen, daß der Kantor Vulpus auf Grund seiner publizistischen Tätigkeit sich veranlaßt und befugt fühlte, seinen Familiennamen, der damals vielgeübten Gelehrtenmode folgend, zu latinisieren; vielleicht wollte er sich auch von anderen Trägern des Namens Buchs (worunter ein Pflasterer), die er in Weimar vorfand, als gebildeter Mann unterscheiden.

Ein gutes Recht zu solchem Selbstbewußtsein ist ihm nicht abzuspochen, denn er war nicht nur ein tüchtiger Organist, sondern auch ein trefflicher Komponist weltlicher und besonders geistlicher Musik, und seine Melodien erklingen noch jetzt in vielen unserer Kirchen. Auch ein theoretisches Handbuch der Musik für die Schulpjugend hat er geschrieben; es erschien von 1610 bis 1665 in mehreren Auflagen. Am längsten aber haben sich einige seiner Kirchenlieder erhalten; eine Sammlung davon erschien 1604 in Erfurt unter dem Titel: Kirchengeseng und geistliche Lieder / D. Martini Lutheri und anderer frommen Christen / so in der christlichen Gemeine zu Weymar und deroselben zugehanen / auch sonst zu singen gebräuchlich etc. Die bekanntesten lutherischen Lieder und Psalmen sind in diesem Gesangbuch kunstgerecht vier- und fünfstimmig in Ton gesetzt, teils nach alten Weisen, teils mit selbst-erfundenen Melodien. Mit Stolz rühmt deshalb der Superintendentens generalis D. Antonius Probus in der Vorrede seinen Kantor Dominus Melchior Vulpus als einen „seiner Kunst und Geschicklichkeit halben sehr weitberühmten Musikus, als der mit den excellentissimis artificibus superioris et hujus seculi, Orlando, Meilando, Gallo und anderen gleichgeheth / wie seine herrliche in Druck ausgegangene compositiones bezeugen“.

Dieser treffliche Kantor Vulpus hatte sich eines reichen Kindersegens zu erfreuen. Sein ältester Sohn Bartolomäus scheint schon vor der Übersiedelung nach Weimar geboren zu sein, denn er ließ seinerseits im Jahr 1616 seinen ersten Sohn wieder auf den Namen

Melchior taufen, während er im Jahre 1612 erst noch eine Schwester bekommen hatte.

Bei den höchst mangelhaften Angaben der alten Kirchenbücher, wo häufig der Vatersname des Täuflings mit nur einem Vornamen und ohne Berufsangabe verzeichnet ist, und bei der häufigen Wiederkehr gleicher Vornamen in derselben Familie hält es schwer, die folgenden Generationen scharf auseinanderzuhalten, zumal da mehrfach zwischen Onkel und Neffen nur ein geringer Altersunterschied besteht. Enkel und Urenkel des Kantors Vulpus scheinen sich mehrfach dem geistlichen Beruf zugewandt und als Pfarrer in näher oder ferner gelegenen Ortschaften gewirkt zu haben. So läßt im Jahre 1644 Johannes Vulpus aus Ulla einen Sohn Johannes Melchior taufen, während später neben Johannes der Name Friedrich wieder mehrfach auftaucht. Ob einer der ältesten Kantorsöhne als Pfarrer nach Graubünden verschlagen und dort der Vater des nachmals bekannten Schuldramatikers Jakob Anton Vulpus geworden ist, läßt sich nicht feststellen. Daß aber auch schon vor Melchior und anderorts der latinisierte Name Vulpus geführt wurde, zeigt der im Jahre 1535 in Nürnberg erschienene Abendreigen, der einen Hermann Vulpus zum Verfasser hat.

Ergiebiger und bestimmter werden die Nachrichten der weimarischen Kirchenbücher erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Wir sehen daraus, daß ein Urenkel (oder Enkel) des alten Kantor Vulpus, namens Johann Friedrich, als treufleißig gewesener Pfarrer in Rothenstein und Dikniz an der Saale amtiert hat.

Der ebenfalls auf die Namen Johann Friedrich getaufte einzige Sohn desselben war zum juristischen Beruf übergegangen und fand wieder im alten Wohnsitz der Familie, Weimar, Beschäftigung. Zunächst war er juris practicus, später rückte er aber in die angesehene Stellung eines hochfürstlich Sächsischen Hof-Advocati extraordinarii auf. Seiner im Jahre 1723 geschlossenen Ehe entstammte wieder ein einziger Sohn, der abermals die Namen Johann Friedrich erhielt und gleich dem Vater die juristische Laufbahn einschlug. Er vermählte sich am 13. November 1760 mit Christiane Margarete Kiehl, der ältesten Tochter des vornehmen Bürgers und Manufakturverlegers Johann Philipp Kiehl. Der mit äußerster Vorsicht aufzunehmende weimarische Klatsch sagte ihm nach, daß er der Trunksucht verfallen sei und deshalb, als er 1786 als Amtsarchivar starb, seine Familie in Dürftigkeit zurückgelassen habe. Die drei Kinder erster Ehe: Christian August, Christiane Sophie und Ernestine mit noch vier Geschwistern von einer Stiefmutter mußten aber auch ohnedies durch den frühzeitigen Tod des Vaters schwer heimgesucht und bei der Vermögenslosigkeit der Familie in Mangel und Sorge versetzt werden.

Mein Großvater Christian August, geboren am 23. Januar 1762, zeigte schon als Knabe schriftstellerische Neigungen und Anlagen; vielfach verfaßte er Beschreibungen und kleine Erzählungen sowie Gedichte für Familienfeste. „Sein rechtschaffener Vater“ — heißt es im Neuen Nekrolog der Deutschen — „verkannte dies Talent in ihm nicht, und ohne es zu überbieten oder

vorzugsweise zu pflegen, sorgte er vielmehr für eine tüchtige Schulbildung, wozu ihm das weimarische Gymnasium und der als Romantiker bekannte Professor Musäus hilfreiche Hand bot.“ — Im 20. Jahr bezog der junge Vulpus die Universität Jena, später Erlangen, um die Rechte zu studieren. Ein von ihm geführtes Album mit zahlreichen Eintragungen, Zeichnungen und Silhouetten aus jener Zeit zeigt, wie fröhlich er die ersten Studienjahre mit schwärmenden Freunden und Freundinnen verlebt hat. Aus seinen Anmerkungen über das weitere Schicksal der in vielerlei Sprachen um treues Andenken bittenden Jugendgenossen ersehen wir, daß mancher lustige Bruder das *consilium abeundi* erhalten hat, einer sogar — wie er schreibt — zu Michaelis 1793 ad diabolum gegangen ist. Von anderen aber meldet er, daß sie in späterem Leben zu hohen Ämtern und Würden gelangt sind; Wielands nachmaliger Schwiegersohn, Professor Reinhold, und Huschke, der in Weimar Hofmedikus und Goethes Leibarzt wurde, sind unter diesen. — Ein Grabkreuz mit Blumenkranz oder schräg sich überlehrender Cypresse und darunter das betreffende Datum bezeichnet das frühere oder spätere Hinscheiden von Mitgliedern aus der Freundesrunde. Oft ruft er solchen oder auch den im Leben Scheidenden Worte herzlichen Angedenkens oder treue Wünsche nach. So schreibt er unter dem Eintrag eines Esthländer Freundes: „ging fort von Jena im Junius 1785. Lieber, guter Junge! — nur dich wiederzusehen wünsche ich; — leb wohl, bester meiner Freunde!“ Von einem anderen berichtet er: „Hatte das Unglück d. 8. Jun. 1784

Neandern I aus Kurland im Duell zu erstechen, und mußte sich fortmachen. — Leb wohl, lieber Freund! — O daß dich dein Schicksal nicht ferner verfolgte!“ — Rührend ist der Nachruf an eine jung verstorbene Freundin: „Starb im Junius 1785 zu Jena. — Liebes, gutes Mädchen! Beste Freundin! Dort erwartet dich eine bessere Krone als ein weltlicher Brautkranz. — Diese Tränen! — ich weihe sie dir sanfte Dulderin aus voller Seele!“

Die Rechtswissenschaften befriedigten ihn auf die Dauer nicht, und so dehnte er seine Studien besonders auch im Interesse seiner lebhaft und vielseitig betriebenen literarischen Tätigkeit auf Heraldik, Diplomatik, Numismatik und Geschichte aus. — Nach dem Tode des Vaters mußte er von seinem Verdienst nicht nur den eigenen Unterhalt bestreiten, sondern auch die jüngeren Schwestern unterstützen. Es ist demnach nicht zu verwundern, daß seine Erzählungen und Novellen vielfach dem schlechten phantastisch-sentimentalen, lüsternen Zeitgeschmack huldigten.

Goethe scheint schon während der Erlanger Zeit auf ihn aufmerksam geworden zu sein und ihm Unterstützungen zugewandt zu haben; sie fielen aber infolge der italienischen Reise fort. Der junge Vulpus nahm deshalb 1788 eine spärlich bezahlte Stelle als Privatsekretär beim Freiherrn v. Soden in Nürnberg und später beim Grafen Egloffstein auf Egloffstein an. Aus den Einträgen des weitergeführten Albums ersieht man, daß er — wenn materiell auch kümmerlich gestellt — doch sozial als Gleichstehender in den Gesellschaftskreisen seiner Brotherrn behandelt wurde.

Bekannt ist, daß er sich nach Goethes Heimkehr mit einem durch seine Schwester Christiane überreichten Gesuch an den einstigen Gönner wandte, und daß diese Berührung zu dem Liebesverhältnis Goethes mit Christianen führte. Goethe empfahl ihn dann in einem Briefe vom 9. September 1788 an Jacobi als Sekretär und Lehrer der Kinder: „Er hat von Jugend auf Disposition zu den Wissenschaften gezeigt und hat früh aus Neigung und Not geschrieben und drucken lassen. — — Es ward ihm sauer genug, auf eine solche Weise sich und einige Geschwister zu unterhalten, er kam nicht zeitig genug in eine gewisse Karriere, sehnte sich nach einem Posten und ward Sekretär bei einem Kreisgesandten v. Soden in Nürnberg, der ihn als ein echter Geizhals behandelte und ihm nun den Abschied gibt, weil ein anderer für noch weniger Geld noch mehr Arbeit im Hause übernehmen will. — Er hat eine gute Bildung, und aus seinen Handlungen und Äußerungen schließe ich ein gutes Gemüt.“ Auch an Professor Hufnagel empfahl Goethe seinen Schützling: „Er hat Fähigkeiten, ist fleißig gewesen, und nur ein Zusammenfluß von Umständen hat verursacht, daß er weder in seinem Vaterland noch auswärts bisher hat sein Glück finden können.“ Ebenso an die Verleger Göschen und Breitkopf in Leipzig; in einem Briefe an Göschen (vom 22. Juni 1789) heißt es: „Er hat manche gute Eigenschaften, und es fehlt ihm nicht an Talent. . . . Ich bin auch nicht abgeneigt, ihm von Zeit zu Zeit einige Unterstützung zu gönnen.“ Diese Briefe an Göschen führten dazu, daß Vulpius in dessen Buchhandlung angestellt wurde.

Bald aber sah Goethe, daß er selber die Fähigkeiten seines Schüglings am besten verwerten konnte; er beschäftigte ihn nun während seiner Theaterleitung fortgesetzt als äußerst gewandten und fleißigen Operntext-, Lust- und Schauspieldichter, sowie als Übersetzer, und verschaffte ihm auch eine dauernde Anstellung. Zunächst wurde Vulpus Registrator an der Großherzoglichen Bibliothek, im Jahre 1800 rückte er zum Sekretär und 1805 zum Bibliothekar auf. Er vermochte dabei seinem vielseitigen Wissenstrieb reichlich Nahrung zuzuführen, so daß er neben seinen zahllosen belletristischen Schriften nun auch wissenschaftliche Arbeiten veröffentlichte. Die zehn Bände Kuriositäten (1811 bis 1826): Studien über die physiologische, literarische, artistische, historische Mit- und Nachwelt, die Vorzeit (1817) und sein Handwörterbuch der Mythologie der nordischen Völker sind die bedeutendsten dieser Leistungen; sie trugen ihm 1823 den philosophischen Ehrendoktor der Universität Jena sowie die Mitgliedschaft und Ehrenmitgliedschaft verschiedener wissenschaftlichen und literarischen Gesellschaften ein. Von seinen Erzählungen ist der 1798 anonym erschienene Räuberroman Rinaldo Rinaldini weitaus die bekannteste; sie hatte einen Augenblickserfolg, wie er sich nur mit dem vom Werther vergleichen läßt, wurde in alle europäischen Sprachen, ja sogar ins Hebräische übersetzt und rief ein Heer von Nachahmungen hervor. Leider war der materielle Ertrag eines solchen literarischen Treffers für den Autor in der damaligen Zeit immer noch ein sehr bescheidener. Dagegen verdankte er der Popularität dieses Werkes auf höchst romantische

Weise sein bestes und dauerndstes Lebensglück. Bei einem Sommeraufenthalt in Liebenstein, wo sich in jenen Jahren ein wahrhaft internationales BADELEBEN mit Spielbankbetrieb, phantastischen Beleuchtungen und Konzerten in der damals neu entdeckten Altensteiner Höhle, Theateraufführungen und Reunions abspielte, trat er mit der Familie des Rentkommissärs und Gerichtshalters Richter in Depfershausen, zu dessen Ämtern auch die Verwaltung der herzoglichen Spielbank in Liebenstein gehörte, in freundschaftlichen Verkehr. Hier machte er die Bekanntschaft einer jungen Anverwandten, Helene Deahna, die öfters an Sonntagen von Meiningen her zu Besuch kam. In das auch ihr vorgelegte Vulpius'sche Stammbuch machte sie folgenden Eintrag:

Um des Menschen Wiege wanken
 Freud und Leid mit gleichem Schritt,
 Sind die Amme seiner Tage,
 Wandeln durch sein Leben mit.
 Hüpf die Freude ihm zur Rechten
 Schwebt zur Linken ihm das Leid,
 Bis sich beide selbst verlihren
 In dem Ozean der Zeit.

Depfershausen, den 11. August 1800.

Zur Erinnerung an Ihre Freundin
 Helene Deahna.

Seiner Freude über die Wahl dieser Verse gab Vulpius mit dem griechischen Wort „χαλρη!“ Ausdruck, welches er in die rechte obere Ecke des Blattes schrieb. Zu den Versen selbst fügte er die Bemerkung: „Aus dem Rinaldini, was sie damals schrieb, ohne zu wissen, daß ich der Verfasser jenes Buchs und dieser Zeilen war.“ Und

schließlich teilt er unter jenem Eintrag mit: „Diese Helene De Ahna ist es, der ich nach der unvermutetsten Bekanntschaft von der Welt, die ebenso kurz als ungesucht und unerwartet war, meine Hand gab. Am 18. Mai 1801 wurden wir zu Welkershausen getraut. — Quod felix faustumque sit!“ — Kein Wunder, daß der am 21. April 1802 geborene Sohn in dankbarer Erinnerung an die Vermittlerrolle des „Rinaldini“ den Namen Rinaldo erhielt.

Es ist bekannt, wie sich unterdessen das Schicksal von Christiane Vulpius gestaltet hatte, seit sie in Goethes Lebenskreis eingetreten war. Das Verhältnis beider wurde bald zur „Gewissensehe“, woran auch der 1806 nachgesuchte kirchliche Segen nichts Wesentliches mehr ändern konnte. Das Bild Christianens taucht jetzt immer reiner und schöner aus dem Wust von Verunglimpfungen auf, mit denen Neid, Haß und Eifersucht es entstellt haben. Man braucht nur an die abschließenden Zeugnisse der beiden Nächstbeteiligten zu erinnern! Frau Rat, die sich anfangs der „Demoiselle Vulpius“ gegenüber begreiflicherweise sehr zurückgehalten hatte, schreibt nach eingehender persönlicher Bekanntschaft über ihre „liebe, liebe Tochter“ am 17. April 1804 an Goethe: „Du kannst Gott danken! So ein liebes, herrliches, unverdorbenes Gottes-Geschöpf findet man sehr selten — wie beruhigt bin ich jetzt (da ich sie genau kenne) über alles, was dich angeht.“ — Was aber der Verlust der treu sorgenden Hausfrau und liebevoll-heiteren Lebensgefährtin für Goethe bedeutete, klingt nach ihrem Tode am 6. Juni 1816 in den ergreifenden Versen aus:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens
 Durch die düstern Wolken zu scheinen.
 Der ganze Gewinn meines Lebens
 Ist, ihren Verlust zu beweinen.“

Aus den ersten Jahren der glücklichen Ehe von Christian August Vulpius mit Helene Deahna — meinen Großeltern — stammt das beigegebene Porträt. Das Original in Öl, auf der Rückseite mit C. B. bezeichnet, ist eine Arbeit der jungen, auch musikalisch hochbegabten Malerin Caroline Bardua, die aus ihrer Heimat Ballenstedt am Harz 1805 nach Weimar kam und auf Goethes Empfehlung hin Kunstunterricht bei Meyer erhielt. Sie porträtierte in jener Zeit viele Persönlichkeiten aus Goethes Bekanntenkreis und hat später in Gerhard v. Kügelgens Atelier wohl auch an dieser oder jener Kopie vom Goetheporträt des Meisters mitgewirkt.

Es ist doppelt erfreulich, daß dieses Bildnis meines Großvaters nebst einem entsprechenden seiner schönen jungen Frau sich als Zeugen aus der Zeit häuslichen Wohlergehens erhalten hat. Denn bald nach seiner Entstehung wurde der junge Haushalt fürchterlich heimgesucht durch die Plünderung Weimars von seiten der Franzosen nach der unglücklichen Schlacht bei Jena. Verzweifelt schreibt Vulpius in einem Brief vom 20. Oktober 1806: „Welch ein Unglück hat uns betroffen! Den 14. wurde die unglückliche Schlacht bei Jena verloren, abends 5 Uhr ging bei uns die Plünderung an, die 36 Stunden dauerte und mich von allem entblößt hat. Drei Tage waren wir nicht in unserem Hause. Mordgewehre auf uns gezückt, gemißhandelt, beraubt, un-



Christian August Vulpius.

Nach einem Ölgemälde von
Karoline Bardua.

endlich unglücklich gemacht. Wir sprechen jetzt gute Seelen um Geld an, und wer hat welches? Denn nicht zehn Häuser, selbst das Schloß nicht, sind verschont geblieben. Die fürchterliche Nacht, Geheul, Gewinsel, Brand, — ach Gott! und meine Frau und das Kind, Stunden in kalter Nacht unter freiem Himmel im Park! Etwas Frohes! Gestern hat der Geheimrat Goethe sich mit meiner Schwester trauen lassen. Sein Haus ist verschont geblieben, er hatte stets Marschälle darin.“ Und weiter am 10. November: „Den 15. bis 17. waren wir im Hause des Geheimen Rats Goethe, und unsere Wohnung war mit allem, was darin war, denen preisgegeben, die sie besetzen wollten. Und das geschah auch redlich. Gegen sechzehn Mann hausten darin, als mich endlich, da Napoleon Bücher von der Bibliothek verlangte, auf Requisition seines Ingenieurs d'Alma, Grenadiere in meine Wohnung einsetzten. Den 18. zog ich ein, aber wie fand ich es? Lassen Sie mich davon schweigen! Dann tägliche Einquartierung, so daß wir einmal 10 Mann hatten und kein Geld, keine Lebensmittel! — Meine Schwester [Christiane v. Goethe] stand bei, — aber dem Geheimen Rat selbst hat es über 2000 Taler gekostet!“ — Trotz aller Hilfsbereitschaft von Seiten Christianens sowie der Deahnschen Verwandten aus Meiningen konnte sich das ganz vernichtete Hauswesen nur langsam erholen, so daß Vulpus noch am 26. April 1807 an Dr. Nikolaus Meyer in Bremen schreibt: „Seit dem unglücklichen Oktobermonat trifft mich viel Kreuz und Unglück. Das schlimmste ist die neue Anschaffung der Dinge. Man weiß gar nicht, was alles in einem Haushalte gesteckt hat, bis

man es nicht mehr hat. Und die Franzosen haben alles brauchen können, so gering es auch war; vom Leuchter selbst bis zum Lichtsparer, vom Vorlegelöffel bis zum Stiefelknecht. Es ist schändlich!“

Zum Trost gereichte den Schwergeprüften das herzliche Verhältnis zur Goetheschen Familie, wo Christianens unverwüßlicher Frohsinn immer wieder den Sieg über alles Bedrückende davontrug. Goethe hatte sich auch zu Christianens Tante, Juliane Auguste Riehl, und zu ihrer einzigen rechten Schwester Ernestine sehr freundlich gestellt; er läßt sie in seinen Briefen oft grüßen, bringt ihnen von der Reise Geschenke mit und hatte sie namentlich mit in sein Haus genommen. Ernestine starb am 7. Januar 1806 an der Auszehrung. Man hatte schon seit einem halben Jahre ihren Tod vorausgesehen, dennoch schreibt ihr Bruder nachher an den Familienfreund Nikolaus Meyer in Bremen: „Wir dürfen dem Geheimen Rat noch nicht sagen, daß Ernestine tot ist, es greift ihn alles gar zu sehr an.“ Charakteristisch für Goethe ist auch, wie er einmal für Christian August eintrat, als ein Zeitungschreiber aus Weimar, um interessant und pikant zu sein, in der Allgemeinen Zeitung darüber gespottet hatte, was der Romanfabrikant Vulpius aus seinen und seiner Frau schlimmen Erlebnissen nach der Schlacht bei Jena jetzt schon für Erzählungen mache und demnächst als Literat machen werde. Da schrieb Goethe scharf an Cotta über die „niederträchtige Art“ dieser Äußerungen: „Ist es die Zeit, einen Geplünderten als Autor anzugreifen? Wollen wir, mein Bester, die Kritik, die den ‚Rinaldo Rinaldini‘ verdammt, aufrufen?“

Wo bleiben, daß ich's grad heraus sage, diejenigen Artikel, die dem Buchhändler am besten fruchten?“ Auch Goethes Sohn August war dem Onkel und der Tante sowie dem jüngeren Vetter Rinaldo von Herzen zugetan und, wie alle Familienfeste gemeinsam gefeiert wurden, so verherrlichte Vulpius den letzten Geburtstag, den August v. Goethe vor Beginn seiner Studien noch im Elternhause verlebte, durch ein von ihm verfaßtes Schauspiel. Er schreibt darüber: „An Augusts Geburtstage waren wir, wie gewöhnlich, recht vergnügt und ich hatte ein Schauspiel geschrieben, welches wir im Saale aufführten. Es erhielt viel Beifall, besonders von Goethe und (Zacharias) Werner.“

Vor seiner Abreise nach Heidelberg verabschiedet sich August dann im Stammbuch des Onkels mit dem Eintrag:

„Es banne ein Strafgericht
Die Menschen ohne Lieb' in Welten ohne Licht.“

Sagedorn.

Zur Rückerinnerung an A. v. Goethe.

Vor meiner Reise nach Heidelberg.

Weimar, den 30. März 1808.

Onkel und Nefse blieben auch weiterhin in brieflichem Verkehr, wobei auch manche Klage des „armen Teufels“, wie sich Vulpius einmal nennt, zum Ausdruck kommt: „Gott schütze uns! Die Buchhändler klagen sehr! Das geht mir auch ans Herz!“ — So bittet er den Nefsen auch, als dieser mit seiner Mutter zur Nachlaßregulierung der Frau Rat nach Frankfurt gehen sollte: „Wenn du in Frankfurt bist, vergiß deinen Rinaldo nicht und nicht Helenen. Es gibt dort vielleicht mancherlei, was du

bedürftig in der Teilung und nicht brauchen kannst, diese aber.“ — Manches nachmals hochgeschätztes Stück aus dem Haushalt der Frau Rat, worunter das herrliche Jugendporträt Goethes von Krauß, ist auf diese Weise in den Besitz unserer Familie übergegangen.

Ein frohes Ereignis nach langer Not und Trübsal war die Geburt des zweiten Sohnes Felix, meines Vaters, am 17. Juli 1814; aber der Tod Christianens zwei Jahre darauf brachte wieder Trauer und Leid. Denn nicht nur Goethe und August erfuhren durch ihn einen unerseßlich schweren Verlust, sondern der Hingang Christianens hinterließ auch eine empfindliche Lücke bei allen, die ihr sonst nahe gestanden und die Warmherzigkeit und Heiterkeit ihres Wesens dankbar empfunden hatten. Besonders schmerzlich wurde der Bruder davon betroffen, mit welchem sie unverdrossen die schweren Jugendjahre gemeinsam durchgekämpft hatte. Nun blieb er allein übrig von seiner Familie.

Die frühesten Kindheitserinnerungen meines Vaters, genährt durch häufiges Wiedererzählen und Besprechen, bezogen sich auf das Lauffest des nachmaligen Großherzogs Carl Alexander. Alle Gesellschaftskreise Weimars waren aufgeboten, um in einem großartigen allegorisch-phantaistischen Maskenzug, den Goethe entworfen und gedichtet hatte, der zu Besuch anwesenden Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna zu huldigen und einen Überblick über die Kulturblüte Weimars zu gewähren. Auch die Mutter des Knaben, Helene Vulpius, nahm als Zigeunerin und der ältere Bruder Rinaldo als Brautführer an dieser Veranstaltung teil; der kleine Felix aber trat

in der Rolle eines der vier Träume auf, welche, von der Nacht eingeführt und erläutert, menschliche Wünsche und Glückseligkeiten vorstellen sollten. Ehe die Mutter, welche noch später beschäftigt war, das müde Kind nach Hause bringen konnte, war es in einem der Nebensäle trotz des Festestrubels auf dem Schoße einer Kammerfrau eingeschlafen. Diese Gruppe fesselte den Blick der vorübergehenden Kaiserin und, während sie durch das phantastische Kleidchen des Kindes an die vorhergehende Traumdarstellung erinnert wurde, machte sie lächelnd mit den Worten: „voici l'original!“ ihre Umgebung auf den echten, tiefen Schlaf des Kindes aufmerksam.

Dasselbe Glücksjahr, welches dem weimarischen Fürstenhause den langerwarteten Thronerben brachte, hatte auch dem Goetheschen Hause am 9. April seinen ersten Enkel Walter Wolfgang beschert, der naturgemäß der Spielgefährte des gleichaltrigen Erbprinzen und seines wenig älteren Veters Vulpus wurde. Auch im späteren Leben bewahrte er meinem Vater die unverbrüchlichste Freundschaft bis zum Tode. Durch die Geburt des zweiten Goethe-Enkels Wolfgang Max am 18. September 1820 wurde der Kinderkreis noch erweitert, der in den letzten Lebensjahren Goethes die Mansardräume seines Hauses und den abgeschlossenen Hausgarten mit fröhlichem Leben erfüllte. Gern erinnerte sich mein Vater, wie der ehrfurchtsvoll geliebte „A-Papa“ den Kinderspielen im Garten vom Fenster seines Arbeitszimmers oder vom Altan des kleinen Gartensalons aus zugeschaut; wie er — wenn es manchmal zu laut herging — mit einem scherzhaft-drohenden: „Wart', ihr

Rangen, ich will euch Mores lehren!“ Ruhe stiftete, um dann — nach einigen wohlbeantworteten Schulfragen — sein von Frau Ujas Zeiten her bevorzugtes Lieblingsgebäd: Prenten, womit ihn die Frankfurter Verwandten stets versorgt hielten, zu verteilen. Dauernd interessierte der Patriarch sich für den Bildungsgang der Kinder und suchte besonders ihr Interesse für Naturkunde — wie es auch aus seinen Albumseinträgen für die Enkel ersichtlich ist — anzuregen. Mit Stolz bewahrte mein Vater ein kleines, in Glasfuß eingeschlossenes Reliefmedaillonbild Goethes, das er zur Belohnung für eine gute Versehung nach Obertertia aus seiner Hand empfangen hatte. Der Tod seines Vaters im Jahre 1827 und drei Jahre später der August v. Goethes trübte nur zu bald das Jugendglück der frohen Spielgenossen.

Der viel ältere Bruder meines Vaters, Rinaldo, hatte seine mit Eifer betriebenen juristischen Studien noch zu des Vaters Lebzeiten beendigt, war in Weimar als Aktuar angestellt und konnte nicht nur seiner Mutter in jener Trauerzeit mit Rat und Tat beistehen, sondern genoß auch Goethes Vertrauen in hohem Grade, so daß dieser ihn vielfach als Sekretär benutzte und ihn neben dem Kanzler v. Müller mit der Ausführung seines Testaments betraute. An seine Jünglingsjahre knüpft sich übrigens eine echt Goethesche Äußerung, die vielleicht mehr ein Wink für den Sohn als ein Tadel des Neffen war: „Gegenwärtiges bringt Rinaldo,“ schreibt er am 9. Mai 1818 aus Jena an August: „warum er schon wieder nach Weimar läuft, ist mir nicht deutlich. Wie die Menschen das Wort Feiertag hören, so sind sie alle ver-

rückt, und niemand denkt, daß er die größte Zeit seines Lebens müßig herumläuft oder gestreckt daliegt.“

Nach dem Tode von Christian August Vulpus mußten die Hinterbliebenen sich aufs äußerste einschränken, um neben ihrem Unterhalt auch die weiteren Studien des jüngeren Sohnes zu bestreiten. Dieser trug jedoch schon als Gymnasiast und während seiner ganzen Studienzeit als Mediziner durch Stundengeben das Möglichste bei, die Wirtschaftsjorgen der Mutter zu erleichtern. Auch Goethe bewies ihr gütige Hilfsbereitschaft, indem er ihr das vormals Treutersche Haus am Frauenplan, welches er mit dem kleinen dazu gehörigen Gartenstück „zu einem übermäßigen Preis von den Erben hatte acquirieren müssen, um nur einigermaßen in seinem Eigentum Genuß zu finden“, mietweise und mit der Berechtigung zur Aftervermietung überließ.

Diese nahe Nachbarschaft machte sich besonders Goethes jüngstes Enkelkind Alma (geboren 1828) zunutze, um häufig durch ein Gartenfenster mit Hilfe eines darunter befindlichen Weinspaliers zur geliebten Tante Vulpus zu klettern und die einsame Frau durch ihr kindliches Geplauder aufzuheitern oder auch um sich als höchste Delikatesse ein Käsebrötchen zu erbetteln.

Als erster Mieter zog der seit 1828 verheiratete Sohn Rinaldo bei der Mutter ein, bis er in der Mitte der dreißiger Jahre an das Dornburger Amt versetzt wurde. Später siedelte er nach Alstedt über, schließlich kam er wieder nach Weimar zurück und starb hier als Justizrat kinderlos im Jahre 1875.

Mein Vater machte nach vollendetem Studium —

er promovierte mit Auszeichnung am 1. Oktober 1838 — eine längere Reise, um in den großen Hospitälern von Wien und Prag seine praktische Ausbildung zu vervollkommen. In der schönen Kaiserstadt traf er auch die Goetheschen Enkel wieder, die mit ihrer Mutter dahin übergesiedelt waren, wobei die alte herzliche Freundschaft aufs neue sich festigte. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Als solcher repräsentierte er einen Typus, der in unserer Zeit der Krankenkassenkämpfe und der immer mehr und immer notwendiger in den Vordergrund tretenden materiellen Bestrebungen unseres Standes im Aussterben begriffen ist. Ein jüngerer, allerdings sehr erfolgreicher Kollege von ihm fällte einmal über seine humanuneigennützigke Tätigkeit im Tone eines gewissen ironischen Bedauerns das bezeichnende Urteil: „Ihr Vater war ein guter Kerl; er nahm alle undankbaren Ämter und Arbeiten auf sich und ließ uns den Rahm abschöpfen.“ Dafür zeichnete er sich vor vielen seiner Berufsgenossen durch eine universelle Bildung aus; nicht umsonst war er im Strahlenkreise Goethes aufgewachsen. Er bewahrte sich nicht nur den humanistischen Wissensschatz der Gymnasialbildung bis ins hohe Alter, sondern interessierte sich auch lebhaft für alle Zweige der Naturwissenschaften und Literatur, wobei ihm eine gründliche Kenntnis der englischen und französischen Sprache dienlich war.

Bis zum Tode der Mutter im Jahre 1856 lebte er mit dieser zusammen; erst im Jahre 1857 führte er eine Enkelin der Richters, in deren Haus sein Vater einst die Braut gefunden hatte, als Gattin in das alte

Haus am Frauenplan. Dort haben meine zwei Schwestern 1858 und 1864, und dazwischen ich selber 1860, das Licht der Welt erblickt. Mein Namenspate war Goethes ältester Enkel Walthher.

Daß in unserer Familie sich die Erinnerungen an Weimars klassische Blütezeit besonders lebhaft erhielten, daß uns Kindern schon der Name Goethe einen ebenso lieb-vertrauten wie ehrfürchtgebietenden Klang hatte, ist natürlich. Viele der schönsten Erinnerungen unserer Kindheit knüpfen sich an den Goetheschen Hausgarten, wohin auch wir — dem Vorbilde der kleinen Alma v. Goethe folgend — meist den Weg durchs Fenster und über das Weinspalier nahmen, sowie an den großen Goethergarten am Park. — Zu den Geburtstagen unserer Eltern erschienen die Onkels Goethe stets, wenn sie in Weimar waren, als Gratulanten, und große Sträuße aus den Goethegärten schmückten den Geburtstagstisch. Sie nahmen in unserem Elternhause an Familienfesten und sonstigen Gesellschaften in kleinem Kreise teil, während sie bei ihrer zunehmenden Menschenscheu sonst jeden geselligen Verkehr mieden.

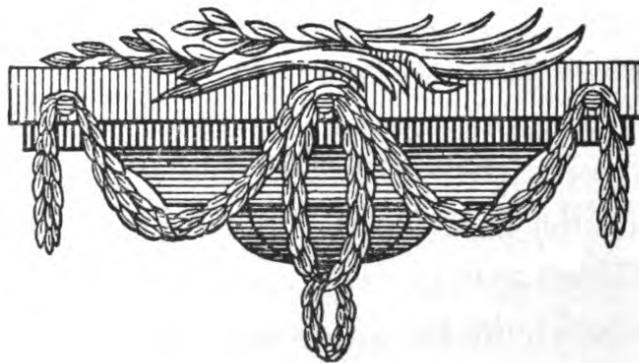
Bei seiner zarten Gesundheit und häufigen Kränklichkeit fühlte sich Walthher v. Goethe geborgen unter der ärztlichen Obhut meines Vaters. Während seiner letzten Lebenstage aber, in der tödlichen Krankheit, die ihn in Leipzig befallen hatte, war es mir vergönnt, als Arzt und nächster Verwandter um ihn zu sein, und schließlich fiel es mir zu, ihn zur letzten Ruhe nach Weimar heimzubringen.

Mein Vater starb zehn Jahre später im Jahre 1895,

nachdem er sich und den Goethe-Vulpius'schen Beziehungen durch die mit dem Grafen Hendel gemeinsam errichtete Stiftung an das Goethe-Nationalmuseum das schönste Denkmal gesetzt hatte.

Während mein Vater noch dem Heros von Weimar Auge in Auge gegenüberstanden und seine Güte erfahren hatte, trat uns Geschwistern der Name Goethe von Kindheit auf persönlich nahe in der Gestalt seiner letzten Träger, die uns liebe und verehrte Verwandte waren. Meinen Kindern aber wird dieser Name einst klingen wie ein ferner Mythus von Schönheit, Weisheit und Größe. Mögen sie dann des Dichters Wort betätigen:

„Fest bewahret der Würdigen Bild! Wie leuchtende Sterne
Theilte sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.“





„An Schwager Kronos“.

Von Berthold Litzmann.

(Als Probe aus der zweiten Auflage seines Buches „Goethes Lyrik“.)

Spude dich, Kronos!
Fort den rasselnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Alles Schwindeln zögert
5 Mir vor die Stirne dein Zaubern.
Frisch, holpert es gleich,
Über Stoß und Steine den Trott
Rasch ins Leben hinein!

Nun schon wieder
10 Den eratmenden Schritt
Mühsam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Weit, hoch, herrlich der Blick
15 Rings ins Leben hinein!
Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Seitwärts des Überdachs Schatten
 20 Zieht dich an,
 Und ein Frischung verheißender Blick
 Auf der Schwelle des Mädchens da.
 Labe dich! — Mir auch, Mädchen,
 Diesen schäumenden Trank,
 25 Diesen frischen Gesundheitsblick!

Ab denn, rascher hinab!
 Sieh, die Sonne sinkt!
 Eh' sie sinkt, eh' mich Greisen
 Ergreift im Moore Nebelduft,
 30 Entzahnte Kiefer schnattern
 Und das schlotternde Gebein:

Trunknen vom letzten Strahl
 Reiß mich, ein Feuermeer
 Mir im schäumenden Aug',
 35 Mich geblendeten Taumelnden
 In der Hölle nächtliches Tor.

Töne, Schwager, ins Horn,
 Raßle den schallenden Trab,
 Daß der Orkus vernehme: wir kommen,
 40 Daß gleich an der Türe
 Der Wirt uns freundlich empfangen!

Eine Postfahrt; in Sinnen verloren träumt der Dichter vor sich hin. Der Weg führt bergab, hart am Abhang; langsam mit gehemmtem Rad rollt das Gefährt schwerfällig, mühsam dahin, wie das Leben in gewissen Zeiten unerträglich, müde, schwerfällig, ängstlich, vorsichtig gleitet. Ein Peitschenknall draußen! Sei der Postillon! Das Vergängliche wird zum Gleichnis: Kronos selbst führt die Zügel, Kronos ist der Schwager!

Das Bild packt, das Bild lodt, und nun ist hier durch das aus einer wenn auch noch so flüchtigen blitzartigen Reflexion geborene Bild der äußere Sinn aufgeschlossen für eine Reihe von sinnlichen Eindrücken, die alsbald im Rahmen dieses Bildes sich ordnen zu einem künstlerischen Ganzen.

Spude dich, Kronos!
 Fort den rasselnden Trott!
 Bergab gleitet der Weg;
 Alles Schwindeln zögert
 Mir vor die Stirn dein Zaudern.
 Frisch, holpert es gleich,
 Über Stod und Steine den Trott
 Rasch ins Leben hinein!

Wir sehen, wie der äußere erlebte Vorgang im selben Augenblick sich bewußt zum Symbol gestaltet, zum Symbol des stodenden, durch äußere Willkür — den Hemmschuh der Angstlichkeit vor dem Fall — gehemmten Lebens. Eine Situation, die Goethe damals nur zu vertraut war. Wir denken an den Dichter des „Götz“ und des „Werther“ in Frankfurt, der ergrimmt über all die Neze, die Vorurteil, Konvenienz und falsche Fürsorge ihm um die Glieder legen wollen. Er spricht einmal von sich als Simson: „Ein Riß und all die siebenfachen Bastseile sind entzwei.“ Und im selben Bild wie hier hören wir Goethes eigene Stimme, wenn Egmont auf des Sekretärs Bemerkung: „Verzeiht mir. Es wird dem Fußgänger schwindlig, der einen Mann mit rasselnder Eile daherkommen sieht“, erwidert: „Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem

Wagen durch, und uns bleibt nichts, als mutig gefaßt die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenkten. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!“

Ähnliches klingt hier an: „Frisch, holpert es gleich, Über Stod und Steine den Trott Rasch ins Leben hinein.“

Neue Hemmung: Bergauf geht's, schwer atmend arbeiten sich die Tiere zur Höhe.

Nun schon wieder
Den eratmenden Schritt
Mühsam Berg hinauf!

Aber diese Zögerung ist nicht Hemmung: wer auf der Höhe stehen will, muß steigen können; das ist natürliches Menschenlos, und die Mühe, die es kostet, und die Hemmung, die überwunden wird, sie bieten gerade die Gewähr dafür, daß es aufwärts geht:

Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Bis hierher ist das Lebensbild, das sich entrollt, für den Dichter selbst Gegenwart. Auch noch die folgenden Verse (14—18) können, wenigstens zum Teil, als Reflex schon durchlebter oder wenigstens vorahnend durchkosteter Stunden gelten.

Er steht auf der Höhe des Lebens, der Blick geht ins Weite, alles Kleine, Enge ist überwunden; es ist dieselbe Stimmung und Perspektive, aus der Faust spricht:

Bin ich ein Gott?
 Mir wird so licht,
 Ich schau in diesen reinen Zügen
 Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.

Ein neues Erlebnis, ein neues Bild: Die Schänke
 am Weg, ein Mädchen mit hellen Augen grüßt heraus.
 Der Wagen hält.

Auf der Höhe des Lebens kommt das holdeste Glück
 als Krönung heißen Strebens, als erfrischender Labetrunk
 von dem Staub der Arbeit des Lebens. (Vers 23—25.)

Die Sonne sinkt, der Wagen rollt bergab, das Ziel
 winkt, die Strahlen des untergehenden Gestirns blenden
 mit roter Glut das Auge.

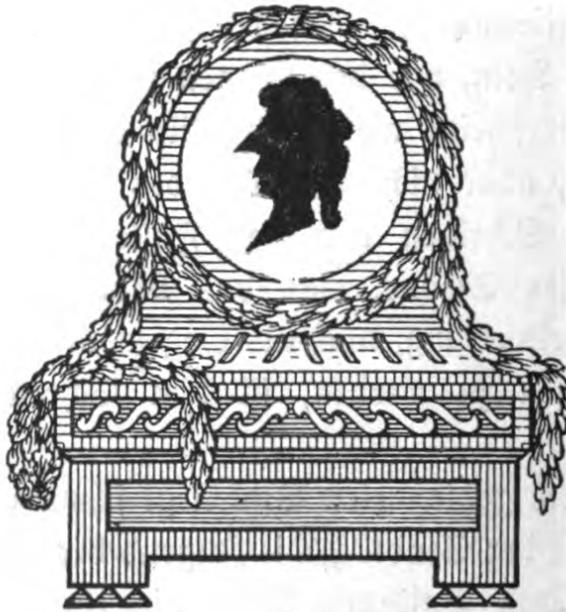
Abendstimmung, Abschiedsstimmung, aber keine
 Müdigkeit. Nein, wie der Wagen rasselt und die Räder
 fliegen, da erscheint wohl das Bild des Todes, der am
 Ziele winkt, aber nicht der Tod des Alters; er träumt
 von einem Scheiden aus der Fülle der Jugendkraft
 heraus; alles Schöne, was das Leben bietet, noch in
 frischester Erinnerung, noch als Gegenwart im Herzen: so
 hinweggerissen zu werden, ist kein Schreckbild. (Vers
 26—36.)

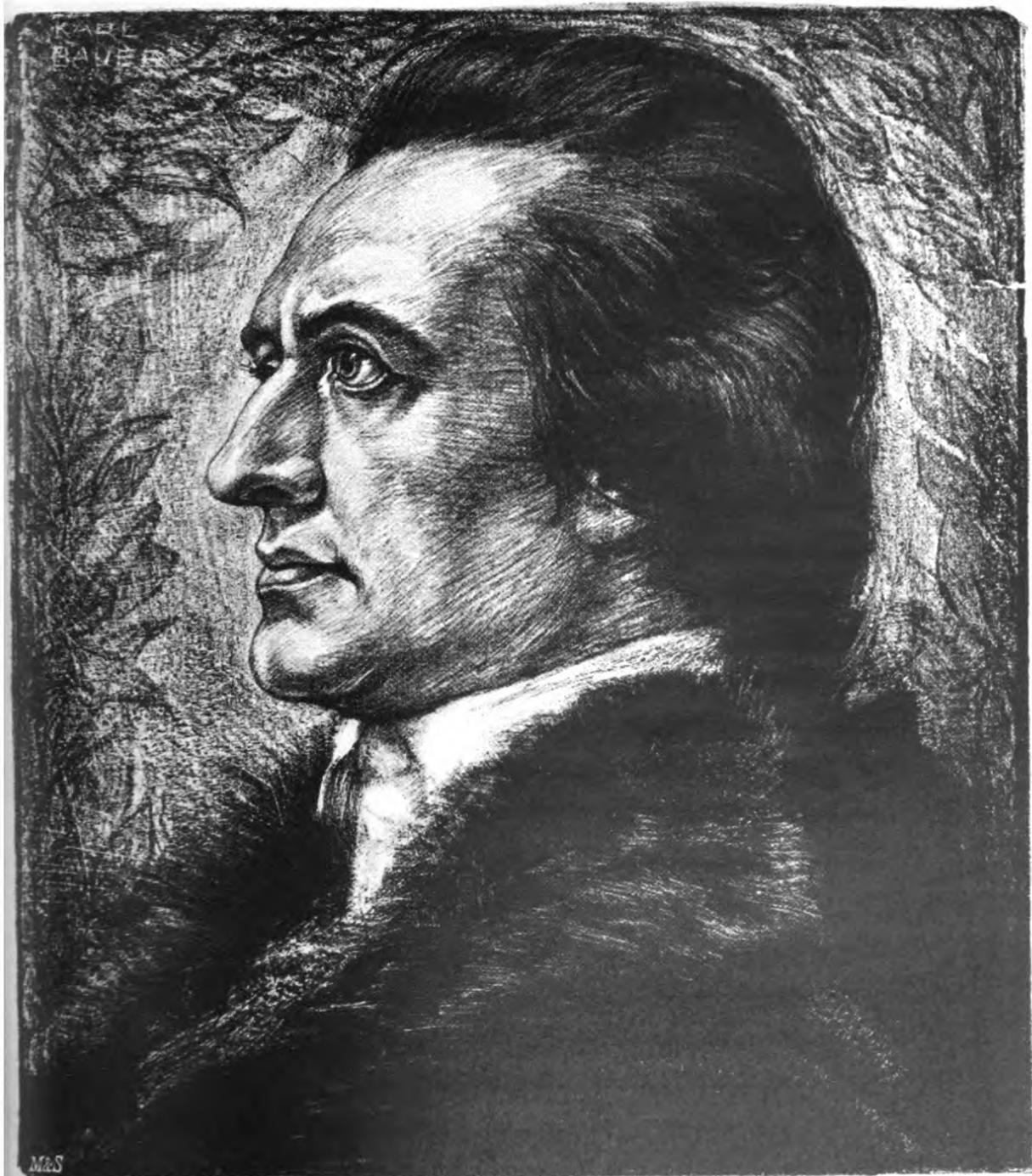
Vor dem geblendeten Blick liegt schwarz das Höllen-
 tor, das Tor der Stadt. „Die Jugend brauset, das Leben
 schäumt.“ Das Posthorn bläst, die Unterwelt tut sich
 auf: wir kommen, wir kommen aus dem Leben, noch
 trunken vom Leben da draußen:

Töne, Schwager, ins Horn,
 Rähle den schallenden Trab,
 Daß der Ortus vernehme: wir kommen,
 Daß gleich an der Türe
 Der Wirt uns freundlich empfangen.

Noch drastischer, jugendstolzer lautet der ursprüngliche Schluß, in dem das humoristische Nebenbild — der die Passagiere empfangende freundliche Wirt —, das hier sich vordrängt, noch ganz fehlt. Dort führt Schwager Kronos bis zuletzt die Zügel, und des Lebensbildes Abschluß ist dieser Schluß:

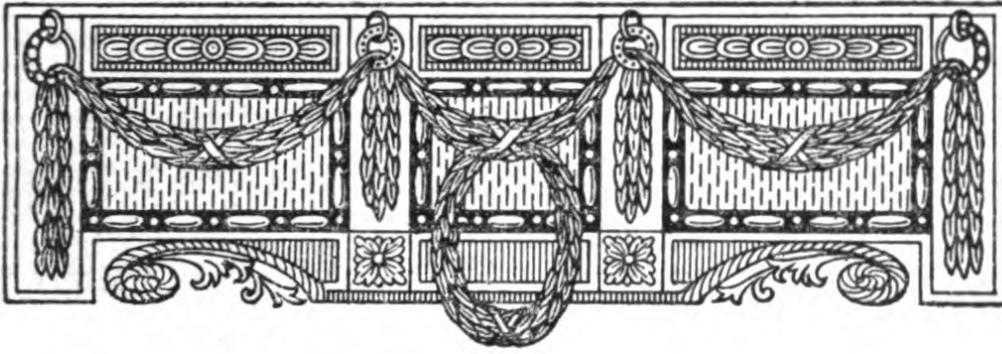
Daß der Ortus vernehme: ein Fürst kommt!
Drunten von ihren Sitzen
Sich die Gewaltigen lüften.





Goethe als Vierzigjähriger.

Nach einer Steinzeichnung von
Karl Bauer.



Reiseverdruß.

Von G. v. Graevenitz.

(Aus: „Goethe unser Reisebegleiter in Italien.“ *)

Durch Selbsterziehung gelang es Goethe, das, was man mit einem Worte Reiseekel nennen möchte, zu bekämpfen, das Gefühl der Verkümmernng so manchen Genusses, so mancher hochgestimmten Stunde durch äußere und außerhalb unsrer Einflußsphäre liegende Dinge, namentlich durch die Erbärmlichkeit und Nichtsnußigkeit der Spezies Mensch und seines kleinlichen Tuns zurückzudrängen und auf das richtige Maß zurückzuführen. Wie oft stört uns auf italienischer Erde im Genuß der schönsten Aussicht, eines unsrer ganzes Wesen erfüllenden Kunstwerkes die unerträgliche Aufdringlichkeit eines ambulanten Verkäufers, wie oft bringt der Anblick eines armen, gemißhandelten Tieres unser Blut in Wallung, wenn wir die Güte des Schöpfers in der Herrlichkeit seiner Werke bewundern, wie oft entstellt kleinliches Menschentum die großen, reinen Linien der italienischen Landschaft, wie oft

*) Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn. Berlin 1904. M. 2,80, geb. M. 4,—.

sehen wir mit stillem oder lautem Ingrim, wie italienischer Unverstand gegen Wald und Baum und Strauch wütet!

Und auch abgesehen von verkümmertem Naturgenuß, die fortschreitende Zivilisation und Kultur hat auch nach andern Richtungen hin die Gründe zu Reiseverdruß und Reiseekel in Italien nicht aus der Welt geschafft. Die Bequemlichkeit des Reisens läßt selbst auf den großen Heerstraßen des Eisenbahnverkehrs noch manches zu wünschen übrig. Wohl wird seit einer Reihe von Jahren mit durchgehenden Schnellzügen und praktisch und behaglich gebauten deutschen, schweizerischen und österreichischen Wagen ein Stück nordischen Reisekomforts tief in den italienischen Süden hineingetragen, aber die Freude an dieser völkerverbindenden Einrichtung wird durch mancherlei bureaukratische und organisatorische Einrichtungen, durch Ungewohnheiten italienischer Mitreisender stark verkümmert: wer denkt nicht, um mit einem Beispiel an Goethes einstigem Reisewege zu bleiben, mit Schrecken an die Nachtzüge Florenz—Verona—Mailand mit ihren unaufhörlichen Billettrevisionen, mit dem Ansturm von Reisenden auf die stets überfüllten durchgehenden Wagen, an die nervenerregenden Rangiermanöver auf den Bahnhöfen von Bologna und Modena! Und noch immer, um nur noch einen Griff ins Wespennest italienischer Reiseübelstände zu tun, erregen und bekümmern auch den ehrlichen Freund Italiens und seiner sozialen und moralischen Entwicklung Beraubungen des Reisegepäcks auf den Bahnen, „Irrtümer“ der Beamten zu ihren Gunsten bei Fahrkartenberechnungen, noch immer lassen

sie zu unserm Schmerz erkennen, daß der Begriff von Beamtenstolz und -würde im besten Sinne des Wortes, der sich bei uns in unbedingte Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit umsetzt, in Italien noch sehr der Vertiefung bedarf.

Aber lebte die gute alte Zeit der Tage Goethes in bezug auf italienische Verkehrsbedingungen etwa unter einem glücklicheren Stern?!

Wie alle Reisenden jener Zeit, die nicht über einen ganz besonders wohlgespidten Beutel verfügten, benutzte Goethe die Beförderung durch Betturine, Privatkutscher, denen man sich mit Haut und Haaren verschrieb, die wie die Beförderung des Reisenden, Wege- und Brüdengeldauslagen, so auch seine Verpflegung übernahmen. Die Reiseschilderungen der Goetheschen Zeit und von da an bis zur Entthronung des Betturins durch die Eisenbahn sind voll von Klagen über die Abhängigkeit der Reisenden von dem gebietenden Wagenlenker, über Prellereien und Betrügereien jeder Art, denen ein solches System des Reisens aussetzte. Wer diese und andre Schattenseiten einer italienischen Reise in der eisenbahnlosen Zeit gründlich kennen lernen will, der lese entweder das Buch von Archenholz, ein Buch, das Goethe einmal mit den Worten abtut: „Wie so ein Geschreibe am Ort selbst zusammenschumpft, ist nicht zu sagen.“ Oder er lese das Hohelied der Wutausbrüche gegen italienische Zustände in den dreißiger Jahren, Gustav Nicolais „Italien, wie es wirklich ist; berichtet über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden als Warnungsstimme für alle, welche sich dahin sehnen“. Das seinerzeit viel gelesene Buch verdient, auch abgesehen von der streng durchgeführten Ein-

seitigkeit des Standpunktes, schon deshalb durchblättert zu werden, weil es ausdrücklich als eine Gegenschrift gegen die ‚italienische Reise‘ Goethes angesehen zu werden wünscht. „Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war besonders von Engländern die Wahrheit schon ziemlich unverschleiert zu erkennen gegeben worden, als Goethe in Deutschland über Italien seine Stimme erhob und weniger die Wahrheit als die Schönheit der darstellenden Farben vor Augen hatte. Es konnte auch ihm, der überall nur an sich selbst dachte, nicht darauf ankommen, ob er im Interesse seiner Landsleute schrieb.“

Ja, Goethe dachte glücklicherweise — allerdings in anderm und höherm Sinne als Nicolai meint — nur an sich, als er die ‚italienische Reise‘ schrieb: Deshalb steht der ‚Goethe in Italien‘ jetzt in greifbarer Nähe und Klarheit vor unsern Augen. Aber auch dieser Goethe ist, ebensowenig wie der Goethe der Tagebücher und Briefe, einer, der im Nicolaischen Sinn die „unverschleierte Wahrheit“ reicht, d. h. jeder Anwendung von Reiseverdrossenheit nachgibt und „im Interesse seiner Landsleute“ ein Buch über Enttäuschungen in Italien und über italienische Schlechtigkeit schreibt. Gewiß, auch er wird während seiner ersten italienischen Reise von Anwendungen des Unmuts, des Reiseekels nicht verschont geblieben sein, und einmal schreibt er an den Herzog ganz „nicolaisch“: „daß die Sektatur und Prellerei in Italien unendlich ist; man muß notwendig einen Italiener an die Italiener hegen, um mit ihnen fertig zu werden“. Aber es ist bezeichnend, daß dieser einzige starke Ausbruch des Unwillens durch die Fürsorge für andre, für die Herzogin-Witwe Amalie und

ihre Reisegesellschaft, ausgelöst wird; Goethe weiß, was vornehme Fremde, was „eine ganz bonhomische, ununterrichtete, so gut als mit dem Lande unbekannte Karawane“ in Italien (wie anderswo im Ausland) erwartet. Aber von dieser einen Veranlassung abgesehen, wo an Stelle des Dichters und Privatmanns das „pflichtmäßige und geheimderätliche“ Empfinden spricht, verfliegt der Nebel des Reiseunmuts bei Goethes auf das Ganze und Große gerichteter Auffassung und löst sich in prüfende Betrachtung, die vieles entschuldigt, weil sie alles versteht und den vielgestaltigen und verwickelten Erscheinungen des italienischen Lebens auf den Grund geht.

Ein ergiebiges Thema für Klagen und Beschwerden bilden für Goethes Zeitgenossen die Zolldurchsuchungen, die bei dem häufigen Überschreiten der Landesgrenzen allerdings wirklich eine böse Reisezugabe gewesen sein müssen; passierte Goethe doch auf dem Wege von Karlsbad nach Rom die Grenzen der Republik Venedig, des Kirchenstaats, des Großherzogtums Toskana und wiederum die des Kirchenstaats. In den weltlichen Staaten genügte die Erklärung, daß man nichts Steuerbares bei sich führe und keine Handlung treibe, aber allerdings nur, wenn eine „kleine Ergöcklichkeit“ für die Beamten sie unterstützte. Der Kirchenstaat zeichnete sich durch seine scharfe Bücherkontrolle aus, verbotene und verdächtige Bücher wurden zurückbehalten, von Geistlichen durchgesehen und nicht wieder zurückgegeben, wenn sie nicht orthodox befunden waren. Die unangenehmste Form nahmen Zolldurchsuchung und Zollpladerei im Königreich Neapel an: die Revisionen in Molo di Gaeta und dann

nochmals vor den Thoren von Neapel in Capo di China waren berüchtigt wegen der unverschämten Habgier der Beamten, der Räubereien der Gepädträger; Legitimationen und Passierzettel, die umständliche Besorgung erforderten, schützten wenig. Zu diesen Zollschereien an den Landesgrenzen traten noch solche beim Eintritt in die Städte. Auch über das Meer, die Schiffsverbindungen zwischen den Häfen der Halbinsel und der Inseln, spannte sich dies Netz der Zollpladereien, ein Werkzeug ebenso der Gewinnsucht der einzelnen Regierungen wie ihrer politischen Überwachungsgrundsätze.

Überblicken wir alle solche Einrichtungen der Goetheschen Zeit, so erhebt sich allerdings vor unsern geistigen Augen eine Art Reisegepenst mit Polypenfangarmen, das empfindlichen und nervösen Naturen wohl den Genuß einer italienischen Reise stark beeinträchtigen und in Verbindung mit anderm Reiseungemach selbst zu dem Gefühl führen konnte: „Ach, ich bin des Treibens müde!“ Aus den Goetheschen Mittheilungen aber klingt nichts dergleichen heraus; der einzige längere Satz des Tagebuchs, der diesem Thema gewidmet ist, faßt es von einer ganz andern, praktischen und realen Seite auf. „Hier fällt mir ein, daß ich die toskanische Doganeneinrichtung als schön und zweckmäßig loben muß, ob sie mich gleich inkommodiert hat, und die andern, die mich nicht inkommodiert haben, taugen nichts.“ Der weimarische Staatsminister, der den Staat und sein Wohl der Bequemlichkeit des einzelnen voranstellt, spricht aus diesen resoluten Worten.

Über den Betturin und die Langsamkeit der Beförderung durch ihn haben andre Reisende seiner Zeit

nur Worte des Tadelns: Goethe deutet eignes Unbehagen nur humorvoll an. „Mit den Betturinen ist's eine leidige Fahrt; das beste, daß man ihnen bequem zu Fuße folgen kann.“ Uns heute würde es als eine schwere Prüfung erscheinen, die Reise von Deutschland nach Rom in etwa zwei Monate dauernder Fahrt in einem Reisewagen zu machen, und wäre es der bequeme Wagen Wiener Arbeit und von der Größe der Arche Noah der Familie Humboldt, wir würden uns nicht leicht darein finden, in ihm für jene Zeit den Ersatz der Heimat und des festen Wohnsitzes zu finden. Was aber würden wir zu der Zumutung sagen, uns gleich Goethe, der nicht als Gesandter, sondern als Kaufmann Philipp Möller reiste, auf Tage „mit unsrer ganzen Existenz“ und mit andern Mitreisenden in die zweirädrige Sedia des Betturins verpacken zu lassen?! Wie sah das Gefährt aus, in dem Iphigenie und Tasso durchgedacht wurden? Goethe gibt nicht nur eine Beschreibung, sondern auch eine geschichtliche Entwicklung dieses primitiven Beförderungsmittels.

„Dieses Italien, von Natur höchlich begünstigt, blieb in allem Mechanischen und Technischen, worauf doch eine bequemere und frischere Lebensweise gegründet ist, gegen alle Länder unendlich zurück. Das Fuhrwerk der Betturine, welches noch Sedia, ein Sessel, heißt, ist gewiß aus den alten Tragsesseln entstanden, in welchen sich Frauen, ältere und vornehmere Personen von Maultieren tragen ließen. Statt des hintern Maultiers, das man hervor neben die Gabel spannte, setzte man zwei Räder unter, und an keine weitere Verbesserung ward gedacht. Man wird

wie vor Jahrhunderten noch immer fortgeschaukelt, und so sind sie in ihren Wohnungen und allem.“

Ja, an andrer Stelle freut er sich aus seiner beschaulichen Stimmung heraus über die Langsamkeit seines Sediola genannten Chaischens, über die andre in Verzweiflung geraten. Man führe sonst bequem in 3½ Stunden von Vicenza nach Padua, er hätte 4 gebraucht. Da er aber den köstlichen Tag gern unter freiem Himmel genießen wollte, so war es ihm angenehm, daß der Betturin hinter seiner Schuldigkeit zurückblieb.

Und in ähnlicher Weise lindern ihm geschichtliche Betrachtung, Anteilnahme an Werden und Entwicklung der Dinge, künstlerisches Sehvermögen die Leiden und Entbehrungen der Unterkunft in Gasthäusern und Quartieren, wie wir Menschen des 20. Jahrhunderts sie uns kaum noch vorstellen können. Wer von uns fände in der Umgebung, die uns Goethe in Foligno schildert, den Mut, die Stimmung, einen langen Reisebericht nach Hause zu schreiben, wir, die in jedem Hotel für die rasch zu schreibende Ansichtskarte ein behaglich mit allem Erforderlichen ausgerüstetes Schreibzimmer suchen und bis tief nach Süditalien hinein finden.

„Wenn man die erste poetische Idee, daß die Menschen meist unter freiem Himmel lebten und sich gelegentlich manchmal aus Not in Höhlen zurückzogen, noch realisiert sehen will, so muß man die Gebäude hier herum, besonders auf dem Lande, betreten, ganz im Sinn und Geschmack der Höhlen. Eine so unglaubliche Sorglosigkeit haben sie, um über dem Nachdenken nicht zu veralten. Mit unerhörtem Leichtsinne versäumen sie, sich auf den Winter, auf längere

Nächte vorzubereiten, und leiden deshalb einen guten Teil des Jahres wie die Hunde. Hier in Foligno, in einer völlig homerischen Haushaltung, wo alles um ein auf der Erde brennendes Feuer in einer großen Halle versammelt ist, schreit und lärmt, am langen Tische speist, wie die Hochzeit von Rana gemalt wird, ergreife ich die Gelegenheit, dieses zu schreiben, da einer ein Tintenfaß holen läßt, woran ich unter solchen Umständen nicht gedacht hätte. Aber man sieht auch diesem Blatt die Kälte und die Unbequemlichkeit meines Schreibtisches an.“

Und endlich finden wir uns in kleineres Reiseungemach, als es Goethe beschieden war, mit demselben Humor, mit dem er sein Quartier im großen Neapel beschreibt? Die Lokanda führte, wie er berichtet, die prächtig klingende Aufschrift „del Signor Moriconi al Largo di Castello“ und war für die damaligen Verhältnisse der großen Stadt ein vornehmer Gasthof. Aber keine Feuerstätte, kein Kamin war in ihm zu finden, nur das bekannte und heute noch im italienischen Hause übliche Beden mit glühenden Kohlen, deren zärtlich sorgsame Behandlung Goethe beschreibt. „Ich befand mich nicht ganz wohl und hätte freilich mehr Bequemlichkeit gewünscht. Eine Schilfmatte diente gegen die Einflüsse des Estrichs; Pelze sind nicht gewöhnlich, und ich entschloß mich, eine Schifferkutte, die wir aus Scherz mitgenommen hatten, anzuziehen, die mir gute Dienste leistete, besonders nachdem ich sie mit einem Kofferstrick um den Leib befestigt hatte, da ich mir denn als Mittelding zwischen Matrosen und Kapuziner sehr komisch vorkommen mußte. Tischbein, der von Besuchen bei

Freunden zurückkehrte, konnte sich des Lachens nicht enthalten.“

In viel stärkerem Maße als heute verschlechterten sich in Goethes Zeit die Bedingungen für Verkehrsmittel, Unterkunft und Verpflegung des Reisenden, wenn er über Neapel hinaus nach Süden vordrang und z. B. Sizilien besuchte. Man lese die Schilderung Goethes, wie er und sein Begleiter, der Maler Kniep, in Caltanissetta, wo heute unter den drei Gasthäusern das eine sogar im Reiseführer die Bezeichnung „gelobt“ trägt, ihre „Haushaltung von vorn anfangen“ mußten. Die beiden Maultiere stehen allerdings in gewölbten Ställen, aber das mit Mühe erlangte Zimmer besitzt keine Tische, zum Sitzen dienen Bänke von starkem Holz. Will man ein Nachtlager herstellen, so borgt man vom Tischler gegen Miete Bretter, die über jene gelegt werden. Darauf kommt ein mit Häcksel gefüllter Zuchtsack der Reisenden. Eine Henne ist schon unterwegs gekauft, der Betturin besorgt die Zutaten. Ein ältlicher Bürger gibt gegen ein Billiges Holz-, Küchen- und Tischgeräthe, und bei ihm wird die Mahlzeit hergestellt. Es sind an die Antike erinnernde Verhältnisse, und Goethe fühlt sich in ihnen trotz aller Unbequemlichkeiten augenscheinlich wohl. Und daß in Betrano „in einem freilich nicht sehr zierlichen Lokal“ um Mitternacht ein herrlicher Stern durch eine Lücke des Daches dem Reisenden erscheint, sieht er sogar als ein glückverheißendes Zeichen an.

Man wird zugeben müssen, daß es uns heute um vieles leichter gemacht wird, unsre gute Laune zu bewahren und unsern ganzen Vorrat an Zeit, Kraft,

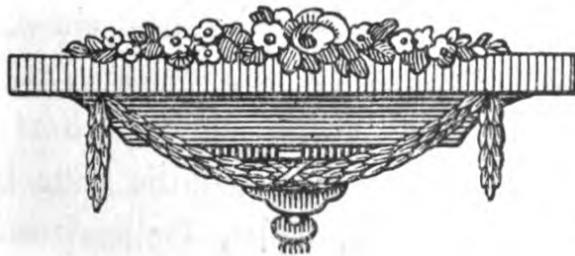
Nerven und Genußfähigkeit für die eigentlichen großen Reisezwecke aufzusparen. Gewiß, es gehört auch heute noch zu einer italienischen Reise eine Dosis jener besondern Reiseeigenschaften, die Goethe an Lorenz Sterne rühmt, nämlich Heiterkeit, Genügsamkeit, Duldsamkeit; auch heute noch werden uns nur eine gewisse Heiterkeit des Geistes, die Gewöhnung humoristischer Lebensauffassung, namentlich aber das Gefühl für das Bedeutende und Bleibende im Wechsel zwischen allerlei Entbehrungen und Plaudereien, Betrügereien und Enttäuschungen den wirklichen Genuß einer italienischen Reise sichern. Goethe vermag uns zu lehren, wie wir jene Eigenschaften, jene köstlichen Reisegüter uns erwerben, denen Taschendiebe und hohe Gasthofsrechnungen nichts anhaben können. Nicht nur durch sein Vorbild, auch durch seine Lehre, seine vorgetragene Überzeugung zeigt er uns, wie man sich vom Reiseekel siegreich durchkämpft zum Reiseenthusiasmus einzelner begnadeter Augenblicke und zur dauernden Reisefreude. Eine Stelle des Tagebuchs aus Vicenza vom 23. September ist dafür von besonderm Wert. Ewig schade, daß sie wie so viele andre warme und frisch empfundene Stellen nicht in die ‚italienische Reise‘ übernommen ist. Sie wäre wert, daß sie als der Reiseweisheit letzter Schluß jedem Reisehandbuch als Motto vorangesezt würde.

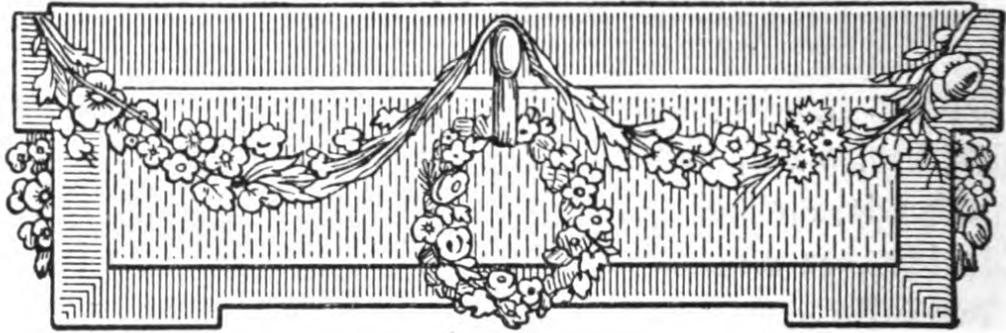
„Hier will ich eine Bemerkung hersehen über den Punkt, in dem so manche Reisende fehlen, in dem ich auch sonst gefehlt habe. Jeder denkt doch eigentlich für sein Geld auf der Reise zu genießen. Er erwartet alle die Gegenstände, von denen er so vieles

hat reden hören, nicht zu finden, wie der Himmel und die Umstände wollen, sondern so rein, wie sie in seiner Imagination stehen. Und fast nichts findet er so, fast nichts kann er so genießen. Hier ist was zerstört, hier ist was angeflebt, hier stinkt's, hier raucht's, hier ist Schmutz, in den Wirtshäusern, mit den Menschen usw. Der Genuß auf einer Reise ist, wenn man ihn rein haben will, ein abstrakter Genuß; ich muß die Unbequemlichkeiten, Widerwärtigkeiten, das, was mit mir nicht stimmt, was ich nicht erwarte, alles muß ich beiseite bringen, in dem Kunstwerk nur den Gedanken des Künstlers, die erste Ausführung, das Leben der ersten Zeit, da das Werk entstand, herausuchen und es wieder rein in meine Seele bringen, abgeschieden von allem, was die Zeit, der alles unterworfen ist, und der Wechsel der Dinge darauf gewirkt haben. Dann hab' ich einen reinen, bleibenden Genuß, und um dessentwillen bin ich gereist, nicht um des augenblicklichen Wohlseins oder Spases willen. Mit der Betrachtung und dem Genuß der Natur ist's eben das. Trifft's dann aber doch einmal zusammen, daß alles paßt, dann ist's ein großes Geschenk. Ich habe solche Augenblide gehabt."

Und solche Augenblide des reinen und bleibenden Genusses, die als unzerstörbarer Besitz in unsrer Erinnerung haften, verdichten sich bei Goethe während der italienischen Reise zu warmer Glücksempfindung und Lebensfreude. Namentlich während des Aufenthalts in Rom tritt sie in einer Stärke und Machtfülle auf, wie keine andre Periode seines langen Lebens sie aufweist. Aber auch schon vorher bricht sie oft unaufhaltsam

hervor. „Wie glücklich mich meine Art, die Welt anzusehen, macht, ist unsäglich. Und was ich täglich lerne! und wie mir doch fast keine Existenz ein Rätsel ist. Es spricht eben alles zu mir und zeigt sich mir an.“ So eine der ersten Frau von Stein zugedachten Ausführungen des Tagebuchs. Ende September rückt eine andre Stelle die Anteilnahme an allem als die Grundlage glück erfüllter Existenz in den Vordergrund. „Ich gehe nur immer herum und herum und sehe und übe mein Aug' und meinen innern Sinn. Auch bin ich wohl und von glücklichem Humor. Meine Bemerkungen über Menschen, Volk, Staat, Regierung, Natur, Kunst, Gebräuche, Geschichte gehn immer fort, und ohne daß ich im mindesten aufgespannt bin, hab' ich den schönsten Genuß und gute Betrachtung. Du weißt, was die Gegenwart der Dinge zu mir spricht, und ich bin den ganzen Tag in einem Gespräch mit den Dingen.“ Und wie ein dankbarer Abschluß neugewonnener Lebenskunst klingt dann gleich einem jubelnden Akkord der Satz: „Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle.“





Spaziergänge.

(Bode — Seynacher — Jentsch — Vitzmann — Nechanstj —
Quinde.)

Über die Familie Vulpinus müssen wir in Zukunft anders als bisher reden. Als ich Herrn Dr. Walther Vulpinus um einen Aufsatz über seine Vorfahren bat, war mir die Gesundheit der letzten beiden Generationen bekannt, ist doch besonders unser Verfasser, ein noch junger Mann, ein Bild von Kraft, von Frische. Ich wußte, um wie viel gesünder an Leib und Seele die Enkel des Rinaldini=Dichters sind, als die längst begrabenen Enkel seiner mit dem Faust=Dichter verheirateten Schwester waren. Ich erwartete, daß uns an der Familie Vulpinus die Entlastung eines belasteten Geschlechts gezeigt werden würde, und, da heute so viel von Degeneration gesprochen wird, freute ich mich auf ein Beispiel der Regeneration. Jetzt müssen wir gestehen, daß wir keine Beweise für die Krankhaftigkeit der älteren Vulpinus' haben. Wir kennen in dieser Familie keine der üblichen Degenerationszeichen: Epilepsie, Geisteskrankheit, hochgradige Nervosität, Selbstmord und dergl. Die jetzige

Generation ist sehr gesund. Die vorhergehende, aus Felix und Rinaldo bestehend, war es auch; Felix wurde 81, Rinaldo 73 Jahre alt. Das spricht doch auch gut für Vater und Großvater. Der Vater, Christianens Bruder, der in sehr knappen Verhältnissen aufwuchs und lange Zeit darin lebte, wurde 65 Jahre alt; er war immer ein sehr fleißiger Mann. Man könnte vielleicht beweisen, daß er wiederholt angeheitert gewesen ist, aber ihn für einen Alkoholiker zu erklären, dazu haben wir kein Recht. Goethes Frau, Christiane, starb als Zwei- undfünfzigjährige an „Blutkrämpfen“; bis zu ihrem fünfzigsten Jahre war sie recht gesund und unterschied sich dadurch beständig von ihrem berühmten Lebensgenossen, über dessen Befinden und Hypochondrie sie beständig zu klagen hatte. Gegen ihre Kernhaftigkeit könnte man — abgesehen von ihrer letzten Krankheit — zweierlei ins Feld führen: von ihren fünf Kindern blieb nur eins am Leben, und das war August. Ferner: sie trank in der zweiten Hälfte ihres Lebens den Wein, an den sie sich in Goethes Hause gewöhnen konnte, offenbar gern. Aber ihre Kinder waren auch Goethes Kinder, und von Trunkneigung darf man trotz aller unfreundlichen Berichte doch nicht reden, denn dafür fehlen wirkliche Beweise. Ihre Schwester Ernestine wurde nicht alt; ob die vier Stiefgeschwister, deren Schicksal uns unbekannt ist, überhaupt blutsverwandt waren, wissen wir nicht. Bleibt ihr Vater übrig, von dessen Trunksucht oder leichtsinnigem Leben die weimarische Gama zu melden wußte. Wie unser Verfasser schon andeutete: eine Behauptung dieser weimarischen Gama kann auch einmal

richtig sein, aber nur den Klatschbasen genügt solche weimarische Rederei schon als Beweis. Kurz, wir müssen gestehen: die Familie Vulpius nimmt ihrer Gesundheit und Leistungsfähigkeit nach einen ziemlich guten Rang ein, und ob ihr Vertreter vor 120 Jahren ein Alkoholist war, wissen wir nicht. Ist er es gewesen, so wissen wir nicht, in welche der vielen und sehr verschiedenen Klassen von Trinkern wir ihn einzureihen hätten. Jedenfalls haben wir kein Recht, an der alten Auffassung festzuhalten, die der Christiane an der Degeneration von Goethes Nachkommenschaft die Schuld zuschob.

Das Urteil von P. J. Möbius über die Familien Goethe und Vulpius geht in Kürze dahin, daß er beide Familien (d. h. bei den Vulpius' die ältere Generation) für krankhaft erklärt, die Schuld an den Schwächen der Goetheschen Enkel aber besonders auch noch der neu hinzugetretenen Familie Bogwisch zuschreibt. Von Ottilie v. Bogwisch schreibt er (in der zweiten Auflage seines „Goethe“, II, 259): „Diese war durchaus eine dégénérée. Den ‚verrückten Engel‘ nannten sie ihre Freundinnen, die ‚Frau von dem andern Stern‘ sagte Frau v. Gustedt. Sie war leidenschaftlich, unstet, phantastisch, trotz vieler guter Eigenschaften und ausgezeichneter Befähigung.“ Von dem, was Möbius über Christiane mitteilt, ist das Ungünstigste ein Satz der Johanna Schopenhauer über ihren Tod. „Ihre Unmäßigkeit in allen Genüssen zu einer sehr bösen Periode für unser Geschlecht, hatten ihr das fürchterlichste aller Übel, die fallende Sucht, zugezogen.“ Aber Frau Schopenhauer hatte das auch nur vom Hörensagen. Möbius folgert

aus verschiedenen Berichten, es sei kaum zweifelhaft, „daß Christiane an epileptischen Anfällen gelitten hat und unter ihnen gestorben ist. Das Wahrscheinlichste ist wohl das, daß diese Anfälle auf Urämie beruhten, d. h. daß ihnen eine Vergiftung durch Versagen der Nierentätigkeit zu Grunde lag. Wenigstens kommt mir die sogenannte Alkohol-Epilepsie hier weniger wahrscheinlich vor.“ Als Trunksüchtige sieht Möbius die Christiane nicht an, obwohl er, ein Anhänger der Abstinenz, ihren Weingenuß nicht gutheißt. „Nach ihrer Verbindung mit Goethe wird sie an seiner Lebensweise teilgenommen haben. Goethe liebte es, wenn die andern mittranken; ja er soll die üble Gewohnheit des Nötigens gehabt haben. Christiane wird also getrunken haben, wie Goethe trank. Das war für ihn schon zu viel, für sie doppelt zu viel.“ In Goethes Familie ist das Pathologische sicherlich deutlicher als in der Vulpiusschen, am deutlichsten in seinem Vater und seiner Schwester, deutlich genug aber auch im Dichter selber. Seine Vorfahren mütterlicher Seite waren offenbar viel gesünder als die von väterlicher Seite, aber auch den Vater seiner Mutter hat man einen Trinker genannt.

Die „Gewissensehe“ zwischen Goethe und Christiane hat vielleicht niemand so vernünftig dargestellt wie Philipp Stein in der Reclamschen Ausgabe der „Briefe von Goethes Mutter“. Er zitiert zuerst die lieblose Äußerung Schillers gegen Körner: „Er (Goethe) fängt an alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Torheit begehen und das gewöhnliche

Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und sich nun in seinem Hause fast so gut als etabliert hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heiratet. Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß, wenn er das Mädchen heiratet, es dem Kinde zu Liebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könne.“

Darauf antwortet Körner viel humaner: „Goethes Heirat mit der Vulpius würde mich nicht sehr befremden. Erstlich fragt sich vielleicht, ob die schlimmen Gerüchte von ihr begründet sind, und dann wäre es wohl möglich, daß man ihn sein bisheriges Verhältnis nicht in Ruhe fortsetzen ließe. Denke Dir den Fall, daß er dem Mädchen gut ist, daß alle Welt auf sie loshaut, daß er ihr in einer kleinen Stadt keine erträgliche Existenz verschaffen kann, ohne sie zur Frau zu nehmen.“

Und nun fährt Stein fort: „Es zeigen diese beiden Briefstellen erstlich, daß man außerhalb Weimars Goethes Verhältnis zu Christiane in weit milderem Lichte ansah als in Weimar selbst — besaß man doch im vorigen Jahrhundert in derartigen Dingen eine mildere und weitherzigere Auffassung als gegenwärtig, hatte doch zum Beispiel Lichtenberg ein Blumenmädchen ins Haus genommen, und lebte doch S a m a n n, der Magus des Nordens, der noch heute als eine Zierde evangelischer Frömmigkeit gepriesen wird, mit einem Mädchen, das er gesehlich niemals zu seiner Frau gemacht hat. Jener Brief Schillers zeigt ferner, daß man damals in Weimar ein wirklich legitimes Verhältnis, also die Eheschließung

mit Christiane, ihm noch weit mehr übel genommen hätte. Zweifellos hat Goethe, als er die ersten Beziehungen zu Christiane anknüpfte, keineswegs an eine dauernde Verbindung gedacht, zweifellos schreckte seine Natur, die wir, wie wenig wir auch zum Heroenkultus neigen, doch mit anderem Maßstabe messen müssen, als andere Naturen, vor den Fesseln einer formell geschlossenen Ehe zurück. Aber wenn man Goethe zum Vorwurf macht, daß er Christiane damals nicht geheiratet hat, so vergißt man eins. Die formell geschlossene Ehe zwischen ihm und Christiane hätte damals, um 1790, entweder mehr oder minder schnell zu einem völligen Bruche mit der Gesellschaft und auch dem sehr toleranten Hofe führen müssen, oder aber eine baldige Trennung beider Gatten wäre die Folge gewesen. Denn wenn Goethe damals an Stelle der ‚Gewissensehe‘ die legitime Ehe hätte treten lassen, so hätte er entweder die volle Anerkennung Christianens beim Hofe und in der Gesellschaft fordern, oder aber, er hätte auch nach dem Eheschluß Christiane nur als seine ‚kleine Freundin‘ behandeln müssen. Wie jene Stelle des Schillerschen Briefes zeigt, hätte man in der Heirat eine Lächerlichkeit erblickt, es wären völlig unhaltbare Zustände eingetreten, die zu einem Bruche hätten führen müssen, wenn Goethe eben darauf bestanden hätte, eine gesellschaftliche Ebenbürtigkeit für seine Gattin zu erzwingen. Hätte er hierauf aber verzichtet, so hätte er erstlich unwürdig und feige gehandelt, dann aber auch Christiane sich gänzlich entfremdet. Denn das ist doch klar und bedarf keiner weiteren psychologischen Begründung: was das Mädchen Goethes, die Geliebte, die

kleine Freundin sich gefallen lassen durfte, was sie freudig auf sich nehmen konnte, um an des Geliebten Seite bleiben und sorgend um ihn sich mühen zu dürfen — das hätte nun und nimmermehr Christiane als Gattin Goethes ertragen können.

Wie schwer es gewesen ist, Christianen als Gattin in der Gesellschaft Gleichberechtigung zu verschaffen, das hat sich ja im Jahre 1806 gezeigt, als Goethe nun wirklich eine Legitimation seiner Gewissensehe herbeiführte. Wie nun erst 1790, als Goethe kurz zuvor erst wieder in die Weimarer Gesellschaft aus Italien heimgekehrt war und Frau v. Stein ihre Hoffnung auf Goethe, den sie bisher durch alle Künste versagender und gewährender Koketterie zu fesseln gewußt, nun plötzlich zerstört sah!“

Wissenschaftliches Betrachten und Kunstgenuß.

Wir wollen in dieser Zeitschrift manchmal poetische Werke Goethes nach Art des Gelehrten betrachten, also die Geschichte des Gedichtes vor und nach der Entstehung, sowie die Zustände, Absichten und Beweggründe des Dichters kennen lernen und bedenken. Wir halten solches Betrachten für berechtigt, aber man möge uns nicht so verstehen, als ob wir sie für die einzig richtige oder mustergültige Aufnahme eines poetischen Werkes hielten. Stehe ich auf einem Aussichtspunkte, so lasse ich mir gern die Gegend von einem Ortskundigen oder einem Historiker oder einem Geologen erläutern; die Schönheit der Gegend empfinde ich ohne sie. Ja, diese Leute stören und ärgern mich, wenn sie mir darein reden, während ich mich an Formen und Farben freue, während

ich zur Mühle im Tale eine Idylle träume oder mit den Augen dem Fluge des Raubvogels folge, der noch weiter sieht als ich. Erst wenn ich dieses ästhetischen Genießens müde bin, mögen sie mir die Namen der Berge, Gewässer und Ortschaften nennen, von alten Kriegszeiten reden oder von alten und neuen Erwerbsquellen der Menschen, die diese Länder bewohnen. Blide ich nachher, von ihnen belehrt, wieder allein in die Landschaft, so kann es wohl sein, daß ich ihre Schönheit nun noch vollkommener genieße, daß mein neues Wissen mir zu neuer und höherer Stimmung hilft. Wenn der alte Goethe vom Ettersberge herabschaute, so dachte er auch an die Walfische, die einst, als hier noch Meer war, in dem Tale zwischen Erfurt und Weimar schwammen, und an die Möwen, die darüber hinwegflogen. Und auf der Höhe des Ridelhahns mischten sich an seinem 82. Geburtstage in das Landschaftsbild Gedanken an die Gebirgsbewohner „vom Köhler bis zum Porzellanfabrikanten“, Erinnerungen an vergebliche Bemühungen um den Bergbau, Erinnerung an Jugendgefährten und Gedanken an noch viel ältere Zeiten, die nur der Geologe kennt, die nur sein geliebter Granit mit erlebt hat. Kann man im alten Goethe den naiven Genuß des Schönheitsliebenden von den Stimmungen des Wissenden völlig trennen? Und werden nicht auch wir als Wissende manches Kunstwerk viel mehr genießen, obwohl das Erlangen des Wissens mit Kunstgenuß nichts zu tun hat? Beim zweiten Teile des „Faust“ gesteht jedermann zu, daß nur der Unterrichtete ihn genießen kann; aber auch ein so einfaches Stück wie den „Götz“ empfinde

ich besser, seitdem ich die Dichtung wissenschaftlich betrachtet habe, weil ich eine Einleitung dazu für Leser aus dem Volke zu schreiben hatte.

Der „Kunstwart“ hat neulich Berthold Lizmanns Erläuterungen zu Goethes Gedichten scharf kritisiert; B. v. Wolfsberg fragt schließlich: „Tut man gut, für die Übung im Kunstgenuß überhaupt das Biographische heranzuziehen?“ Wir haben oben unsere Meinung gesagt, und unsere Leser werden mit uns das Bedürfnis haben, Kunstwerke als gut Unterrichtete zu genießen. Aber es lohnt sich schon, Wolfsbergs Einwände zu beachten. Er schreibt: „Der Genießende findet nicht den Dichter, sondern er findet im Gedichte sich. Das Persönliche, Zufällige, Besondere bleibt wie Schlacken zurück, wenn sich das allgemein Menschliche, das Typische, glühend geschmolzen in die Form eines Kunstwerks gießt. Es spricht nicht mehr Goethe, es spricht der groß fühlende Mensch überhaupt. Sag' ich dem werdenden: Goethes Lied an den Mond spricht aus, wie Goethe fühlte, daß Frau v. Stein die Mondnacht empfinden müsse, so lenk' ich die Seele dessen, der genießen will, nicht hin zum Gedichte, sondern weg von ihm. Eher dürfte ich ihm sagen: ‚So klingt tiefe Menschenseele, die entschwundenem Glücke nachtrauert, in der Mondnacht — verloren hat schon jeder von uns, wird nicht auch dir, als ob dein eignes dunkles Empfinden wach würde und Stimme gewänne?‘ Und bei Ganymed: ‚Auch dein Frühlingsempfinden ist hier, das eben noch seltsam im Herzen drinnen das unflügge Leben regte; hier wird es befreit, daß es mit mächtigen Schwingen aufwärts

rauscht.' Aber auch mit solchen Worten ist zum Erregen des Kunstgenußes erst dann etwas getan, wenn uns gelingt, den Hörer in die Stimmung zu bringen, die ihn für die Dichtung empfänglich macht. Dann kann er genießen und durch das Genießen sich nähren mit dem, was eine größere Persönlichkeit ihm gibt. Nicht das gilt es da: ein dressiertes Denken wachsam zu machen, um Beziehungen zum Leben Goethes zu finden und zu verstehen; nicht aufpassen zu lehren gilt es wie ein Jagdhund, um Kombinationen zu spüren. Du, werdender, sollst das Gedicht als *deine*, als Menschensprache sich austönen hören, sollst ihm und dir selber lauschen und den Verfasser und alle Wissenschaft über ihn vergessen bei dem, wohin der Große dich führt und was er dich mit seiner Seele mit eintrinken läßt aus der Natur, aus dem Leben."

Zum gleichen Thema sandte uns auf unsern Wunsch Professor Berthold Vikmann folgende grundsätzliche Äußerung:

Was ist Kunstgenuß? Ein innerliches Erleben; nicht hervorgerufen durch positive Vorgänge innern oder äußern Lebens, sondern durch Nachempfindung eines Kunstwerkes, das solchem positiven Erleben sein Entstehen verdankt. (Und zwar verstehe ich unter positivem Erleben auch das willkürliche sich in Stimmungs- und Gedankengänge Versetzen des Dichters, aus dem heraus ein Kunstwerk geboren wird.) Anleitung zum Kunstgenuß ist also Anleitung zu diesem innern Miterleben, durch nachempfindende, in gewisser Beziehung nachschaffende Phantasie. Diese Anleitung kann auf die verschiedenste

Weise gegeben werden. Die einen meinen, das gute Vorlesen eines Gedichtes genüge, um im Hörer die Fähigkeit des Nachschaffens zum Zweck des Miterlebens zu erwecken. Andere meinen, es seien dazu verdunkelte Räume erforderlich, in denen kein äußerer sinnlicher Reiz die Phantasie des Hörers ablenke. Wieder andere glauben durch abstraktes Zusammenfassen dessen, was der Dichter in wundervollem Bild zu sinnlicher Anschauung bringt, das Miterleben des Hörers zu fördern, so z. B. Herr Wolfsberg im „Kunstwart“, der dem Hörer die Mondnacht von Goethe zum inneren Erlebnis gestalten will dadurch, daß er ihm sagt: „Hier tönt tiefe Menschenseele, die entschwundenem Glücke nachträumt!“ oder den Gany-med: „Frühlingsempfinden, das mit mächtigen Schwingen aufrauscht.“ Und ich glaube, daß man dies innere Miterleben nur erringen kann, wenn man das Kunstwerk aus der Seele des Künstlers heraus zu erfassen sucht!

Es gibt Kunstwerke, die so naiv und primitiv nur allgemein gültige Empfindungen zum Ausdruck bringen — so z. B. eine ganze Reihe von Frühlingsliedern — daß es vollkommen genügt, dem Hörer zu sagen: „Auch dein Frühlingsempfinden ist hier befreit“ usw. usw., um ihn damit alles ausschöpfen zu lassen, was an innerem Erleben in dem Dichter war, als es ihn drängte, dies Erleben in ein Kunstwerk zu fassen. In dem Augenblick aber, wo es sich um Kunstlyrik handelt, wo zu den primitiven ganz natürlichen Empfindungen Vorstellungen und Gedankenreihen kommen, die auf Geistes- und Gemütskultur beruhen, wie das bei Goethe in allerhöchstem

Maße der Fall ist, genügt dies nur allgemein natürliche Nachempfinden des Lesers mit seinem primitiven Gedankenkreis (primitiv im Gegensatz zum Dichter) nicht, um den vollen Gehalt der Dichtung auszuschöpfen, um wirklich auch nur annähernd das Erlebnis nachzuempfinden, das den Dichter zum Gestalten drängte.

Wer in Goethes Ganymed nur „auch sein Frühlingsempfinden nachfühlt“ und nicht die zahllosen Ideen- und Gefühlsgänge wenigstens mit ahnt, die in Goethe auf- und abstiegen, eben weil in ihm Natur und Kultur zu wundervoller Einheit sich verschmolzen, so daß ungesucht und ungezwungen mythologische Erinnerungen ihm das Bild, das Wort leihen zur Wiedergabe allgemeiner Naturempfindungen, und wer dabei nicht die Nebenschwingungen mitfühlt, die dadurch entstehen, daß dies mythologische Bild außer der hier als Gleichnis gebrauchten Haupteigenschaft noch andere besitzt, die, ebenfalls in Verbindung gebracht mit jenen allgemeinen Naturempfindungen, eine Ahnung von dem wundervollen Reichtum und der Vielfarbigkeit eines poetischen Empfindungslebens geben, der hat eben noch nie gefühlt, welchen Kunstgenuß, d. h. welches vielseitiges reiches inneres Erleben das wirkliche Erfassen eines Gedichtes wie der Ganymed geben kann. Mir käme es vor wie eine naive Einengung und Beschränkung, wenn ich diese unzähligen Gedanken- und Empfindungsgänge, die angeregt werden, wenn ich das Gedicht aus Goethes Geist heraus zu verstehen suche, abschneiden und zusammenpressen würde, daß sie passen in die Empfindungsgänge, die vielleicht ich aus mir heraus angesichts der Natur im

Frühling habe. Ich will ja eben gerade nicht konstatieren: „Jener große Geist empfand ebenso wie ich“, sondern ich will zeigen: er empfand viel, viel reicher wie ich, und aus seiner Seele heraus will ich lernen, ebenso reich und vielfarbig zu sehen und zu empfinden.

Dieses Miterleben aber, das reicher und größer macht, kann ich nur anbahnen, wenn ich durch sorgfältiges Zusammentragen der Gedanken-, Stimmungs- und Vorstellungselemente gewissermaßen den Urstoff, den Urschleim mir vorstelle, aus dem das dichterische Erleben keimte, das dann ein Kunstwerk wurde. Und in diesem Sinne, zu diesem Zweck ist alles Biographische, alles Ästhetische, überhaupt alles, was Aufschluß gibt über Gedanken- und Empfindungswelt des Dichters im ganzen und im Augenblick, als er das Kunstwerk konzipierte, von höchster Bedeutung. Nicht als Selbstzweck, nicht um das Gedächtnis anzufüllen mit Daten, Anekdoten usw. usw., sondern nur, um aus der Fülle kleiner Tatsachen, die ich positiv weiß, mir ein großes Bild zu machen von dem Menschen, der Seele, die das empfand und schrieb. Ob das Goethe oder irgend ein anderer war, ist dabei vollkommen gleichgültig, und ob die Anregerin Frau v. Stein oder Lili war, ist auch gleichgültig, d. h. die Namen; nur daß es eine Frau war, und zwar von dieser seelischen Beschaffenheit, die in der Mondnacht denkt und spricht, ist ausschlaggebend. Sonst erlebe ich durch den Genuß des Gedichtes eben nicht das, was der Dichter gibt, sondern meine eigene Phantasievorstellung, und wenn ich das will, brauche ich das Gedicht überhaupt nicht!

Wenn ich das Gedicht an sich dann genieße, d. h. das nacherlebe, was darin an allgemein Menschlichem dem Dichter sich aus dem persönlichen Erlebnis herauskonzentriert hat, so daß es — nehmen wir an — schladenlos zum Kunstwerk sich formte, dann allerdings soll ich Verfasser und alle Wissenschaft vergessen und nur mit nachschaffender Phantasie von Strophe zu Strophe das innere Erlebnis des Dichters miterleben; um aber gerade die Stimmung zu erhalten, „die für die Dichtung empfänglich macht“, das, was ja auch Herr Wolfsberg als erste Bedingung angibt — dazu, glaube ich, ist eben nichts so fördernd als intimste Kenntnis der Gedanken- und Gefühlsgänge, aus denen der Dichter schuf. Nur muß ich selbstverständlich den Entstehungsweg auch weiter verfolgen und den Moment nicht vergessen, wo im Dichter aus dem Persönlichen das allgemein Menschliche sich herauskristallisierte. An der Stelle dann vergesse ich Biographie und Quellenstudium, das nur Mittel zum Zweck war, „die Stimmung“ bezw. den Weg zu finden, daß meine Phantasie nachzuschaffen beginnt — und zwar nachzuschaffen im Sinne des Dichters und nicht in meinem Sinne — d. h. — ich beginne zu genießen.

Der Grund also, weshalb ich mich gegen die landläufigen Kommentare, die mit allem wissenschaftlichen Rüstzeug dem Kunstwerk zu Leibe gehen, wende, ist der, daß sie als Endzweck eben das „Kombinieren, Aufspüren und Entdecken“ persönlicher Beziehungen ansehen, während ich das zwar gelegentlich auch verwende, aber als Mittel zum Zweck, meine und meiner Schüler

Gedankengänge die Wege zu leiten, die der Dichter ging bis zu dem Augenblick, da auf dem Boden von Einzelgedanken und Empfindungen und Erlebnissen der Keim entsteht, aus dem das Kunstwerk dann hervorst wächst, das dann Zeugnis ablegt für sich selbst, das dann nachzuerleben der also vorbereiteten, gewissermaßen richtig eingestellten Phantasie mindestens leichter wird, als derjenigen, die aus völlig fremden Empfindungsgängen (denen des Hörers, der des Dichters Psyche nicht kennt) kommend, schwerfällig und verkehrt arbeitet, zum mindesten das individuell Wertvolle bestimmter Kunstäußerungen nicht miterleben kann.

über die Bühnenerscheinung des Mephisto
 schreibt uns Herr Oberregisseur Wolfgang Quinde, anknüpfend an die Darlegungen Mechanskys (S. 66—70 der St. m. G.), folgendes: Es steht ja fest, daß Goethe die „leichtere“ Darstellung des Charakters gewollt hat, und sicher haben La Roche und Dawson das Richtige getroffen, wenn sie den Cavalier, d. h. die menschliche Maske, durchweg festhielten. Aber die „Auffassung“ einer Rolle beruht doch nicht, wie das Publikum im Grunde meint, auf der bloßen Willkür des Schauspielers, der es etwa ebensowohl auch anders machen könnte, sondern auf seinem Naturell, über das er nicht hinaus kann und dem zu folgen er nicht nur gezwungen, sondern auch berechtigt ist. Wenn er nämlich überhaupt eins hat, und nicht, wie die Mehrzahl, auf der beliebten Heerstraße der Nachahmung wandelt. So war Döring darauf angewiesen, mehr den Schalk zu betonen, und der schwerblütige Sendelmann, dessen Epigonen noch

nicht ausgestorben sind, hätte dem Satan, den er zu verkörpern suchte, außer der Andeutung des Pferdefußes und den Krallenhandschuhen, am liebsten auch Hörner und Schweif gegeben; ja, wenn er imstande gewesen wäre, Feuer zu schnauben oder Schwefeldünste zu hauchen, ich glaube, er hätte es getan. Der „Bonvivant“ wäre ihm schmähslich mißglückt, aber der volksmäßige Teufel, der ihm in Temperament und Phantasie lag, machte großen Eindruck; und so hatte er, trotz dem Dichter, recht, es so zu machen, wie er tat. Wer Vorbilder braucht und nützen kann, der sollte sich indessen lieber an solche halten, die den Intentionen des Dichters gerecht werden.

Kostüm und Maske des Mephistopheles sind keine Erfindung, sondern entstammen mit dem Puppenspiel dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts und entsprechen dem Bilde des „Junkers Boland“, wie es seitdem in der Volksphantasie so fest haftete, daß es für die bildende Kunst und für die Bühne gleich maßgebend geblieben ist, sobald es sich eben nicht um den Teufel mit Pferdefuß, Hörnern, Schweif und Klauen, sondern in menschlicher Verkleidung handelte.

Die Maske Satans sollte doch durch das menschliche Antlitz noch hindurchschimmern, die spanische Tracht aber war nicht nur durch das Zeitalter der Entstehung des Volksstücks und Puppenspiels gegeben, sondern auch in der Ausbildung, die sie im 17. Jahrhundert erfahren hatte, teils Bühnenkostüm geblieben, teils als solches, und zwar für alle „mittelalterlichen“ (d. h. weder antiken noch modernen, noch orientalischen) Stoffe, zu-

nächst für den Götz, in konventioneller Umbildung künstlich wieder eingeführt worden.

Offenbar schildert auch Mephistopheles selber (Weimariſche Ausgabe B. 1535—39) ein echtes ſpaniſches Koſtüm, deſſen Nebeneinanderſtellung mit ſolchen aus der Reformationszeit noch weit ſpäter niemandem Strupel machte und von dem naiven Teil des Publikums auch heute nicht als ſtörend empfunden wird. Noch Cornelius zeichnete Klärchen in der Tracht der Reformation, Egmont daneben als Wallenſteiner, und niemand fand etwas dabei. Heute darf man ſich derlei nicht einmal auf dem Theater mehr erlauben.

Einen Junker aus dem erſten Viertel des 16. Jahrhunderts auf die Beine zu ſtellen, der doch den Worten Goethes entſpricht, iſt natürlich nicht nur möglich, ſondern in der bildenden Kunſt längſt üblich und auch auf guten Bühnen bereits nichts Ungewöhnliches mehr. Doch haftet der herkömmliche Typus in ſpaniſcher Tracht ſo tief in der allgemeinen Vorſtellung, daß die Mehrheit wenigſtens im Theater die hiſtoriſch unanfechtbare, ja gebotene Abweichung von der Überlieferung noch als fremd empfindet.

Zu dem Mephiſto-Thema wünſcht Herr Dr. Nechanſky ſeinen auf Seite 66—70 wiedergegebenen Anſchauungen noch anzufügen, er habe in der Auffaſſung des Dichters erläutern wollen, was wir typiſch Mephiſto nennen, und zeigen wollen, wie genial der Einfall Goethes war, den Begriff der Zerstörung in das Geiſtige zu übertragen, mit derſelben Stellung wie in der Natur. Denn wie in der Natur das Zerstören mit dem Schaffen

zusammen das Leben sei, so sei das Aufflammen der Illusion aus der Schale unserer Empfindungen, mit der kalten, löschenden Betrachtung des Verstandes, zusammen die immer wogende Bildung und Wandlung der Weltanschauung. — Auf unserer Seite 68 wolle man übrigens einen Druckfehler verbessern. Es muß heißen: In Wahrheit sind Faust und Mephisto zwei Seiten des Menschentums, und nur genialen Menschen . . . ist es beschieden, diese zwei Seiten in sich zu vereinigen. (Gedruckt war: diese zwei Seelen.)

Kein Druckfehler, sondern eine Unaufmerksamkeit des Herausgebers war es, was auf Seite 74 verbessert werden muß. Dort steht Zelters Satz: „Ich wüßte wenigstens keinen anderen, der Herz und Unschuld genug gehabt hätte, solchen Leuten solche Gerichte vorzusetzen, wodurch sie nun erst Deutsch lernen“. Die Gerichte sind Szenen aus dem „Faust“, aber der diese Gerichte vorsetzte, ist hier nicht Goethe, sondern Fürst Radziwill. Ein freundlicher Leser in Italien macht mich auf meinen Irrtum aufmerksam; er fügt hinzu: wenn man Radziwills Musik zum Faust kenne, empfinde man die Ehrenprädikate „Herz und Unschuld“ nach.

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust. Der Hildesheimer Gymnasialdirektor Prof. Dr. Max Heynacher hat dem Schulprogramm seiner Anstalt 1902 eine Abhandlung beigegeben: „Wie spiegelt sich die menschliche Seele in Goethes Faust?“ Sie ist auch als besondere Schrift in der Weidmannschen Buchhandlung zu Berlin erschienen. Heynachers Ergebnis ist, daß der Dichter Goethe kein Monist war, daß er den

Dualismus, die Erklärung der Dinge aus mehreren Wurzeln nicht für überflüssig hielt, und daß er an Gott, an sittliche Verantwortlichkeit des freien Menschen und an Unsterblichkeit der Seele glaubte. Wir dürfen aus Heynachers nützlicher Studie ein längeres Stück hier wiedergeben, das ein viel gebrauchtes Zitat bespricht:

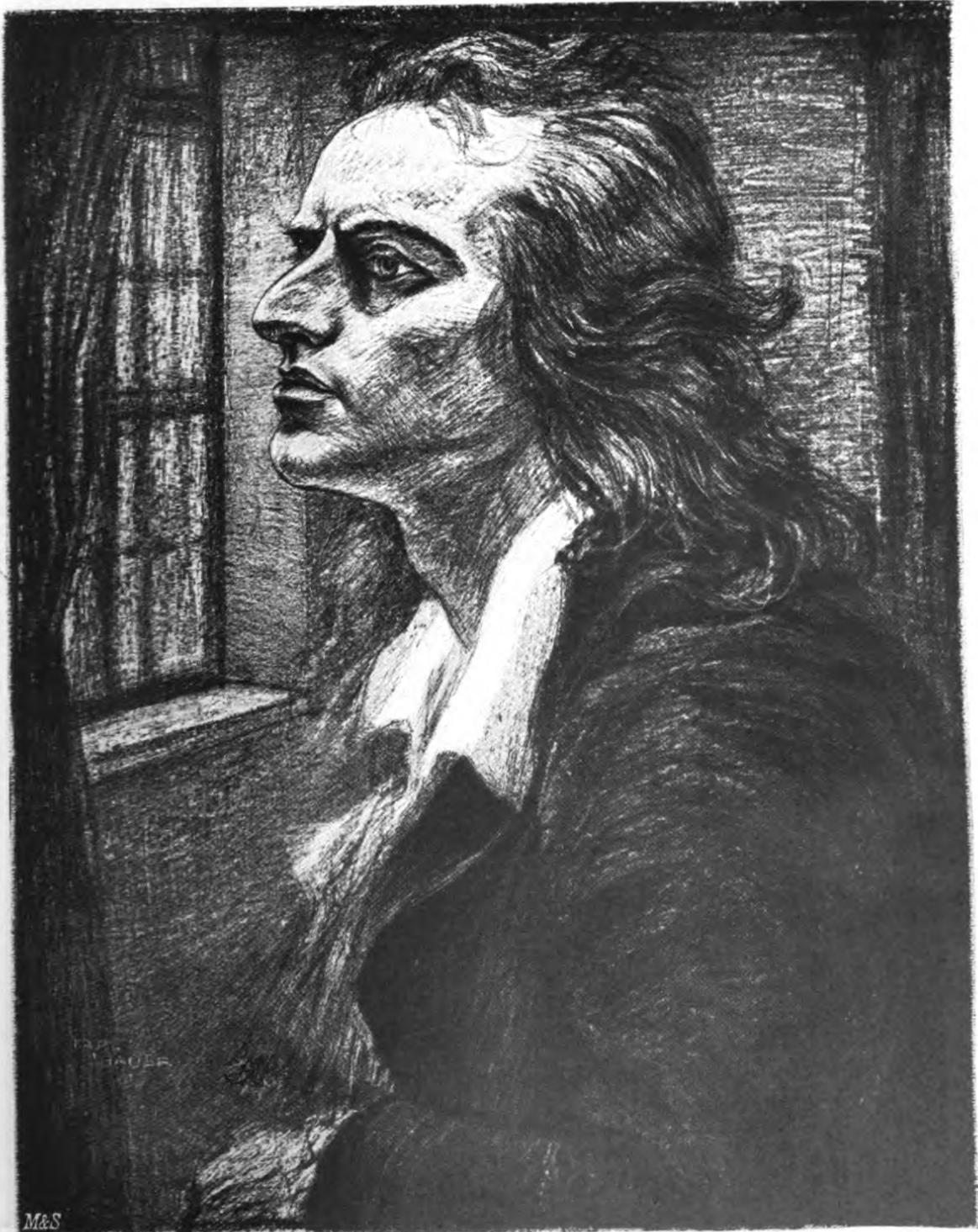
Wenn Faust die Lerche hoch in der Luft ihr Lied schmettern hört, wenn er den Adler über schroffen Fichtenhöhen, den Kranich über dem See schweben sieht, so möchte er mit ihnen weit fortfliegen. Wagner hingegen lobt sich die Geistesfreuden, wenn er in langen Winternächten ein würdiges Pergament entrollt. Ihn beseelt der Trieb, wissenschaftlich zu forschen. Faust antwortet:

Du bist dir nur des einen Triebs bewußt;
 O lerne nie den andern kennen!
 Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
 Die eine will sich von der andern trennen;
 Die eine hält, in derber Liebeslust,
 Sich an die Welt mit flammernden Organen;
 Die andere hebt gewaltsam sich vom Dufte
 Zu den Gefilden hoher Ähnen.

Saben wir nun nach Fausts Meinung zwei Seelen, eine sinnliche, die sich zur Welt hingezogen fühlt, und eine geistliche, die sich nach dem Himmel sehnt? Oder ist hier Seele gleich „Trieb“ gesetzt? Ich möchte mich hierfür entscheiden, da Faust unmittelbar vorher gesagt hat:

Du bist dir nur des einen Triebs bewußt;
 O lerne nie den andern kennen!

Ebenso finden wir Seele und Trieb ohne Unterschied gebraucht 1178 u. ff.:



Schiller in Franken Tagen.

Nach einer Steinzeichnung von
Karl Bauer.

Verlassen hab' ich Feld' und Auen,
 Die eine tiefe Nacht bedeckt,
 Mit ahnungsvollem, heil'gem Grauen
 In uns die bess're Seele weckt.
 Entschlafen sind nun wilde Triebe,
 Mit jedem ungestümen Tun;
 Es reget sich die Menschenliebe,
 Die Liebe Gottes regt sich nun.

Das heißt doch: in der heiligern Stille der Nacht regen sich die besseren Triebe unserer Seele, die Liebe zu Gott und unseren Mitmenschen, die wilden Triebe der Sinnlichkeit sind entschlafen.

Nun weist Pniower im Goethe-Jahrbuch von 1895, Seite 166, auf das sechste Buch der Kyropädie hin, wo Araspes, der die Panthea bewachen soll, sich aber in sie verliebt, zu seiner Entschuldigung anführt: ich muß also offenbar zwei Seelen haben, und wenn die tugendhafte Seele die Oberhand hat, so handle ich auch tugendhaft; hat aber die böse Seele die Oberhand, so begehe ich unanständige Taten. — Pniower berichtet auch, daß sich Goethe die Kyropädie vom 3. Januar bis zum 7. Februar 1801 von der Bibliothek geliehen habe; es liegt ihm aber wohl fern, hieraus zu schließen, daß Goethe an unseren beiden Stellen, die, wie die betreffenden Szenen: Vor dem Tore und Studierzimmer, im Faustfragment von 1790 noch fehlen, an jene Erzählung in Xenophons Kyropädie denke.

Pniower weist auch auf die vorletzte Erzählung in Goethes Unterhaltungen deutscher Ausgewandelter vom Jahre 1795 hin. Dort ist ein Jüngling mit widersprechenden Eigenschaften geschildert. Dies erklärte man

damit, „daß der junge Mann wohl zwei Seelen haben möchte“. Die gute Seele schien die Oberhand zu gewinnen.

Sollte Goethe selber nicht gewußt haben, daß die Vorstellung einer doppelten Seele durch die ganze Philosophie geht? Plato nimmt in den Dialogen *Polititus* und *Timäos* zwei Seelen in dem einzelnen Menschen an, eine vernünftige und eine der Vernunft beraubte. Ebenso vergleicht er im *Phädrus* die Seele mit einem geflügelten Gespann, das von einem göttlichen Lenker geleitet wird. Das eine Roß ist voll böser Triebe, das andere fähig, der Stimme des Führers zu gehorchen und dem zügellosen Beipferd zu widerstehen. Die Stellung des Aristoteles zu dieser Frage ist nicht ganz klar. Jedenfalls unterscheidet auch er in der Seele der vergänglichen *νοῦς παθητικός* und den formgebenden, unsterblichen *νοῦς ποιητικός*. Während ferner die Stoiker an der Einheit der Seele und der Unteilbarkeit ihrer natürlichen Kräfte festhalten, unterscheidet Epikur wieder zwischen einer vernünftigen und einer unvernünftigen Seele. Obwohl sich dann im Mittelalter die Idee von der Einfachheit der Seele immer mehr durchsetzte, so nimmt doch Thomas von Aquino in der *Summa theologiae* an, daß es im Menschen drei Seelen gebe, die vegetative, die sensitive und die vernünftige oder intellektive. Occam wieder nahm im Menschen zwei getrennte Seelen an, eine vernünftige und eine sensitive. Mit Baco von Verulam, der ebenfalls den von Gott dem Menschen eingehauchten Geist (*spiraculum*) und die physische Seele unterscheidet, die ein dünner, warmer Körper

ist, führt uns dieser Streifzug ins siebzehnte Jahrhundert.

Der Leser wolle aus diesem Ausfluge in die Philosophie entnehmen, daß wir es mit der vorliegenden Frage nicht leicht genommen haben. An den beiden Fauststellen aber handelt es sich nicht um zwei getrennte Seelen im Menschen, sondern um Triebe. Denn durch den ganzen Faust geht die Auffassung von der Einheit der Seele, eine Auffassung, die sich mit der des Descartes in seiner sechsten Meditation deckt: „Ich kann in mir keinerlei Teile unterscheiden, sondern ich erkenne und begreife sehr deutlich, daß ich ein durchaus einheitliches und ungeteiltes Wesen bin; und die Kräfte des Wollens, Empfindens, Begreifens usw. können nicht eigentlich Triebe genannt werden, denn es ist derselbe Geist, welcher vollständig auf das Wollen, vollständig auf das Empfinden, das Begreifen usw. angewendet wird.“

Goethe selber äußerte sich zur „Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen“ von E. Stiedenroth, Erster Teil, Berlin 1824: „In dem menschlichen Geiste sowie im Universum ist nichts oben noch unten, alles fordert gleiche Rechte an einen gemeinsamen Mittelpunkt, der sein geheimes Dasein eben durch das harmonische Verhältnis aller Teile zu ihm manifestiert. Alle Streitigkeiten der Ältern und Neuern bis zur neuesten Zeit entspringen aus der Trennung dessen, was Gott in seiner Natur vereint hervorgebracht.“ (Ausgabe von 1858, Bd. 40, S. 415.) Stiedenroth war Anhänger Herbarths. Herbart erklärt die Seele für ein einfaches, unräumliches Wesen. Ihr Sitz ist ein einzelner Punkt inmitten des

Gehirns. Herbart folgt hierin Leibniz, der die Seele für eine Monade hält. Mit beiden stimmt Goethe überein. Die Einheit des Selbstbewußtseins ist eben eine Tatsache, die wir in jedem Augenblick unseres Lebens wahrnehmen, sobald wir darauf achten.

Beweise für die Unsterblichkeit der Seele lassen sich nicht geben, wenn man den Begriff „Beweis“ eng und streng faßt; aber diese Unsterblichkeit ist doch nicht bloß ein Glauben der Glaubenslustigen; auch durch wissenschaftliches Betrachten und Nachdenken gelangt man dazu, sie anzunehmen. Professor B. Kneisel gibt in diesem Sinne einen „naturwissenschaftlichen Beweis“. (Bechholds „Umschau“, VIII, 21 und 22.) Er geht davon aus, daß die ganze Welt von Zweckmäßigkeit erfüllt ist, auch unser Leib und unser Seelenleben. Wo wir etwas Unzweckmäßiges bemerken, lehrt uns die Wissenschaft entweder, daß es Überreste aus früheren Entwicklungsstufen sind, oder sie mahnt uns: studiert noch weiter, schließlich wird sich auch hier noch die Zweckmäßigkeit herausstellen! Nun hat der Mensch eine Reihe von Trieben, die für unser irdisches Dasein überflüssig, ja hinderlich, oft verderblich sind. Man denke an Fausts Erkenntnisdrang, an unsere eigene Sehnsucht nach Aufklärung über die höchsten Dinge. Man denke ferner an unseren Trieb nach sittlicher Vollkommenheit; wie unzweckmäßig er für das irdische Leben ist, zeigt das Kreuzifix und die Reihe der Märtyrer am deutlichsten. Ferner hat der Mensch eine Fähigkeit zur Religion, die sich gleichfalls sehr oft als schädlich für die Erhaltung unserer Existenz und Fortpflanzung unserer Rasse erweist.

Unsere Seele, die nach solcher Wahrheit verlangt, wie sie in diesem Leben nicht zu finden ist, die ein sittliches Ideal anstrebt, das in diesem Leben nicht zu verwirklichen ist, und eine unpraktische Religion empfindet, diese Seele ragt mit ihren Trieben über das Diesseits hinaus. „Wie dieses Göttliche in die menschliche Seele gekommen ist, wissen wir nicht. Wir werden dieses unlösbare Rätsel ganz ebenso in Kauf nehmen müssen wie das Problem des ersten Anfangs der Bewegung und der Entstehung der bewußten Empfindung . . . Während die erste Entstehung der bewußten sinnlichen Empfindung aus den Elementen des Körpers zwar nicht begriffen, aber doch geglaubt werden kann, weil zwischen einem Körper und einer Seele, welche in der Sorge für diesen Körper und das Verhältnis desselben zu der sinnlichen Umgebung ihre ganze Aufgabe sieht, wenigstens verwandte Beziehungen hervortreten, so ist es schlechthin nicht bloß unbegreiflich, sondern auch unglaublich, daß eine Anzahl von Sauerstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Kohlenstoff- usw. Atomen eine Seele erzeugen sollten, welche über eben diese Sauerstoff- usw. Atome ihre Untersuchungen anstellt, über das Welträtsel oder über sittliche Ideale grübelt. Wenn wir glauben können, daß die tierischen Triebe zugleich mit dem Körper vergehen, weil sie zu diesem in engster Beziehung stehen, so werden wir ebenso glauben können, daß Triebe, welche über das Diesseits hinausreichen, Bestand haben werden, weil sie mit Fragen in Beziehung stehen, welche in diesem Leben keine Antwort finden.“

Was hier in der „Umschau“ ein moderner Forscher vortrefflich ausführt, das war Goethes Auffassung. Auch

er lehrte, daß das Sittliche, das ethische Streben, durch Gott selber in die Welt gekommen sei; die Moral sei nicht durch ihre irdische Zweckmäßigkeit entstanden oder erklärbar, denn sie sei für den einzelnen sehr oft schädlich, „die Moral ist ein ewiger Friedensversuch zwischen unseren persönlichen Anforderungen und den Gesetzen jenes unsichtbaren Reiches“. Wie hoch Goethe das Streben nach höchsten Wahrheiten bewertete, zeigt die Gestalt des Faust; dieser ist — rein irdisch angesehen — ein Narr, denn er quält sich um unerreichbare und unnötige Erkenntnisse; Gott aber nennt ihn seinen Knecht und ehrt sein verworrenes Streben und seinen dunkeln Drang. Wer immer strebend sich bemüht, greift mit seinem Streben über das Diesseits hinaus; „wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“

So war es für Goethe auch natürlich, zu folgern, daß wir nicht auf gleiche Weise unsterblich sind, daß es Rangordnungen der Seelen gibt. (Vergl. Gespräch mit Falk an Wielands Begräbnistage und das Schicksal von Helenas Dienerinnen am Schluß des dritten Aktes im zweiten Teile des „Faust“.) Je mehr jetzt unsere Triebe die irdische Zweckmäßigkeit hinter sich lassen, um so höhere Wesen sind wir in einem andern Dasein. „Für die besten Geister erhoffe ich, daß sie an den Freuden der Götter als selig mitwirkende Kräfte teilnehmen werden.“

„Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten.“ Goethe spricht öfters so, wie wenn er an astrologische Lehren glaubte:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Befehl, wonach du angetreten.“

Von seiner eigenen Geburtsstunde sagt er sogleich im Anfange seiner Lebensbeschreibung: „Die Konstellation war glücklich; die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und fulminierte für den Tag; Jupiter und Venus blidten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig, Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig.“ Wie meint der Dichter solche Stellen? In den Versen verwendet er vielleicht die alten astrologischen Vorstellungen, um deutliche Bilder für die Idee der Vorausbestimmtheit unseres Lebens und Wollens zu haben; in der Biographie bietet er die mitgetheilten Sätze wohl als eine scherzhaft altertümelnde Kuriosität. Aber wir wissen doch auch, daß Goethe den Aberglauben merkwürdig freundlich zu beurteilen pflegte. „Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens“ — „Eigentlich ergreift der Aberglaube nur falsche Mittel, um ein wahres Bedürfnis zu befriedigen“ — „Der Aberglaube ist ein Erbteil energischer, großtätiger, fortschreitender Naturen“.

Über den astrologischen Aberglauben spricht er besonders in einem Briefe an Schiller, als dieser am Wallenstein arbeitete; Goethe riet ihm, dies Motiv in seinem Drama zu verwenden, dieser Glaube sei noch ziemlich weit verbreitet, habe doch der verstorbene König von Preußen bloß darum auf den „Wallenstein“ gehofft, weil er erwartete, daß dieses Wesen darin ernsthaft behandelt sein würde. „Der astrologische Aberglaube“

glaube ruht auf dem dunkeln Gefühl eines ungeheuern Weltganzen. Die Erfahrung spricht, daß die nächsten Gestirne einen entschiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation usw. haben; man darf nur stufenweise immer aufwärts steigen, und es läßt sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhört. Findet doch der Astronom überall Störungen eines Gestirns durch's andere. Ist doch der Philosoph geneigt, ja genötigt, eine Wirkung auf das Entfernteste anzunehmen. So darf der Mensch im Borgedühl seiner selbst nur immer etwas weiter schreiten und diese Einwirkung aufs Sittliche, auf Glück und Unglück ausdehnen. Diesen und ähnlichen Wahn möchte ich nicht einmal Aberglauben nennen; er liegt unserer Natur so nahe, ist so leidlich und läßlich als irgend ein Glaube.“

Diese Auffassung Goethes taucht auch in der neuesten Wissenschaft wieder auf. „Wir werden noch einmal eine wissenschaftliche Astrologie bekommen,“ meint Dr. Hermann Swoboda, „warum sollte nicht gerade in diesem Aberglauben ein Körnchen Wahrheit stecken?“ Der Weg zu dieser wissenschaftlichen Astrologie scheint die Periodenlehre zu sein, die der eben genannte Swoboda (in seinem Werke „Die Perioden des menschlichen Organismus in ihrer psychologischen und biologischen Bedeutung“) und vor ihm schon Dr. Wilhelm Fließ begonnen haben und die Möbius in der zweiten Auflage seines „Goethe“ um ein wichtiges Kapitel bereichert hat.

Diese Forscher fanden oder beachteten, daß in unserem körperlichen und seelischen Leben gewisse Zustände oder gewisse Erinnerungen in bestimmten Zeitabschnitten wiederkehren: nach 23 Stunden, 23 Tagen, 28 Tagen, sieben

Jahren usw., daß nicht bloß die Frauen in Perioden leben, sondern wir alle, wenn auch nicht in gleich deutlicher Weise. Da wir nicht glauben können, daß Zahlen unser Leben beherrschen, so liegt es nahe, diese Zahlen mit den Zuständen unseres Himmelskörpers oder mit der Stellung der Gestirne untereinander in Zusammenhang zu bringen. Wenn wir nun annehmen dürfen, daß gewisse Perioden mit unserer Geburtsstunde beginnen, so könnte auch das Horoskop seinen Sinn haben. Wir dürfen diesen Gedanken hier nicht weiter nachgehen; aber es ist gut, sich zu erinnern, daß oft die wissenschaftlichen und abergläubischen Theorien unvermerkt ineinander übergehen. Goethe wagte es, einen Einfluß ferner Sterne auf sein Denken für möglich zu halten und sagte zu Falk das kühne Wort: „Ja, wenn wir unser Gehirn und den Zusammenhang desselben mit dem Uranus und die tausendfältigen, einander durchkreuzenden Fäden kennten, worauf der Gedanke hin und her läuft!“

Was Karl Zentsch schreibt, ist immer beherzigenswert, aber wir würden den folgenden, zum Druck bestimmten Brief wegen seiner Lobsprüche für uns unterschlagen, wenn nicht, verwoben mit diesen Freundlichkeiten, einige notwendige Wahrheiten darin ausgesprochen würden. Der Philosoph von Neibe meint über die „Stunden“: Von Ihrem höchst zeitgemäßen Unternehmen verspreche ich mir großen Segen für unser Volk. Das arme Publikum ist heute in einer üblen Lage. Es wird mit einem solchen Wust literarischer Produktionen überschüttet, daß ihm schon die Menge der Bücher anzeigen ein Mühlrad im Kopfe umtreibt. Da hilft es

sich denn, vom Instinkt der Selbsterhaltung richtig geleitet, bekanntlich damit, daß es, außer dem Roman der Saison, überhaupt keine Bücher liest und die Zeit, die ihm Berufsarbeit, Geschäft und Geselligkeit für die Erzeugnisse der schwarzen Kunst übrig lassen, mit seiner Leib- und Magenzeitung, einem illustrierten Journal und ein paar Witzblättern ausfüllt. Wie könnte nun dem Manne, der nicht einmal für die Erscheinungen des Tages Zeit findet, die Beschäftigung mit dem vor 72 Jahren verstorbenen deutschen Weisen zugemutet werden, dessen literarische Hinterlassenschaft vieltausendmal voluminöser ist als die der sieben Weisen Griechenlands! Soll die Weisheit des Altmeisters nicht ein toter Schatz bleiben, dann muß sie dem großen Rinde Publikum teelöffelweise eingegeben werden. Und diesen Liebesdienst erweisen Sie ihm durch Ihre „Stunden mit Goethe“. Alle Vierteljahre ein Bändchen, das in drei oder vier Siestastunden auf dem Sofa bewältigt werden kann, davor braucht niemand zu erschrecken.

Viel wichtiger noch, als daß der wirkliche Goethe im Volke bekannt wird, erscheint mir eine andere voraussichtliche Wirkung dieser Bändchen: Sie werden den Götzen Goethe vernichten, das nebelhafte Zerrbild von ihm, hinter das sich heute jede Dummheit und jeder Unfug verkriecht. Goethe die höchste Autorität des modernen Kulturmenschen — das ist Dogma. Weil aber niemand genau weiß, was diese Autorität gelehrt hat, darf sich alles Gejindel auf ihn berufen, das er, wenn er jetzt zum Leben erwachte, verabscheuen würde. Goethe hat an die Entwidlung geglaubt, darum muß er es sich

gefallen lassen, als Patron des plattesten materialistischen Atheismus angerufen zu werden; als ob ohne leitende Vernunft überhaupt von einer gesetzmäßigen Entwidlung die Rede sein könnte, und als ob nicht Goethe seinen Glauben an Gott und Unsterblichkeit, seine Ehrfurcht vor der Bibel auf das nachdrücklichste beteuert und ausführlich begründet hätte! Goethe hat dem kleinen geflügelten Gott und seiner Mutter in Worten und Werken fleißig gehuldigt. Daraus leiten die „freien Geister“ das Recht ab, sich auf Goethe zu berufen, wenn sie pflichtvergeffene, leichtsinnige und dumme Weiber feiern, die ihren Männern fortlaufen und ihre Kinder im Stich lassen, um „sich auszuleben“ — mit den ersten besten Lumpen. Auf Goethe berufen sie sich, dem schon der in Gedanken begangene Ehebruch als eine Schuld galt, die nur in der erschütterndsten tragischen Buße gesühnt werden konnte. Goethe ist ein moderner Heros, und Nießsche ist auch ein moderner Heros, also darf man beiden gemeinsam räuchern, meinen unsere gedankenlosen Enthusiasten. Daß Goethe das Volk nicht als die „Vielzuvielen“ oder „den häßlichen Menschen“ verachtet und geschmäht, sondern daß er das Volk geliebt hat, daß er gern mit ihm umgegangen ist, für sein Wohl gesorgt, es studiert und in viel hundert Exemplaren liebevoll gezeichnet hat, davon wissen unsere schwahenden Übermenschlein nichts. Und wie Goethe die Kleinen liebte, so hat er die Großen geehrt. Was würde er zu den Wüthen über Serenissimus sagen? Und doch glauben auch die Simplizissimusleute Goethejünger zu sein. Das Verzeichnis der ungoethischen Torheiten, deren Verüber sich

mit ihrer Verehrung Goethes brüsten, ließe sich noch bedeutend verlängern, aber an diesen paar Proben mag's genug sein. Also fahren Sie nur wader fort, meuchlings den wahren und echten Goethe in die Herzen zu pflanzen und damit den falschen zu entwurzeln!

Weitergesagte Fragen. Frau L. B. in M. wüßte gern, wo bei Goethe die nachfolgenden Stellen zu finden seien: „Kein Segen kommt dem der Arbeit gleich, und nur der Mensch, welcher sein Leben lang mit Leib und Seele gearbeitet hat, kann sagen: Ich habe gelebt.“ —

„Der Mensch, ein Tor für sich, für andere klug, hat Rat für jedermann, nur nicht für sich.“

A. S. schreibt: „Ich suche nun in meinem Goethe schon lange eine Stelle, die ich zu einem Zitat über modernes Kunstverfassen brauchte, und kann sie nicht wiederfinden. Goethe sagt irgendwo, daß die wenigsten Menschen ein Kunstwerk als Ganzes erfassen und genießen können, sondern sich immer nur stellen- und stückweise zu begeistern vermögen. Wo?“

Ähnliche Stellen gibt es mehrere; die bekannteste ist die Mahnung des Theaterdirektors, die mit den Worten schließt: „Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht, das Publikum wird es euch doch zerpfänden“. Wenn die Frauen nach ihrer Art eine Dichtung zerpfänden, so machen sie es gern wie Goethes Schwiegertochter, die, als die Rede von Walter Scotts „Fair Maid of Perth“ war, meinte: „Die Engländer lieben besonders den Charakter des Henry Smith . . . Mein Favorit ist er nicht, mir könnte der Prinz gefallen“.

Darauf Goethe: „Wie er zu Pferde sitzend das hübsche Zithermädchen auf seinen Fuß treten läßt, um sie zu einem Kuß zu sich heranzuheben, ist ein Zug von der verwegendsten englischen Art. Aber ihr Frauen habt unrecht, wenn ihr immer Partei macht; ihr leset gewöhnlich ein Buch, um darin Nahrung für euer Herz zu finden, einen Helden, den ihr lieben könntet! So soll man aber eigentlich nicht lesen, und es kommt gar nicht darauf an, daß euch dieser oder jener Charakter gefalle, sondern daß euch das Buch gefalle.“

Dieses Heraussuchen von Einzelheiten verzieh Goethe freilich leicht, schaute er doch selber nach genießbaren Einzelheiten aus, sobald das Ganze ihn nicht erfreuen konnte, z. B. bei altitalienischen Bildern aus dem Leben der Heiligen und Märtyrer. Dagegen verdroß ihn das *t a d e l n d e* Hängenbleiben an Einzelheiten als etwas ungemein Törichtes; nicht selten gelangt man zu dem Tadel eben deshalb, weil man eine einzige Stelle scharf betrachtet, ohne ihre Nachbarschaft auch ins Auge zu fassen. So klagte Goethe gegen Schiller, „daß es unseren Hörern und Lesern eigentlich an der Aufmerksamkeit fehlt. . . Was ihnen gleich einleuchtet, das nehmen sie wohl willig auf; über alles, woran sie sich nach ihrer Art *s t o ß e n*, urteilen sie auch schnell ab, ohne vor- noch rückwärts, ohne auf den Sinn und Zusammenhang zu sehen, ohne zu bedenken, daß sie eigentlich den Dichter zu fragen haben, warum er dieses und jenes so und nicht anders machte.“

Den gleichen Gedanken äußert Goethe in bezug auf Palladios Bauten (Italienische Reise, 10. Oktober

1786); in einem Briefe an Eichstädt (15. September 1804) führt er ihn weiter: „Ist er (der Leser, Hörer, Beschauer) zur Trennung geneigt, so zerstört er mehr oder weniger die Einheit, welche der Künstler zu erringen strebt; mag er lieber verbinden, so hilft er dem Künstler nach und vollendet gleichsam dessen Absicht. Man kann in Rafaelischen Freskogemälden zeigen, wie sie teilweise ausgeführt worden, wie die Arbeit dem Künstler einen Tag besser gelang als den andern; dazu muß man aber das Bild ganz nah untersuchen, und jedes Bild will doch aus einiger Ferne genossen sein. Wenn gewisse mechanische Behandlungsweisen, wie Kupferstiche und Mosaik, in der Nähe vor dem Auge sich in ihre technischen Atome zerlegen, so fallen auch die höchsten Kunstwerke, Odyssee und Ilias, vor dem Scharfblick eines trennenden Kritikers auseinander.“

Aber Herr Dr. H. sucht wohl noch eine andere Stelle.

Abschiedsreden an seine Abiturienten hat der Görlitzer Gymnasialdirektor Emil Stüker unter dem Titel „Goethe und Bismard“ herausgegeben; der Titel zeigt die Tendenz des Lehrers. Von seinen vielen trefflichen Sätzen sei nur einer wiedergegeben, der auf beide Heroen paßt: „Naturfreunde bleiben gewöhnlich lange jung, während Gesellschaftsmenschen oft nie jung gewesen sind.“ Was nützen aber solche Schulreden! Wohl wird gerade der Abiturient, der keinen Zwang mehr über sich empfindet, die letzte Ansprache seines Direktors mit einem gewissen Wohlwollen anhören, aber

ethische Ausführungen müssen schon sehr originell sein, um ihm im Gedächtnisse zu haften, denn der junge Mensch der höheren Gesellschaftsschichten hört und liest dergleichen gar zu oft. Nun hat Stuzer Ostern 1904 ein besonders praktisches Verfahren gewählt, um seinen Abiturienten ein Stück Goethe mitzugeben. Die Erfahrung lehrt, daß die meisten Leute den Konfirmationspruch oder den Bibelvers der Trauredede behalten, wenn er besonders für sie ausgesucht wurde; sie empfinden ihn als ihr persönliches Eigentum. Deshalb hat nun Stuzer 1904 jedem seiner 24 Abiturienten ein besonderes Goethe-Wort mitgegeben, und man darf wohl annehmen, daß dabei die Fehler und Nöte der einzelnen jungen Leute sorgsam bedacht wurden. So hörte Fr. C.:

„Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht,
Wer sich nicht selbst befehlt,
Bleibt immer ein Knecht.“

M. W.: „Das Muß ist hart, aber beim Muß kann der Mensch allein zeigen, wie's inwendig mit ihm steht. Willkürlich kann jeder leben.“

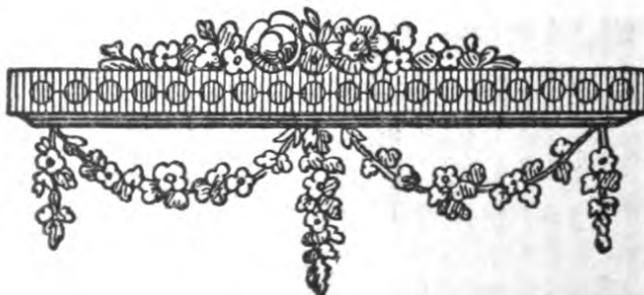
W. M.: „Keine Neigung ist an sich gut, sondern nur, insofern sie etwas Gutes wirkt.“

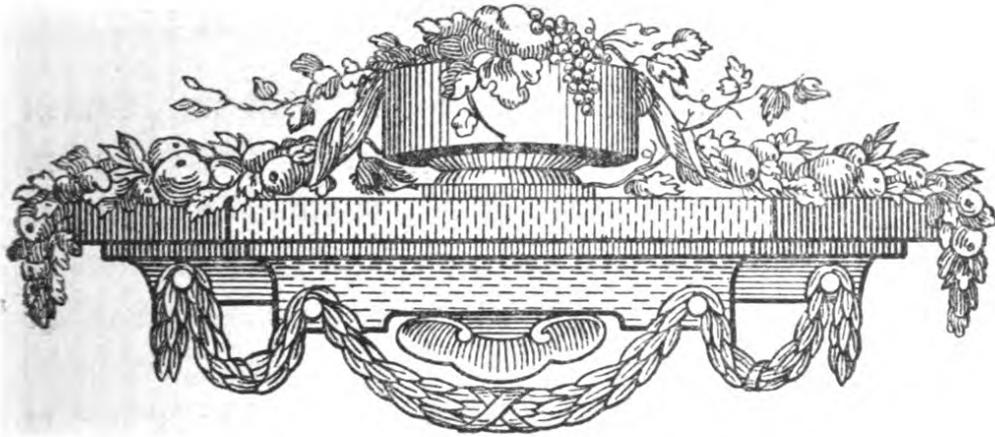
Und H. M.:

„Die Gottheit gebe dir Gelegenheit
Und hohen Sinn, das Rühmliche
Von dem Gerühmten rein zu unterscheiden.“

Den Briefwechsel des Großherzogs Karl Alexander mit Fanny Lewald-Stahr hat der frühere

oldenburgische Staatsminister Günther Jansen herausgegeben. Wie sehr der edle Enkel Karl Augusts seines Großvaters Freund schätzte, geht auch aus diesen Briefen hervor. 1864 schreibt er: „Goethe muß durch das große Beispiel seiner Selbsterziehung einen magischen Einfluß auf alle Seelen äußern, die streben, den Zweck des Lebens siegreich aus dem Leben davonzutragen . . .“ In späteren Jahren: „Goethe ist ein Geist, den ich absolut immer nötig habe, um mich weiter zu bilden und um das Leben möglichst richtig zu verwerten . . .“ Ein anderes Mal: „Jawohl, ein Erzieher und Aufbauer, dies ist Goethe und wird es bleiben für jeden Menschen, der wahrhaft leben will, also arbeiten, kämpfen und sich vervollkommen. Ich begreife, daß man für Schiller schwärmt, zu leben begreife ich nur mit Goethe . . . Goethe braucht ein jeder, der wahrhaft sich zu bilden strebt . . .“ Von geradezu prophetischen Inspirationen zeigt sich der Fürst durch folgendes Urteil: „Je mehr unsere Nation vorwärts schreitet, desto mehr wird sie auf Goethe zurückkommen, denn sie wird ihn, gerade ihn, immer mehr und mehr brauchen . . .“





Am Büchertische.

Goethe. Von Max Diez. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff), 1905. 8°. 180 S. 2 Mark.

Der Verfasser beabsichtigt, die Meisterwerke der Weltliteratur und deren Dichter in ihrer Bedeutung für unsere Weltanschauung und für die Entwicklung des Menschengesistes zu betrachten. Nach Goethe sollen Schiller, Shakespeare, Cervantes und Dante behandelt werden. Für Goethe ist außer dem vorliegenden Bändchen noch ein zweites bestimmt, das dem Faust gewidmet sein wird.

Dieser erste Teil des großgedachten Unternehmens besteht aus vier Vorträgen, die Prof. Diez auf Veranlassung des Württembergischen Goethe-Bundes in Stuttgart gehalten hat. Zwei davon waren betitelt: „Goethes Dichtung und sein Talent“, der erste „Goethes Leben und seine Zeit“, der vierte „Goethes Weltanschauung und sein Charakter“.

Wir haben im Verfasser einen hochgebildeten, geistreichen Mann vor uns, der wenig danach fragt, wie andere

vor ihm geurteilt haben, aber auch nicht mit Willen darauf ausgeht, überall etwas Unerwartetes zu sagen. Er sitzt auf seinem eigenen Berge, wo ihm das Bild der Welt etwas anders erscheint, als wir es zu sehen gewohnt sind, und es ist ein hoher Berg, von dem er Auschau hält. Hier eine Probe:

Ehrfurcht vor den Tatsachen ist eine fromme Pflicht; denn es ist die Ehrfurcht vor dem Göttlichen und Gottgewollten. Sie läßt die Natur in ihrer Ganzheit, statt sie in Teile zu zersplittern. Sie läßt die Natur in ihrer Lebendigkeit, statt sie zu töten; sie läßt die Natur in ihrer Gegensätzlichkeit, in der dämonischen Kraft ihrer Widersprüche, statt sie zu verkürzen, zu beschneiden, zu fälschen und so zu vereinheitlichen. Sie macht mißtrauisch gegen die Predigten der Weltverbesserer, die die Menschheit mit abstrakten Ideen, wie Freiheit und Gleichheit, fördern und die lebendige Wirklichkeit, die zur Mannigfaltigkeit strebt, vergewaltigen wollen. Sie fordert von uns, an das Gewisseste zu denken, was wir haben, die Tatsache aller Tatsachen, unser eigenes Leben und Bewußtsein, und für die Welt in erster Linie nur dadurch zu sorgen, daß wir dieses eigene Wesen zu seiner Fülle entfalten. Sie läßt die Welt als Erscheinung stehen, statt sie in graue Begriffe aufzulösen, und erhält uns damit ihre unendliche Schönheit, läßt uns die Kunst stehen neben der Wissenschaft und damit ein gut Stück harmloser Lebensfreude. Laßt uns dieser, immer farbloser und grauer werdenden Welt ihre Kunst erhalten! Einer ganzen Natur einen ganzen Menschen! Das ist Goethes Weltanschauung, das ist seine Botschaft an die Jahrhunderte.

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Edermann. Mit einer Einleitung, erläuternden Anmerkungen und Register herausgegeben von Ludwig Geiger. Drei Teile in einem Bande, mit zwei Bildnissen. Leipzig, Max Hesses Verlag. 8°. XXXIV u. 675 S., gebdn. 1,75 Mark.

Für den niedrigen Preis läßt sich keine bessere Ausgabe denken; freilich entsteht hier die grundsätzliche Frage:

ist es richtig, solche gedankenreichen Werke so eng zusammenzudrucken? Oder hatten unsere Vorfahren recht, wenn sie aus einem derartigen Werke drei große Bände machten, in kurzen Zeilen mit weitem Durchschuß und großem Rande druckten und mit jedem neuen Gespräch oder Gedicht oder Kapitel eine neue Seite anfangen? Lesen möchte ich Edermanns Gespräche nicht in dieser Ausgabe. Aber die Mehrzahl der Käufer verlangt freilich die Bücher so billig.

Geigers Einleitung und Anmerkungen sind philologischen Charakters; er hat von allen Herausgebern zum ersten Male diese Gespräche mit Goethes Tagebüchern verglichen und danach allerlei berichtigt.

Goethes Syril. Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten. Ein Versuch. Von Berthold Sigmann. Zweite Auflage. Berlin, Egon Fleischel & Co., 1903. Gr. 8°. 257 S.

Wir geben aus dem Buche eine Probe; außerdem haben wir in den „Spaziergängen“ eine grundsätzliche Diskussion darüber. Es braucht nur hinzugefügt zu werden, welche Gedichte Sigmann ausführlich bespricht: „Zueignung, Liebesgedichte an Friederike, Lili und Charlotte v. Stein, An den Mond, Fischer, Erbkönig, Wanderers Sturmlied, Gannymed, Schwager Kronos, Seefahrt, Harzreise, Trilogie der Leidenschaft.

Die Ausstattung ist in Schriftart, Papier und Satz so vollkommen, daß man die Verlagshandlung gleich bitten möchte, zu den vielen Goethe-Ausgaben noch eine ebenso gedruckte hinzuzufügen.

Meine Religion. Mein politischer Glaube. Vertrauliche Reden von J. W. v. Goethe. Zusammengestellt von Dr. Wilhelm Bode. Dritte umgearbeitete Auflage. Sechstes und

stebentes Tausend. Mit einem Bilde Goethes aus einem Kupferstiche von C. A. Schwerdgeburth. Berlin 1905, E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 8^o. 93 S. 1,25 Mark, gebunden 2,25 Mark.

Aus dem Vorworte zur dritten Auflage:

Nicht jeder billigt vielleicht, daß ich mein Büchlein, obwohl es das Publikum in den ersten Ausgaben schätzte, auch für die dritte Auflage noch einmal umgestaltet habe. Aber ich mußte einem Leser recht geben, der die vielen Gänsefüßchen und Anmerkungszeichen der zweiten Auflage störend fand und mir schrieb, eine Rede müsse glatt zu lesen sein, und meine Arbeit sei ja doch für Laien und Liebhaber Goethes, nicht für Philologen bestimmt. So habe ich denn die Quellen jetzt derartig angegeben, daß der Text nicht davon unterbrochen wird. Ferner habe ich von meinen überleitenden Zutaten recht viel gestrichen; es ist jetzt in der ersten Rede fast gar kein Bode-Leim, wie ein Kritiker der ersten Auflage es nannte, mehr vorhanden. Diese erste Rede habe ich verkürzt, um sie einheitlicher und übersichtlicher zu machen. Ich tat das auch, weil das Buch von D. Dr. Th. Vogel: „Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen“ doch besser als meine Rede diejenigen befriedigen kann, die möglichste Vollständigkeit begehren. Die hier komponierte Rede gibt die schließlichen und dauernden Ergebnisse von Goethes religiösen Gedanken. —

In der politischen Rede sind mehr Übergänge und Einschüßel von meiner Hand stehen geblieben als in der religiösen, aber man wolle versichert sein, daß ich auch dabei nur Goethes Gedanken wiedergab und dem Meister treu blieb, für dessen Schüler die Worte Willkür und Sünde fast das gleiche besagen.

Goethe und der Materialismus. Von Max Sellig. Leipzig, Oswald Muße, 1904. 8^o. 154 S. 2,40 Mark.

Inhalt: Einleitung — Philosophie — Naturforschung — Religion — Fortdauer nach dem Tode — Okkultismus (Allgemeines und Polemisches — Goethes Erlebnisse auf okkultem Gebiete — Goethes Äußerungen über okkulte Dinge) — Schlußwort.

Ergebnis und Schreibart Seilings werden durch folgende Sätze von S. 147/148 deutlich:

Es ist oft genug gesagt worden, daß der univiersellste aller Geister für keine bestimmte Geistesrichtung reklamiert werden dürfe. Die so sprechen, mögen zwar alle anderen Weltansichten, nicht aber die okkultistische, im Auge gehabt haben; denn hinsichtlich ihrer ist eben die Übereinstimmung so gut wie vollständig, wenn man von Goethes hypermystischen Neigungen absieht. Findet man doch bei ihm die sämtlichen Hauptmomente der okkultistischen Philosophie, als da sind: der Primat des Geistes; die individuelle, wahrscheinlich mit Wiederverkörperung verbundene Fortdauer nach dem Tode; die individuelle Präexistenz; der Umstand, daß das Leben eine Selbstverordnung des transzendentalen Subjekts, der menschlichen Monade ist (vergl. S. 67); die Einschränkung des Bewußtseins infolge der irdischen Verkörperung, welche Einschränkung von Goethe wiederholt außerordentlich glücklich als „körperliche Verdüsterung der Entelechie“ bezeichnet wird; die damit zusammenhängende Doppelnatur des Menschen, vermöge welcher er aus einer übersinnlichen und einer irdischen Wesenhälfte besteht; der fernere Umstand, daß die organisierende Kraft des Menschen in ihm selbst wurzelt, so daß also die Seele nicht der Gast, sondern der Architekt des Körpers ist (vergl. S. 23); endlich die Existenz eines Geisterreiches, ja einer ganzen übersinnlichen Welt.

Hiernach darf man wohl sagen, daß, wenn irgend ein -ismus Anspruch auf Goethes Patronat machen dürfte, dies am allerehesten der Okkultismus wäre, während es grobe Fälschmünzerei ist, wenn der Materialistenpapst von Jena den Weisen von Weimar als Gevatter für seinen „Monismus“ hinstellt.

Goethe und Bismarck als Leitsterne für die Jugend in sieben Gymnasialreden von Emil Stuger, Direktor des Gymnasiums in Görlitz. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904. 80. 95 S.

Die sieben Reden sind betitelt: I. Einzelpersönlichkeit und Gesamtheit. II. Glück. III. Werden! IV. Natur

und Kunst. V. Leidenschaft und Besonnenheit. VI. Worte und Taten. VII. Volk und Menschheit.

Aus dem Vorwort:

Weil bei uns Deutschen zu selten Wirksamkeit im öffentlichen politischen Leben mit Betätigung allgemeiner, geistiger Bildungsinteressen zusammenfällt, so weise ich möglichst oft auf die beiden bedeutenden Persönlichkeiten des neunzehnten Jahrhunderts hin, auf Goethe und Bismarck, und zwar, der Eigenart des humanistischen Gymnasiums entsprechend, auf jenen als einen Verkörperer „griechischer Schönheit“ und auf diesen als einen Vertreter „römischer Kraft“. Der märkische Edelmann war es, der das Werk des größten preußischen Königs fortsetzte und das Deutsche Reich begründete. Wenn neben der realen Kraftentfaltung ein Nachfolger des Frankfurter Bürgersohnes für die idealen Mächte eine neue Blütezeit heraufführte, erst dann gäbe es ein veredeltes Deutschtum! . . . Da ich nun diese beiden Helden schon seit Jahren in eigenartiger Weise (so sagt man mir) in den Mittelpunkt von Gelegenheitsreden stelle, so glaubte ich einige auf wiederholte dringende Bitten veröffentlichen zu sollen, obwohl ich den gewaltigen Unterschied zwischen dem gesprochenen und dem gedruckten Worte nicht verkenne.

Goethes kleine Freundin und Frau. Von Dr. Otto Klein. Straßburg, Josef Singer, 1904. 8°. 185 S.

Aus der Vorrede:

Dank den in letzten Jahren wiederholt veröffentlichten Dokumenten hat nun aber doch schon begonnen, ein besseres Urteil über Christiane Plaz zu greifen, und es ist wahrlich an der Zeit, daß ihr Charakterbild nicht von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, sondern in seiner wahren Schönheit und Liebenswürdigkeit erkannt wird. Dazu möchte auch ich mit dieser Schrift verhelfen und wenigstens einen Stein hinzutragen zu dem Ehrendenkmal, das zu errichten der Gattin ihres größten Geistesheroen die Nation verpflichtet ist. Nicht Erz und Stein sollen reden von der selbstlosen aufopfernden Pflichttreue Christianens, vielmehr von Mund zu Mund ihr Lob laut werden, auf daß der Vielgelästerten Bild rein und hehr vor den Augen des Volkes erstehet.

Goethe und die lustige Zeit in Weimar. Von August Diezmann. Dritte Auflage. Drittes Tausend. Weimar, Hermann Große Verlag, o. J. 8°. 269 S., in Pappband 2 Mark.

Billige Ausgabe eines angenehm lesbaren Buches. Da weitere Auflagen zu erwarten sind, so sei der rührige Verleger gebeten, das Werkchen in Zukunft von einem Fachmanne berichtigen zu lassen; der bloße Abdruck einer 1857 verfaßten Arbeit verlegt diejenigen, die die Früchte der späteren Studien kennen. Auch empfiehlt es sich, das Bild des sechzigjährigen Goethe durch ein Bild des dreißigjährigen zu ersetzen. Das Buch ist übrigens ernster, als sein Titel erwarten läßt.

Goethelieder für eine Singstimme mit Klavier- (Orchester) Begleitung von Aug. Ludwig, Dresden-A., Musikmärchenverlag. Band I 3 Mark, Band II 2 Mark.

Der erste Band enthält: Schweizerlied — Die Spröde — Der Goldschmiedsgesell — Die Befehrte — Gefunden — Gleich und Gleich — Mailied — Wanderers Nachtlied. Der zweite Band: Über allen Gipfeln — An den Mond — Freibeuter — Vanitas — Mignon.

Die Briefe der Frau Nat Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Rößter. Leipzig, Karl Ernst Poeschel, 1904. 2 Bände, gr. 8°. XXI und 290 S. und 279 S. Geheftet 10 Mark, in Halbfranz gebunden 14 Mark.

Außerordentlich schöne Bücher! Papier, Schrift, Einband sind vorbildlich. Den Inhalt braucht man nicht zu loben, Goethes Mutter ist allerdings nur durch ihren Sohn berühmt geworden, aber nun wir sie kennen, schätzen wir sie auch wegen ihres eigenen Wertes sehr hoch. Sie gehört zu den weiblichen Klassikern, obwohl sie keine Schriftstellerin war, und wer das nicht zugibt, wird doch

anerkennen, daß man ein paar Abende gar nicht besser zubringen kann als in Gesellschaft dieser prächtigen alten Dame. Der Herausgeber hat durch Einleitung, Register und Anmerkungen alles getan, um die Leser in den Gedankenkreis der Brieffschreiberin einzuführen und ihre Anspielungen verständlich zu machen. Kein Zuwenig und kein Zuviel. 407 Briefe hat er gesammelt; sie führen uns von 1774 bis 1808.

Albert Röstlers Urteil über die von ihm am gründlichsten durchdachten Briefe sei wiedergegeben:

„Aus der Gesamtheit der Briefe der Frau Rat erkennt man erst staunend, wie viel Goethe seiner Mutter an ererbter Anlage und Erziehung verdankt. Wenn sie gemeint hat, es habe bei ihrer Geburt kein Dichtergestirn am Himmel gestanden, so widerlegt sie sich selbst. Ihre Briefe haben wahrhaft künstlerischen Reiz; sie ging sicherlich oft erst lange mit sich zu Räte, ehe sie sich zum Schreiben setzte. Und so ist denn auch ohne die kleinen äußeren Hilfsmittel der Reimprosa oder der Knittelverse Frau Uja in Wahrheit eine Dichterin. Wie sie ein urwüchsiges, mimisch-deklamatorisches Talent besaß, so hatte sie auch die Fähigkeit und Kraft, schriftstellerisch zu gestalten. Dramata freilich schrieb sie nicht; aber einzelne Szenen wußte sie prächtig zu dialogisieren und aus einem Einfall ein Duzend neuer überraschend hervorzuspinnen. Eine Anekdoten- und Märchenerzählerin war sie, der auch das Greisenalter nichts von ihrer Lebhaftigkeit rauben konnte.

Und dazu zeigte sie sich, ohne von ihrer Eigenart das geringste aufzugeben, verwandlungsfähig im höchsten Maße; die Gabe also, die der Sohn, ehe er seine späten zeremoniellen Formen annahm, so gern verwertete, nämlich im Verkehr mit andern sich feinfühlig anzupassen, diese Gabe ist gleichfalls als ein Erbteil zu betrachten. Man achte einmal, wie die Frau Rat jeden ihrer Korrespondenten auf seine Art zu nehmen versteht: zu Lavater spricht sie in den Wendungen Klopstocks und der „unsichtbaren Kirche“ der Stillen im Lande. Die Briefe an Arespel sind fest-

gehaltene Stadt- und Familiengespräche, die an Unzelmann verraten ein wenig von dem Tonfall der chronique scandaleuse der Kulissen, die an Bettina stimmen in den schwärmerischen Ton dieses Mädchens ein. Und so hat jede Sonderkorrespondenz ihr eigenes Ansehen.“

Altes und Neues aus Herders Kinderstube.
 Von Karl Muthesius. Langensalza, H. Beyer & Söhne, 1905. 8^o.
 35 S. 45 Pfg.

Die Art des Verfassers ist bekannt aus seinen Büchern „Herders Familienleben“ und „Goethe ein Kinderfreund“. Hier erhalten wir namentlich Bilder aus dem Verkehr der alten und jungen Herders mit Gleim in Halberstadt, der Personifikation des Dinkeltums. Sehr deutlich wird in dieser Studie, wie wenig die deutsche Literatur damals den Kindern bot; Gleims armselige Fabeln wurden in Herders Hause verehrt und von Eltern und Kindern auswendig gelernt!

Gotthold Ephraim Lessings Leben und Werke.
 Für weitere Kreise dargestellt von Viktor Rix. Mit 8 Abbildungen.
 Halle a. S., Herm. Geseenius, 1904. 8^o. 171 S. 2,20 Mark,
 gebunden 3 Mark.

Aus der Vorrede:

Dieses Buch verfolgt keine gelehrten Zwecke. Es wendet sich an weitere Volksschichten und an die Frauen, denen Lessing als edler Mensch und deutscher Mann näher gerückt, als der bahnbrechende Kritiker und der in klarer Schönheit schaffende Dichter geschildert werden soll Denen, die kaum je etwas von ihm gelesen haben, und denen, die sich von ihrer Schulzeit her seiner nur flüchtig entsinnen, sollten Proben seiner Prosa in reicher Auswahl geboten werden.

Shakespeares Dramen. Eine Auswahl für das deutsche Haus von Ludwig L. C. Wattendorff. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung, 1903. 5 Bände kl. 8^o. 505, 409, 499, 698, 523 S. Jeder Band 2,60 Mark gebunden, alle 5 Bände 13 Mark.

Ein „Familien-Shakespeare“, und zwar eine verbesserte Ausgabe der Hagerschen Sammlung. Es soll durch diese Ausgabe ermöglicht werden, „Shakespeare der erwachseneren Jugend unbedenklich in die Hände zu legen und ihn, wo das üblich ist, bei der gemeinsamen Lektüre im häuslichen Kreise zu verwenden; so ist natürlich alles Anstößige ferngehalten worden“. Einige Stücke fielen ganz weg: Othello, Lustige Weiber, Verlorne Liebesmüh u. dgl. Es blieben 20 Dramen übrig. „Ein Stück wie Romeo und Julia auszuschneiden, weil der Liebe warmer Pulsschlag darin schlägt, dazu habe ich mich nicht verstehen können,“ sagt der Herausgeber, indem er sich auf fünfundzwanzigjährige Lehrtätigkeit an Schülern und Schülerinnen beruft.

Der Sammlung voran geht eine Biographie des Dichters, die 99 Seiten füllt. Die Stücke werden durch Vorbemerkungen eingeleitet und durch Anmerkungen am Schlusse des Bandes erläutert. Durch diese Zugaben hat Professor Wattendorff auch manchem Leser einen Gefallen getan, der für seine Person den ungereinigten Shakespeare vorzieht, denn alle seine Zugaben rühren von einem geschickten Lehrer her, der aus Erfahrung weiß, was seine Leser brauchen.

Dergleichen Beigaben machen die Lehrer der Mittelschulen in der Regel viel besser als die Universitätsdozenten. Die Übersetzung ist die von Schlegel, Tied, Dorothea Tied und Graf Baudissin.

Die kräftigen Einbände sind leider mit moderner Linienschlingelei verziert; um so zweckmäßiger ist der papierene Schutzumschlag.

Clemens Brentanos ausgewählte Werke in vier Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Max Morris. Mit zwei Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesses Verlag. 8^o. LI und 164 S., 216 S., 166 S., 318 S. Gebdn. 2 Mark.

Die Einleitung von Max Morris ist allein die 2 Mark wert, die das Buch kostet. Sie zeigt uns allerdings ein unerfreuliches Leben, so recht das Gegenteil von dem Goetheschen. Bei wirklicher Genialität und großem Fleiße hat Brentano wenig geschaffen, das völlig genießbar wäre, aber deshalb „ist es ein erfreuliches Geschäft, das Wertvolle herauszuheben und so einen ideellen Brentano zur Darstellung zu bringen, reiner und reifer, als er in einer vollständigen Sammlung seiner Werke erscheinen würde“. Morris hat auch Handschriften, besonders auch die ersten Drude seinem Texte zugrunde gelegt. Die Sammlung enthält Gedichte, das Lustspiel Ponce de Leon, acht Märchen, Chronika, Philister und die Romanzen vom Rosenkranz.

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Herausgegeben vom Kunstwart. Verlegt von Georg D. W. Callwey in München. Jedes Blatt 25 Pfg., der Umschlag bietet erläuternden und biographischen Text.

103. Endymion von Hans Thoma. 104. Die Künstlerwerkstatt von Adriaen von Ostade. 105. Sog. van der Geest von Van Dyck. 106. Die unbefleckte Empfängnis von Murillo. 107/108. „Der Morgen“ und „Der Abend“ von Claude Lorrain.

Das ist Arbeit in Goethes Sinne! Wieviel Geld und Mühe mußte er darauf verwenden, Nachbildungen der besten Gemälde in seinen Besitz zu bringen, und jetzt

kostet jedes Blatt nur 25 Pfennige und die kleine Mühe des Auftrags beim Buchhändler. Jeden Tag ein bedeutendes Bild zu betrachten, rät uns der Meister; heute wird es uns in der Tat bequem gemacht, ein Museum im Hause zu haben.

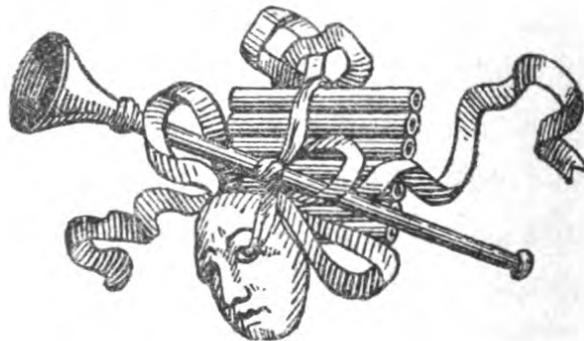
Wir erhielten und hoffen später besprechen zu können:
Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Christoph Schrempf. Erster Teil: Der junge Goethe. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff), 1905. 8°. 196 S. 2,50 Mark.

Goethes Fragmente vom ewigen Juden und vom wiederkehrenden Heiland. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Fragen in der Zeit Goethes. Von J. Minor. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandl. Nachf. 8°. 224 S. 3,50 Mark.

Goethes Faust. Eine Einführung. Von Berthold Ditzmann. Zweite Auflage. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1904. Gr. 8°. 400 S.

Ästhetische Studien von Erich Heffelder. Zweites Heft. Die Illusionstheorie und Goethes Ästhetik. Freiburg i. Br., Hermann Heffelder, 1905. 8°. 200 S.

Goethe als Theaterleiter. Von Philipp Stein. Berlin u. Leipzig, Schuster & Löffler, o. J. 16°. 79 S. Kart. 1,50 Mk. (Bd. XXII der Sammlung „Das Theater“.)





Unsere Bilder.

Ich gestehe es gern, daß eine wirkliche Aufregung über mich kam, als ich eines Abends spät eine Anzahl Steinzeichnungen aufrollte, die der in München lebende Künstler Karl Bauer mir gesandt hatte. Es waren Porträts von Goethe, Schiller und Mörice. Ich hatte einige von ihnen schon in der „Jugend“ und anderwärts gesehen, ohne daß sie kräftig auf mich gewirkt hätten; aber jetzt hatten diese großen Steinzeichnungen unheimlich viel Lebendiges. Ich war ohne weiteres von ihrer großen Ähnlichkeit überzeugt, zum Überfluß unterrichtete mich der Begleitbrief über Bauers fleißige Studien an den uns überlieferten Bildern, Büsten und Totenmasken. Diese Naturwahrheit bedeutet schon ein großer Unterschied gegen die glatten Apollo-Köpfe, die man unter dem Namen Schillers, Goethes, Mozarts vor zwanzig Jahren in allen besseren Salons sah und die ihre Maler damals nicht bloß für die sechzehnjährigen Mädchen bestimmt hatten. Nicht also eine göttliche Schönheit, sondern eine wahrhaftige Ähnlichkeit war Bauers erstes Bestreben. Aber der Porträtmaler leistet sein Bestes

erst, wenn er in den ähnlichen Körper auch noch die Seele und ihren Zustand malt; nach meinem Empfinden ist dies unserm Künstler gelungen. Wir können hier von seinen vielen Bildern nur einige Proben geben, und darunter sind die beiden nicht, die mir das Wort unheimlich in die Feder fließen ließen: ein Schiller in der Todesstunde und ein mit Drestes-Augen behafteter dreißigjähriger Goethe. Aber ich meine, auf den hier wiedergegebenen Bildern ist der gefangene Adler Schiller auch sprechend genug, und der vierzigjährige Goethe, neben dem zwanzigjährigen gesehen, redet deutlich von erlebten Enttäuschungen, von gewollter Abschließung und von einer mächtigen Willenskraft, trotz allem Widerstand den eigenen Weg durch das Dunkel sich zu bahnen. Der Student im freien Hals bietet der schönen Welt die offene Brust; der Vierzigjährige faßt sich zusammen, ist „zugeknöpft“ bis ans Kinn, und ein Zug der Wehmut um seinen Mund erinnert uns an sein Wort: Glücklich, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt.

Vielleicht bringen wir später noch mehr von diesen Auffassungen Bauers; hier sei nur gesagt, daß er von Goethe acht Porträts, von Schiller drei gezeichnet hat; seine Blätter sind im Selbstverlage (München, Rambergstraße 5) erschienen und kosten das Stück 7,50 bis 9 Mark.

Das Bild von Goethes Schwager wird hier zum ersten Male veröffentlicht; das Original ist im Besitze der verwitweten Frau Dr. Vulpus in Weimar. Die Malerin Karoline Bardua war ein schönes, lebenswürdiges Mädchen, das in den Familien Schopenhauer und Goethe gern gesehen war. Sie lebte von 1805—1807

in Weimar als Schülerin Meyers und malte sehr fleißig. „Karoline war jedem dankbar, der ihr sitzen mochte“, und auch Goethe saß ihr, denn er war ihr seinerseits dankbar für manchen geselligen Spaß, auf den sie gern einging. Vergnügt hörte er zu, wenn sie ihm sein Lied „Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt“ nach der Melodie „Es gingen drei Burschen zum Tore hinaus“ vorsang. Sie hat ihn auch in seinen letzten Lebensjahren noch einige Male besucht. Wenn sie eine folgsame Schülerin Meyers war, so können wir annehmen, daß sie beim Porträtieren nicht schmeichelte, sondern vergrößerte — was hat doch ihr Meister für rohe Bilder von Goethe und Christiane gemalt! Christianens Bruder wird also wohl ein wenig schöner gewesen sein, als er hier erscheint. Wie die Schwester war er von Statur klein, und es war das für sein Ansehen recht nachteilig. Hätte er äußerlich imponiert, so wäre Schiller wohl nicht dazu verführt worden, ihn so zu karikieren, wie er es in einem Briefe vom 24. Juli 1787 tat:

Eben hatte ich eine gar liebliche Unterbrechung . . . Es wird an meiner Tür geklopft.

„Herein!“

Und herein tritt eine kleine dürre Figur in weißem Frack und grün-gelber Weste, krumm und sehr gebückt.

„Habe ich nicht das Glück,“ sagt die Figur, „den Herrn Rat Schiller vor mir zu sehen?“

„Der bin ich, ja.“

„Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen Don Carlos ich eben komme.“

„Gehorsamer Diener. Mit wem habe ich die Ehre?“

„Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu sein. Mein Name ist Vulpius.“

„Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden — bedauere nur, daß ich mich in diesem Augenblicke versagt habe und eben im Begriff war, auszugehen.“

„Ich bitte sehr um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe.“

Damit empfahl sich die Figur, und ich schreibe fort.

So macht sich der Mensch unartig, um andern überlegen zu scheinen. Hätte Schiller damals ein wenig Wohlwollen gehabt, so hätte er bemerkt, daß dieser bescheidene Mann ein verschuldeter Literat war wie er selber auch, daß er sich, ganz wie der Rat Schiller, nach einem Gönner umschaute, der ihn aus der schriftstellerischen Fronarbeit herausheben möchte, und daß dieser Vulpus zwar ein geringeres Talent, aber dafür um so bessere Kenntnisse hatte als er selber, und daß er zu den ganz Wenigen gehörte, die damals den Don Carlos sowohl kannten als auch würdigten.

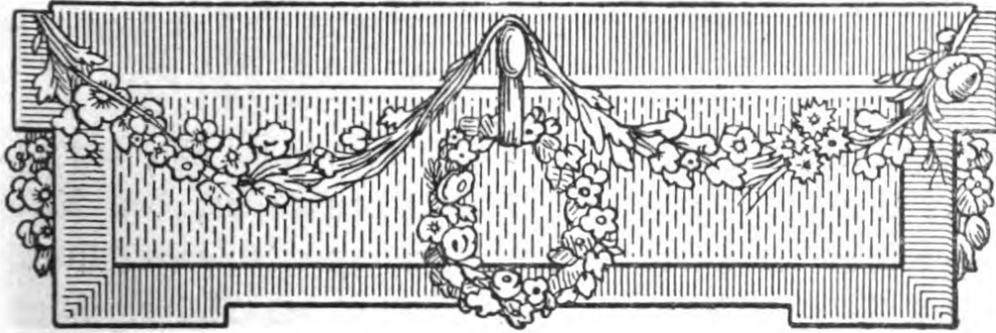
In späteren Jahren wußte Schiller die Hilfsleistungen des fleißigen und gelehrten Bibliothekssekretärs zu schätzen und er gab auch gern ein Stück aus dem ‚Wallenstein‘ in die von Vulpus redigierte Zeitschrift „Janus“.





Nach einer Silhouette von Karl Bauer München.

Der zwölfjährige Goethe.



Hochgebirgs- und Meerespoesie bei Goethe.

Von Otto Harnack.

Wer die Naturstimmung, den Naturhintergrund, die in Goethes Gedichten walten, sich vergegenwärtigt, dem werden vermutlich weder Hochgebirge noch Meer vor das geistige Auge treten, sondern die Landschaftsbilder des mittleren Deutschlands, seien es nun die heiteren, üppigen Ufer des Rheins und Mains, seien es die ernstesten Höhen und Schluchten des Thüringer Waldes. Dem Charakter ruhiger Beschauung und Aufnahme des überall, wo es der Dichter nur paßt, interessanten Lebens, der Abneigung, auf die Suche nach gewaltsamen Eindrücken und ungewöhnlichen Erscheinungen auszugehen, entspricht auch diese einfache, zur Freude am regelmäßigen Gang des Naturlebens anregende landschaftliche Stimmung.

Aber trotzdem wissen wir alle, daß auch die Höhen und Tiefen des Lebens unserm großen Dichter wohlbekannt gewesen, daß er hinabgestiegen ist in die Meeres-tiefen, wo „die P e r l e verborgen, in stillen Schalen eingeschlossen ruht“, und sich emporgeschwungen hat zu den

Gipfeln, „wo über schroffen Fichtenhöhen der Adler ausgebreitet“ schwebt.

Symbole der menschlichen Leidenschaften, der Anspannung der Gemütskräfte zu äußerster Intensität sind dem Dichter die gewaltigen Gebilde der Natur. Nur selten hat Goethe sie geschaut; aber die wenigen Male, da es geschah, genügte, um in seiner Phantasie dauernde Anregungen zu hinterlassen, die immer wieder wirksam wurden. — Freilich wäre es ja falsch anzunehmen, daß eine solche Anregung unbedingt für die schaffende Phantasie des Dichters erforderlich sei. In dem Dichter lebt, wie Goethe selbst sagt, eine „Vorempfindung der ganzen Welt“. So hat er, ohne an die Meeresküste gelangt zu sein, das eigene Lebensschicksal schon 1776 unter dem Bilde der Seefahrt geschildert. Und ein gemeinsames Bild von Hochgebirge und Meer hat Goethe in großartigen Zügen gezeichnet, ehe er eines von beiden gesehen hatte, in jenem Hymnus „Mahomets Gesang“, der den Strom schildert, wie er als Quell zwischen Klippen im Gebüsch von den Wolken genährt wird und junglingfrisch auf die Marmorfelsen herniedertanzt, — wie dann in der Ebene ihn und seine Brüder die Sehnsucht nach dem alten Vater, dem ewigen Ozean erfaßt, der mit ausgespannten Armen seiner wartet; bis er endlich sein Ziel erreicht: Und so trägt er seine Brüder, Seine Schätze, seine Kinder, Dem erwartenden Erzeuger Freudebrausend an das Herz. —

Aber eine so großartige Poesie hier auch waltet, so tritt es doch unmittelbar uns entgegen, daß die Anschauung nur zu ganz allgemeinen Zügen hier gelangt ist;

es fehlen jene besonderen Einzelzüge, die mit einem Strich, mit einem Schlage das reale Bild des Gegenstandes vor uns entstehen lassen; sie kann auch dem größten Dichter nur die Erfahrung, am lebendigsten die eigene Beobachtung liefern. Und so drängt sich uns die Frage auf: wann hat Goethe überhaupt mit eigenen Augen Hochgebirge und Meer gesehen? Aber zugleich kommt uns freilich zum Bewußtsein, daß auf beide Fragen nicht eine Antwort gegeben werden kann, da ganz verschiedene Erlebnisse des Dichters hier in Betracht kommen, und es schließt sich die weitere Frage an, ob es überhaupt berechtigt ist, ob es einen Wert hat, Hochgebirge und Meer, die ja nicht bloß räumlich, sondern auch dem Wesen nach so weit getrennt scheinen, in einer ästhetischen Betrachtung zusammenzufassen? Sind es nicht ganz verschiedene Stimmungen, die dem Dichter durch die beiden großen Eindrücke erregt werden? Auf der einen Seite der Eindruck der ewigen Bewegung, des unendlichen, in unberechenbare Ferne hinauslockenden Elements, auf der andern der der unbezwinglichen, unerschütterlichen Starrheit der majestätisch getürmten, zum Firmament aufragenden Massen. Aber beiden Eindrücken und beiden durch sie erweckten Stimmungen ist doch gemeinsam der Grundton des Erhabenen, der trotz aller Verschiedenheit der melodiosen Ausgestaltung einen einheitlichen Charakter und eine harmonische Wirkung der beiden gewaltigen Sinneserregungen ermöglicht. Das spricht sich ja auch darin aus, daß wohl der höchste, mächtigste Natureindruck in den seltenen Fällen erregt wird, wo Hochgebirge und Meer sich unmittelbar be-

rühren. Wer das Mittelländische Meer kennt, der weiß, daß es keinen größeren Effekt für das Auge gibt, als wenn dem aus der Ferne von Griechenland herankommenden Schiffe entgegen langsam zuerst die schneebefrönte Spitze des Atna aus den Fluten hervortaucht, wenn sie allmählich in die Breite und Tiefe wächst und zuletzt die gesamte zu Alpenhöhe aufragende Pyramide im schwarzen Gewand der Lava und im weißen des Schnees über die unendliche blau wogende Flut emporragt. Und ebenso liegt der Reiz der heute so gern und oft unternommenen Nordlandreisen zum großen Teil gewiß darin, daß dort auf weitester Strecke ein hohes Gebirge seine Grate und Schluchten bis zum Meere hinabsenkt, ja in den nördlichsten Breiten sogar die Ströme der Gletscher bis nahe zu den bespülenden Fluten heransendet.

So weit freilich haben sich Goethes Reisen nicht ausgedehnt: den Norden hat er nie betreten, das Mittelländische Meer nur auf der Überfahrt von Neapel nach Palermo, und von Messina nach Neapel befahren; — die Alpen hat er zwar mehrmals, aber doch nur in einem beschränkten Gebiet eingehender, geschaut. Aber Reizungen stärkster Art, wie sie heute der Reisende für selbstverständlich hält, wenn seine Reise lohnend sein soll, waren für Goethe nicht erforderlich, um die stärksten Eindrücke hervorzubringen; die zart empfindende Dichterseele war wie die feinste lichtempfindliche Platte empfänglich für jeden auch nur leichten Eindruck und wurde durch ihn in eine Erregung versetzt, die die Phantasie mächtig beschwingte. So hat ihn ja auch die „Harzreise im Winter“, die Ersteigung des Brodens in so starker

und eigentümlicher Weise erregt, als habe er einen mächtigen Hochgebirgsgipfel erklommen. Dies war zugleich bedingt durch den Nachdruck, die Geduld, die Versenkung, womit Goethe sich jedem Eindrücke hingab. Die meisten Menschen bringen für einen Genuß des Auges, sei es Natur- oder Kunstgenuß, viel zu viel eigene Voreingenommenheit, vielleicht auch wirklich zu viel Gedanken mit; sie bleiben in diesen befangen, besonders wenn sie sich in Gesellschaft befinden und sich über das Gesehene fortwährend aussprechen; sie scheuen sich gewissermaßen, sich durch einen großen Eindruck aus der gewohnten Gemütslage hinausdrängen zu lassen, und kommen so nicht zum Vollgenuß des Geschauten. Ganz anders Goethe, der, wo er sehen will, nur Auge ist, sich mit Ausschließlichkeit dem Eindruck des Bildes unausgesetzt hingibt und geduldig abwartet, was für eigene Empfindungen und Gedanken sich schließlich aus dem intensiv aufgenommenen Eindruck erzeugen werden. So hat er noch in vorgerückten Jahren den Schaffhauser Rheinfall, der heute meist mit Achselzucken abgetan wird, erwartungsvoll betrachtet, bis er schließlich sich gleichsam überwältigt fühlte und dies mit den Worten zum Ausdruck brachte: „Herrlicher war das Farbenspiel im Augenblick der sinkenden Sonne, aber auch alle Bewegung schien schneller, wilder und sprühender zu werden. Leichte Windstöße kräuselten lebhafter die Säume des stürzenden Schaums, Dunst schien mit Dunst gewaltsam zu kämpfen, und indem die ungeheure Erscheinung immer sich selbst gleich blieb, fürchtete der Zuschauer dem Übermaß zu erliegen und erwartete als Mensch jeden Augenblick eine Katastrophe.“

Wenn auch vielleicht nicht ebenso gründlich, aber doch ebenso aufnahmefähig und =freudig hat Goethe schon auf seiner ersten Schweizerreise von 1775 das Alpenland genossen. Der Zürcher See hat ihm zum erstenmal den Eindruck des Zusammenwirkens, zwar nicht von Hochgebirge und Meer, aber doch von Wasserfläche und bedeutenden Höhen, gegeben. Auch auf größere Verhältnisse, auch auf eine weniger idyllische, feierlichere Landschaft würden jene wunderbaren Verse passen, die er in einem Rahne gedichtet:

Auf der Welle blinken tausend schwebende Sterne,
 Liebe ¹⁾ Nebel trinken rings die türmende Ferne;
 Morgenwind umflügelt die beschattete Bucht,
 Und im See bespiegelt sich die reife Frucht.

Vom Züricher geht es nach dem Vierwaldstätter See und von da hinauf nach dem Gotthard. Auf dem Wege verzeichnet er in sein Notizbuch die abgerissenen Worte: „Schnee, natter Fels und Moos und Sturmwind und Wolken, das Geräusch des Wasserfalls, der Saumrosse Klingeln. Öde wie im Tal des Todes — mit Gebeinen besäet — Nebel — See Das Urseeler Tal mag das Drachental genannt werden. — Einer der herrlichsten Wasserfälle der ganzen Gegend.“ Aus diesen Elementen ist später die dritte Strophe des Mignonliedes gebaut worden:

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg,
 Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg;
 In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
 Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.

¹⁾ Später geändert in „weiche“.

Der Gotthard blieb der größte Eindruck, den Goethe auf dieser ersten Schweizerreise gewann. Wie es oft mit frühen und darum besonders lebhaften Eindrücken zu gehen pflegt, so war auch dieser besonders nachhaltig; immer wieder hat der Dichter auch bei den späteren Reisen die Gotthard-Straße aufgesucht.

Aber irgendwo auf jener ersten Reise hat sich auch ein engbegrenztes Bild seiner Phantasie eingeprägt, der Kontrast eines Idylls und einer wild zerstörenden Gewalt. Und in die Anfänge seines Faust, die uns sonst in die schlichte mitteldeutsche Welt einführen, uns nichts von Hochgebirgswelt zeigen, fügt er ein isoliertes Bild ein, das genugsam erkennen läßt, wie der Eindruck der Alpenwelt sein Inneres erschüttert hatte. Faust, indem er Gretchens Schicksal voraussieht, bricht in die Worte aus:

Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste,
 Der Unmensch ohne Zweck und Ruh',
 Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
 Begierig wütend nach dem Abgrund zu?
 Und seitwärts sie mit kindlich dumpfen Sinnen
 Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
 Und all ihr häusliches Beginnen
 Umfängen in der kleinen Welt.
 Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,
 Daß ich die Felsen saßte und sie zu Trümmern schlug!
 Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben! . . .

Sicherlich würden wir ohne Goethes erste Schweizerreise diese Verse nicht im „Faust“ lesen.

Charakteristisch aber ist, wie überall, wo Goethes Phantasie sich um das Hochgebirge bewegt, sie hauptsächlich angezogen wird von der Art und Weise, wie das

Wasser sich dort betätigt und darstellt. Es ist das Element, dem seine Einbildungskraft sich am meisten verwandt fühlt; dann folgt das Licht mit den Wirkungen, die es in der großartigen Szenerie hervorbringt, während die starre „Gebirgsmasse“ an sich ihm wie seinem Faust „edel stumm“ bleibt. So finden wir auch auf der zweiten Schweizerreise, die er 1779 als Begleiter seines Herzogs unternahm und die ihm ein weites Gebiet, die Berner, Savoyer, Walliser Alpen aufschloß, — wir finden, daß das einzige Gedicht, das einen unmittelbaren Reiseindruck wiedergibt, durch einen Wasserfall, durch den Staubbach im Lauterbrunner-Tal hervorgerufen ist. Der Staubbach wird heute meistens kritisch behandelt; der Reisende findet, daß der Staubbach das nicht erfülle, was nach dem vorausgegangenem Ruf der Reisende berechtigt sei von ihm zu fordern . . . Goethe wurde durch den Staubbach zu dem wundersamen, schwere Gedankenmassen leicht dahintragenden Hymnus „Gesang der Geister über den Wassern“ angeregt:

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser;
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Der Wasserfall, von der Sonne beleuchtet, bildet auch den Schlußpunkt in dem großartigen Hochgebirgs-gemälde, mit dem der Dichter im höchsten Alter den zweiten Teil des Faust eröffnete, das aber in seinem Ursprung schon auf die dritte Schweizerreise, des Jahres 1797, zurück-

geht. Goethe berichtet uns selbst ausführlich, wie er in einer epischen Darstellung der Tell-Sage die eigenartige Natur der Urkantone um den Vierwaldstätter See darstellen wollte. So hatte er ja auch schon früher in dem Singspiel „Fery und Bäteln“ die Hörer in den Kanton Uri geführt, ohne freilich auf dem allgemein idyllischen Hintergrund dieses Dramolets den eigenartigen Charakter des Alpenlandes besonders zum Ausdruck zu bringen. In dem Tell-Epos aber sollte dies um so lebhafter, eindrucksvoller geschehen, — eingehende Naturstudien sollten dazu den Grund legen. „Ich sah den See im ruhigen Mondschein, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Gebirge. Ich sah ihn im Glanze der lieblichsten Morgensonne, ein Jauchzen und Leben in Wald und Wiesen. Dann stellte ich einen Sturm dar, einen Gewittersturm, der sich aus den Schluchten auf den See wirft.“ Jedoch all dies blieb in der Phantasie des Dichters beschlossen; das Tell-Epos kam nicht zur Ausgestaltung. Aber dreißig Jahre später münzte Goethe, wie er selbst bekennt, aus dem „Golde seiner Tell-Lokalitäten“ jenes wunderbare Bild der im Hochgebirge aufgehenden Sonne, die Faust staunend betrachtet.

Sinaufgeschaut! Der Berge Gipfelriesen
 Verkünden schon die feierlichste Stunde;
 Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen,
 Das später sich zu uns herniederwendet.
 Jetzt zu der Alpe grüngesentten Wiesen,
 Wird neuer Glanz und Deutlichkeit gespendet;
 Und stufenweis herab ist es gelungen . . .
 Sie tritt hervor . . .

In ihrem Licht erscheint dann farbig belebt und

verklärt der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend, dessen Schaum in die Lüfte geschleudert sich zum Regenbogen verwandelt, bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend.

Wenn aber der Dichter diese Terzinen für das Einzige erklärt, was er aus den damals empfangenen Eindrücken gemünzt hat, so müssen wir ihn gegen sich selber zum Zeugen aufrufen. Auf der dritten Schweizerreise entstanden ist jene tiefempfundene Elegie „Euphrosyne“, die mit dem Bilde des Sonnenuntergangs beginnt und daran sich die Vision der abgeschiedenen Freundin anschließen läßt.

Auch an des höchsten Gebirgs beeisten, zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt schon Nacht das Tal und die Pfade des
Wandrer's;

Der am tosenden Strom auf zu der Hütte sich sehnt . . .
Aber was leuchtet mir dort vom Felsen glänzend herüber,
Und erhellet den Duft schäumender Ströme so hold?

Der Schilderung schweizerischer Natur ist hier das antike Versmaß dienstbar gemacht, dessen sich der Dichter in dieser Schaffensperiode besonders gern bediente; aber die volle Stimmung des Naturbildes gelingt ihm auch in dieser ferner liegenden Form auszudrücken. Ebenso in dem sinnigen Epigramme „Schweizeralpe“, zu dem ihn die Naturerscheinung anregte, welche der kundige Tourist heutzutage mit dem technischen Wort „Neuschnee“ bezeichnet:

War doch gestern dein Haupt noch so braun wie die Locken der
Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,

Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah durchs Leben verbunden.
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.

Auch in den Zeiträumen zwischen jenen drei Schweizerreisen, deren poetischen Ertrag wir durchmustert haben, hat Goethe mehrmals die Alpen betreten; aber unter Umständen, die ihm eine tiefere Versenkung in ihre Schönheit versagten. Nichts ist bezeichnender für die leidenschaftliche Sehnsucht, mit der es ihn nach Italien drängte, und für die tiefe Schwermut, mit der er zurückkehrte, — als daß er auf dem Hin- wie dem Rückweg für die Schönheit des Hochgebirges gar kein Auge hatte. Dreimal folgte er der Brennerroute, einmal der Splügenroute; aber beide, auch die einzigartige Via Mala, haben nicht Anregung oder Stoff auch nur zu dem kleinsten Gedicht geboten. Dagegen gab ihm Italien selbst ja den anderen großen Natureindruck, den des Meeres.

Zuerst geschaut hat Goethe das Meer in Venedig, der „neptunischen“ Stadt, in der er wochenlang gewohnt hat, und an deren beliebtesten Strandpromenade, dem Lido, er den langgezogenen Rämmen der heranrollenden Wogen entlang gewandert ist. Aber in Venedig überwiegen die großen Eindrücke von Kunst und Geschichte so stark, das Meer erscheint in dieser „Königin des Meeres“ so sehr dem zwingenden Willen des Menschen dienstbar gemacht, daß man mehr diese zähe Menschenkraft als die Urkraft des Elements zu bewundern getrieben wird. Die „Venetianischen Epigramme“, die dort entstanden, lassen wenig von Meeresstimmung und gar nichts von Meeresbewunderung erkennen. Erst Neapel ließ

Goethe das Meer in seiner Größe und Pracht erfassen, und die kurze Fahrt zwischen Sizilien und Neapel ließ ihn auch die gefahrdrohende Macht erfahren, als infolge der andauernden Windstille die nicht zu überwindende Meeresströmung das Schiff an die Felsufer der Insel Capri zu treiben drohte. Zweifellos durch dies Erlebnis angeregt sind die beiden allbekanntesten knappen Stimmungsbilder:

Tiefe Stille herrscht im Wasser, ohne Regung ruht das Meer,
 Und bekümmert sieht der Schiffer glatte Fläche ringsumher.
 Keine Luft an keiner Seite,
 Todesstille fürchterlich,
 In der ungeheuren Weite
 Reget keine Welle sich.

Die Nebel zerreißen, der Himmel ist helle
 Und Aolus löset das ängstliche Band.
 Es säuseln die Winde, es rührt sich der Schiffer,
 Geschwinde! Geschwinde! es teilt sich die Welle,
 Es naht sich die Ferne; schon seh ich das Land.

Ist hier das Meer im wesentlichen noch als rein unheimliche Macht empfunden, von der der Mensch gern wieder zum Lande zurückkehrt, so wurde doch der Dichter wahrhaft vertraut mit der See, als er die Küsten Siziliens, klassischen Erinnerungen folgend, bereiste. Die große Meeresdichtung Homers, die Odyssee, lehrte ihn das Meer verstehen, — und wiederum wurde dies seit den Jünglingstagen von ihm hochverehrte Gedicht ihm erst wahrhaft lebendig und gegenständlich durch das eigene Hineinsinken und Hineinleben in die Meeresindrücke. In der geplanten Tragödie „Nausikaa“ wollte er die Phantasiwelt der Odyssee, aber auch zugleich die reale

Welt der mittelländischen Meeresküste dichterisch wiedergeben; leider blieb dieser Plan in den ersten Anfängen der Ausführung stecken; aber schon aus geringen Bruchstücken können wir die Feinheit der Auffassung und Nachempfindung erkennen, mit der die Dichterseele den Eindrücken dieser Küstenlandschaft entgegenkam, — wie in den beiden Zeilen:

Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer,
Und duftend schwebt der Äther ohne Wolken.

An die Küsten Siziliens fühlen wir uns auch unwillkürlich versetzt in dem neun Jahre später entstandenen erzählenden Gedicht „Alexis und Dora“, obgleich keine bestimmte Lokalität hier genannt wird. Aber ein südliches Meer und eine südliche Küstenstadt sind es, und etwas Inselhaftes empfinden wir unwillkürlich bei der Berggegenwärtigung des Landes, das ganz und gar auf das Meer angewiesen scheint. Hier zeigt sich der Dichter mit dem ruhigen, die Fahrt begünstigenden Meere ebenso vertraut wie mit dem stürmischen, zerstörenden. Es sind feine Züge der Beobachtung, welche ihm die Verse eingeben:

Langhin furcht sich die Gleise des Riels, wohin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.

oder jener andern, da Alexis

Sieht die Berge schon blau, die scheidenden, sieht in das Meer sie
Niedersinken, es sinkt jegliche Freude vor ihm.

Berge, die in der Flut versinken: jene Eindrücke der Verbindung von Gebirge und Meer, die wir vorher als die großartigsten erkannten, boten dem Dichter die Küsten Unteritaliens, Siziliens und der kleineren Inseln in

reicher Fülle dar. Gleichsam die Substruktionen, Unterbauten zum Küstengebirge erblickt er in der geheimnisvollen, vom Meer durchfluteten Felsgrotte, die er mit wunderbarer Phantasie in dem Fragment der „Befreiung des Prometheus“ schildert:

Auf mächtigen Pfeilern, unten von Wogen des Meeres umflossen,
Ruhn kühne Gewölbe.

Da dringen die Strahlen der Sonne treffend herein und spielen mit
Immer lebendigen Schatten.

Tief innen wohnt heiliger Dämmer —

Dort erwartet von allen Schätzen des Meeres umgeben
Thetis den Gatten.

Hades, der Erderschütterer, und Poseidon bauten sie auf
Mit Kräften der Götter.

Berge stürzten zusammen und andere stiegen aufgerichtet
Empor, ewige Zeichen ihrer Herrschaft.

Von den Grotten aber hebt sich der Blick des Dichters hinauf zu den schroffen Felsen, die das Meer an jenen Ufern auf so langen Strecken begleiten, und die mächtigen Eindrücke, die seine Phantasie hier gewonnen, werden in manchen späteren Erzeugnissen seiner Poesie wieder lebendig. Wer von der Höhe jener Kalkfelsen hinabgeblickt hat in jene Buchten, in denen die blauen Wogen des Mittelmeeres beständig ihr schäumendes Spiel treiben, der empfindet erst ganz die Naturwahrheit jener Verse der Erzengel im „Prolog zu Faust“:

Es schäumt das Meer in breiten Flüssen

Am tiefen Grund der Felsen auf,

Und Fels und Meer wird fortgerissen

In ewig schnellem Sphärenlauf.

Und Stürme brausen um die Wette

Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer

Und bilden wütend eine Kette
Der tiefsten Wirkung ringsumher.

In der großartigsten Vereinigung aber finden sich Hochgebirge und Meer zusammen in jener erhabenen Vision des Faust, da er der Bahn der Sonne auf Flügeln nachfolgen will und nichts Höheres dabei vorzuzahlen weiß, als das Überfliegen der Hochgebirgsmauer der Alpen und das Hinabbliden auf die Gestade des südlichen Meeres:

Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten,
Schon tut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken,
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort ihr ewges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht.
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht.

Doch nicht nur in einzelnen Versen oder Gedichten hat Goethes Meeresbegeisterung ihre Sprache gefunden: eine umfassende künstlerische Huldigung hat er dem Ozean in seinem Allgedicht in der Schlußzene der Klassischen Walpurgisnacht dargebracht. Hier hat er alle Kraft des betrachtenden Geistes und der dichtenden Phantasie aufgeboten, hier weht Meeresduft und waltet Meeresstimmung. Hier werden die tiefsten Anschauungen entwickelt über die Bedeutung des Meeres für die Bildung der Erdoberfläche und für die Entwidlung der organischen Lebewesen. Hier wird eine Fülle der verschiedensten Gestalten zum Preise des Meeres hervorgezaubert und alles

doch in dem dichterischen Rahmen des „heiteren Meeresfestes“ zusammengehalten.

Hier weht gar eine weiche Luft,
Es grunelt so, und mir behagt der Duft.

Die Nacht ist nicht rauh, finster, unglückbringend wie in nordischen Meeren; es ist eine südlich warme, von hellstem Mondschein durchleuchtete Nacht. Reizvoller noch, geheimnisvoller und doch traulicher als im Tagglanz der Sonne, flutet die See vor uns. Und die Mondgöttin

Blicket ruhig von dem Bogen
Ihrer Nacht auf Zitterwogen,
Milde blühend, Glanz gewinnend
Und erleuchtet das Getümmel,
Das sich aus den Fluten hebt . . .

Es ist ein buntes, phantastisches Gewimmel, von den barocksten Spußgestalten griechischer Phantasie bis zu den zartesten Gebilden reinsten Schönheit. Und zwischen ihnen der ernste Vertreter griechischer Weisheit, Thales, der den Ursprung und das Element der Entwicklung aller Dinge im Schoße des Wassers erkennt, der die Ideen von der plutonischen gewaltsamen Bildung der Erdoberfläche ersetzt durch die neptunistische der bildenden Kraft des Wassers, der schließlich selbst das künstlich erzeugte, des wahren Lebens entbehrende Menschlein, den Homunkulus, dazu anweist, dort das wahre Leben in aufsteigender Entwicklung zu finden,

Gib nach dem löblichen Verlangen, von vorn die Schöpfung
anzufangen!

Im weiten Meere mußt du anbeginnen.

Thales, der auch zuletzt den Schlußhymnus anstimmt, in dem der achtzigjährige Dichter zusammenfaßt, was



Karl Bauer.

München.

Der siebzigjährige Goethe.

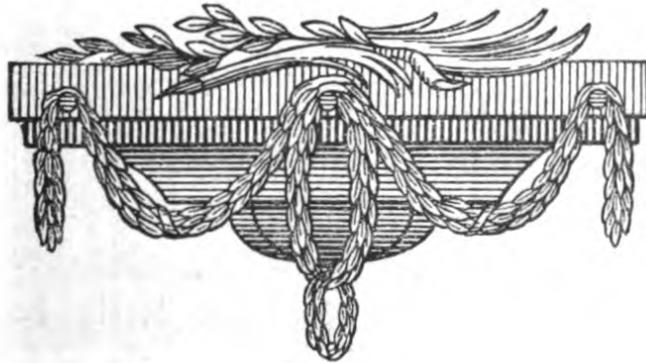
er ein Leben lang menschlich und poetisch vom Walten der Wasserwelt empfangen hatte:

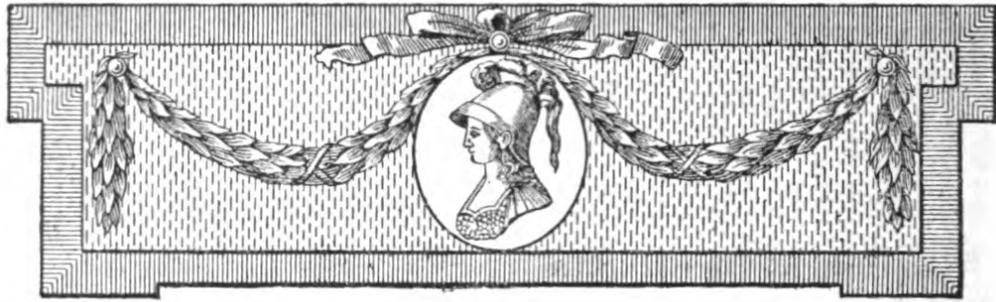
Heil, Heil aufs neue! Wie ich mich blühend freue,
 Vom Schönen, Wahren durchdrungen . . .
 Alles ist aus dem Wasser entsprungen!
 Alles wird durch das Wasser erhalten!
 Ozean, gönn' uns dein ewiges Walten!
 Wenn du nicht Wolken sendetest,
 Nicht reiche Bäche spendetest,
 Die Ströme nicht vollendetest,
 Was wären Gebirge, was Ebenen und Welt!
 Du bist's, der das frischeste Leben erhält,
 Du bist's, dem das frischeste Leben entquellt.

So großartigen Zeugnissen gegenüber muß es uns gewiß seltsam erscheinen, daß ein hervorragender literarischer Kritiker, freilich ein Ausländer (Georg Brandes), behauptet hat, Goethe habe niemals das Meer besungen. Aber in gewissem Maß wird vielleicht manchem von uns dieser Irrtum auch nicht unmöglich sein. Jedenfalls wird man kaum, wenn von Sängern des Meeres oder auch des Hochgebirges die Rede ist, zunächst an Goethe denken. Wie erklärt sich das? Hauptsächlich wohl dadurch, daß Goethe diese großen Erscheinungen, wo er sie dichterisch darstellt, wie überhaupt alles, was die Kraft seiner Poesie uns vor Augen führt, nicht eigentlich um ihrer selbst willen dargestellt hat. Er ist nicht den Spuren des berühmten Albrecht von Haller gefolgt, der die Alpen methodisch besang. Und er hat nicht Heinrich Heine als einem Nachfolger die Wege gewiesen, wenn dieser eine ganze reichhaltige, geordnete Reihe von

Meeresstimmungen in einen Kranz von Nordseebildern zusammenband. Man betont immer wieder in immer neuen Wendungen die objektive, nach Goethes eigenem Ausdruck „gegenständliche“ Art seines Dichtens. Aber in Wirklichkeit ist Goethes Dichten nur insofern objektiv, daß er sich ganz und gar, wie wir schon zu Anfang dieser Betrachtung sahen, in den Gegenstand versenkt; was er aber schließlich darstellt, ist nicht der Gegenstand selbst, sondern die Wirkung, die er von ihm erfahren hat. Von dieser Seite betrachtet, erscheint seine Dichtung als subjektiv; überall als ein Bekenntnis des eigenen Innenlebens, seiner Entwicklung, seines Hin- und Herflutens. Wer deshalb bestimmte photographisch getreue Wiedergaben einzelner Naturbilder von ihm verlangt, wird sich getäuscht fühlen. Sind aber diese, wenn wir von lokalen und andern nebensächlichen Interessen absehen, das Wesentliche, was wir von der Poesie erwarten? Ist nicht überall die menschliche Seele der eigentliche Ausgangs- und Zielpunkt unseres poetischen Interesses? und ist nicht jene Dichterkraft die höchste, welche in allen, auch den gewaltigsten Erscheinungen zwar wertvolle Schätze erblickt, aber doch nur solche, die dazu bestimmt sind, ihren eigenen Reichtum zu vermehren, ihr Können zu steigern, ihr Leben zu erhöhen? Eine solche Dichterkraft war in eminentem Sinne des Wortes Goethe, der sein zwiefaches Verhältnis zur Natur mit dem schlagenden Wort gekennzeichnet hat: der Künstler sei zugleich „der Sklave und der Herr der Natur“. Und es rechtfertigt sich auch eine solche Betrachtung in allgemeinerem philosophischem Sinn: unsere gesamte ästhe-

tische Auffassung der Natur, die doch einer poetischen Darstellung immer zugrunde liegen soll, ist mit Notwendigkeit eine subjektive. In dieser Hinsicht ist wirklich der Mensch „das Maß aller Dinge“. Die Natur an und für sich ist in sich selbst vollendet, nicht unserem Urteil unterworfen; sie ist an und für sich weder groß noch klein, weder erhaben noch niedrig, weder schön noch häßlich; das alles ist nur der menschliche Geist, der sie betrachtet, der von ihr Wirkungen empfängt, die sich aber nach der Art seines eigenen Wesens bestimmen und bemessen, — der durch den Schwung seiner Phantasie ihr wiederum darleiht, was in seinem eigenen Innern liegt, und mit der Kraft seiner Poesie in seinem Naturbilde das Ebenbild seines eigenen Wesens erschafft.





Goethe und Klinger in ihrer Frankfurter Zeit.

Von Elisabeth Menzel.¹⁾

In den Jahren, wo der junge Jurist Goethe nach der Heimkehr in die Vaterstadt den Götz und Werther, den Prometheus und „Urfaust“, den Clavigo und allerlei Sing- und Scherzspiele schuf, war er ein höchst geselliger Mensch, der mit zahlreichen Freunden und Freundinnen die Jugendjahre genoß. Er hatte mit liebenswerten Frauen und munteren Gesellen einen Wochenzirkel, der im Sommer Ausflüge zusammen machte und im Winter zusammen las, tanzte oder Theater spielte.

Allein trotz mancher Anregung, die der Dichter hier gewann, hat dieser vornehme Kreis doch lange nicht die Bedeutung für seine geistige Entwicklung wie die sogenannte „Sozietät“ einiger hochbegabter Frank-

¹⁾ Da dieser Aufsatz ohne jeden gelehrten Apparat sich gibt, seien die Fachmänner darauf aufmerksam gemacht, daß hier allerlei neue Mitteilungen auf Grund archivalischer und anderer Quellenstudien gemacht werden.

furter Jünglinge. Sie kamen gleichfalls allwöchentlich zusammen, jedoch nicht in den behaglich und künstlerisch ausgestatteten Räumen besserer Frankfurter Familien, sondern in dem lehmgetünchten armen Zimmer der Konstablerswitwe und Waschfrau Cornelia Klinger in der alten, längst verschwundenen Rittergasse.

In dieser ärmlichen Umgebung hauste gleichfalls ein Genius, der, obwohl nicht so weltumfassend, nicht so gewaltig wie derjenige Goethes, dennoch reich genug war, um den größeren Geist an sich zu fesseln und unter Druck und Zwang auch selber geistige Schöpfungen hervorzubringen. Diese sollten nicht nur umgestaltend in das literarische Leben der Gegenwart eingreifen, sondern sich auch einen dauernden Platz in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Literatur erwerben. Maximilian Klinger, der einzige Sohn des Frankfurter Konstablers, d. h. Kanoniers, Klinger, geboren am 17. Februar 1752, also nicht ganz drei Jahre jünger als Goethe, ist zweifellos die genialste Persönlichkeit, die damals dem Dichter des Götz und des Werther in den Mauern der Vaterstadt nähertrat.

Die Entwicklung der beiden hochbegabten Frankfurter Söhne zeigt von früh an die allergrößten Gegensätze. Während der Sohn des Kaiserlichen Rates, der Enkel des Stadtschultheißen, geebnete Pfade betritt und in seinem Werdegang keinerlei äußere Hindernisse zu überwinden braucht, vielmehr von einem gnädigen Geschick auf Schritt und Tritt gefördert wird, muß der Abkömmling des frühverstorbenen Konstablers sich unter

Kämpfen und Sorgen der schwersten Art mühsam durchringen. Um so härter fühlte die Familie Klinger den Verlust des 1760 verstorbenen Vaters, weil auch noch die alte Großmutter miternährt werden mußte und die Witwe Klinger während eines Krankenlagers sauer erworbene Ersparnisse aus besserer Zeit durch einen feinen Diebstahl verlor. Allein je schwerer es ihr das Leben auferlegte, desto tapferer rang die wadere „Klingerin“ mit dem Schicksal. Sie verschaffte sich Verdienste als Wäscherin, wahrscheinlich als Feinwäscherin, welche Arbeit sie als ehemalige Kammerjungfer einer vornehmen Dame wohl gut verstand. Außerdem betrieb sie noch eifrig einen Handel mit Schwefelfaden, Feuersteinen und Glüdern und mietete sogar, als das Geschäft etwas ergiebiger wurde, im Laufe der Zeit einen kleinen Laden am Fahrtor. Katharina und Agnes, die ältere und die jüngere Schwester Maximilians, unterstützten die Mutter beim Handel und suchten die Lage der Familie durch eignen Verdienst noch etwas aufzubessern. Die härteste Zeit waren die sechziger Jahre. Wie es die Witwe im steten Kampfe um die Nothdurft des Lebens fertig brachte, auch noch ein Waisenkind, ihre Gote Cornelia Humbrecht, mit zu ernähren und an einem gleichfalls elternlosen Knaben, Johann Georg Authäus, viel Gutes zu tun, das läßt sich im Hinblick auf die ärmlichen Verhältnisse kaum begreifen, darf aber ohne Übertreibung eine sittliche Großthat genannt werden.

Wie Goethe das wertvollste Vermächtnis von der Mutter empfing, so gingen auch von der Klingerin die besten Eigenschaften, besonders Willenskraft, Mut, Ber-

stand und zähe Ausdauer auf ihren Sohn Maximilian über. Wer diesem zu einer wissenschaftlichen Ausbildung verhalf, läßt sich nicht bestimmt erklären. Die Überlieferung gibt darüber verschiedene novellistische Deutungen, die hübsch erfunden, jedoch nicht urkundlich beglaubigt sind. In allen Erzählungen aber spielt die Wohlstandigkeit und große Schönheit des Knaben Klinger eine bedeutende Rolle, während aller Wahrscheinlichkeit nach nur seine reiche Begabung ihm den Weg zum Frankfurter Gymnasium eröffnete. Der Schulmeister Hüttner in der Rittergasse, dessen Schule Maximilian mit der ein Jahr älteren Schwester Katharina besuchte, mag den Knaben dem als menschenfreundlich bekannten Professor Zink vom Frankfurter Gymnasium empfohlen haben, und dieser hat dann wohl für dessen unentgeltliche Aufnahme Sorge getragen. Tatsache ist, daß die Klinger im Verhältnis der Dankbarkeit zur Familie Zink standen und diese Beziehungen viele Jahre hindurch fortsetzten. Agnes Klinger war sogar mit einer Tochter Professor Zinks nachmals herzlich befreundet. Beim Eintritt in das Gymnasium muß der feinfühligste Knabe Klinger unter drückenden Stimmungen gelitten haben; denn sein von Natur stolzer Charakter vertrug nur schwer die ihm zuteil werdende Hilfe anderer. Aber er traf einen Knaben im Gymnasium, den bereits erwähnten Nuthäus, der trotz vornehmer Abkunft nach dem Tode der Eltern durch treulose Vormünder noch ein viel härteres Schicksal zu erdulden hatte als er selber. Bereits als Lehrling in einem Handwerk tätig, fand Nuthäus merkwürdigerweise den Weg ins Frank-

furter Gymnasium und schloß sich dort fest an den vier oder fünf Jahre jüngeren Klinge an. Einmal mußten die beiden armen Genossen unschuldig Strafe für einen glücklicher gestellten Schüler erleiden, der durch die Mithilfe eines parteiischen Lehrers dieser zu entgehen wußte und sogar die unerhörte Dreistigkeit besaß, Nuthäus auf seiner eigenen Stube darob zu verhöhnen. Darauf warf ihn dieser im Zorn die Treppe hinab, wobei sich der freche Junge ernstlich verletzte.

Der Vorfall schien anfangs schwere Folgen für Nuthäus nach sich ziehen, so daß er daran dachte, die Flucht zu ergreifen und sich bei den Preußen anwerben zu lassen. Allein er kam mit einer harten, jedoch immerhin erträglichen Strafe davon und zog insofern ethischen Gewinn aus diesem bitteren Erlebnis, als ihn Klinge auf die Aufforderung seiner Mutter nun auch mit nach Hause nahm, sein Bett und sogar seine kärgliche Kost gegen geringes Entgelt mit ihm teilte. Daß das Gute meist seinen Lohn in sich selbst trägt, sollte die Zukunft der armen Witwe beweisen. Denn aus ihrem Verhalten gegen den elternlosen Knaben erwuchs ihr ein schöner und behaglicher Lebensabend. Den für den Freund und ihn selber höchst kränkenden Vorfall im Frankfurter Gymnasium vergaß Klinge nie. Er lebt weiter in der im dritten Kapitel seines Romans „Der Weltmann und der Dichter“ erzählten Schulgeschichte, welche freilich eine andere Begründung erhielt als das wirkliche Erlebnis.

Während der Gymnasialzeit gaben Nuthäus und Klinge Privatstunden, auch gehörten sie zu den Kurrendschülern, die bei Begräbnissen singend vor dem Leichen-

wagen hergingen oder bei sonstigen feierlichen Anlässen mit ihrem Gesang einen kleinen Verdienst erwarben. Einige Vorteile verschaffte dem Knaben Klinger auch die Stelle eines Kalfaktors im Gymnasium. Diese wurde nur einem braven und fleißigen Schüler zuerteilt, setzte ihren Inhaber aber in den Augen seiner Mitschüler herab. Ein Gymnasial-Programm vom September 1772 verrät, daß Klinger und Nuthäus damals als abgehende Zöglinge Reden hielten, jedoch erst am 16. April 1774 wurde der erstere in das Studentenverzeichnis der Universität Gießen eingetragen. Was Klinger in der Zwischenzeit betrieb, steht nicht genau fest. Aller Wahrscheinlichkeit nach gab er neben literarischen Beschäftigungen Privatstunden, um entweder alte Schulden zu bezahlen oder sich das Nötigste für das bevorstehende Universitätsstudium zu verdienen. Allein gerade diese in Not und Kampf verbrachten anderthalb Jahre wurden in geistiger Beziehung für Klinger die genußreichsten und bedeutungsvollsten seines ganzen Lebens. Denn gerade damals trat er in innigen Verkehr mit dem genialsten und gütigsten Menschen seines Jahrhunderts: mit Johann Wolfgang Goethe.

Ob die beiden berühmten Söhne Frankfurts bereits in der frühesten Knabenzeit sich als Nachbarskinder gekannt haben, wage ich nicht zu entscheiden. Der Überlieferung nach soll die Klinger'sche Familie in dem kleinen Nebenhäuschen gewohnt haben, das Rat Goethe 1755 beim Umbau seines Hauses abbrechen ließ. Folgende Verse Goethes an Klinger, die er 1826 der Abbildung des Hofraumes hinter seinem Waterhause beilegte,

dürften einen Beweis für die Richtigkeit jener Annahme liefern:

An diesem Brunnen hast auch du gespielt,
Im engen Raum die Weite vorgefühlt.
Den Wanderstab ins fernste Lebensland,
Nahmst du getrost aus frommer Mutter Hand,
Und magst nun gern erloschenes Bild erneu'n,
Am hohen Ziel des ersten Schritts dich freu'n.

Eine Schwelle hieß ins Leben
Uns verschiedne Wege gehn;
War es doch zu edlem Streben,
Drum auf frohes Wiedersehn!

Eine weitere Bestätigung für nachbarliche Beziehungen der Familien Goethe und Klinger gibt ein Brief Maximilians vom zweiten Pfingsttage 1776, in dem er an seinen Freund Kanfer über Goethes Mutter schreibt: „Du glaubst nicht, was das für ein Weib ist und was ich an ihr hab. Wie manche Stunde hab ich vertraut bey ihr auf den Stuhl genagelt zugebracht und Märchen gehört.“

Da man im allgemeinen doch nur Kindern Märchen erzählt, und Goethe selber ja auch als Kind unauslöschliche Eindrücke von der Fabulierkunst seiner Mutter empfing, so dürfte hiernach kaum noch ein Zweifel obwalten, daß wirklich einmal eine Wohnungsgemeinschaft bestand. Goethe hat aber die mitgetheilten Verse, nachdem sie an Klinger abgegangen waren, auch dem Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz und der Herzogin Friederike von Cumberland unter das nämliche Bild geschrieben. Bekanntlich wohnten beide mit ihrer Schwester, der Königin Luise von Preußen, 1790 während der Wahl

und Krönung Leopolds II. bei Frau Rat in Goethes Vaterhause. Obwohl nun die medlenburgischen Geschwister auch an dem Brunnen im Goetheschen Hofraum spielten, so hatten doch sonst die Verse keinerlei Bedeutung für sie. Es muß also eine eigene Bewandtnis gehabt haben, daß sie der Dichter auch diesen hohen Personen zukommen ließ. Vielleicht vermochte er die Verse von dem Bilde des Hofraumes nicht mehr zu trennen.¹⁾

Klinger empfing sie zuerst, das ist jedenfalls richtig. In seiner Familie wußte man jedoch, wie sein Biograph und Großneffe Rieger berichtet, nichts von der frühen häuslichen Gemeinschaft der beiden Dichter. Und als Goethe im Jahre 1814 „Dichtung und Wahrheit“ an Klinger sandte, schrieb ihm dieser mit Bezug auf die vorteilhafte Schilderung, die das XIV. Buch über ihn als jungen Gesellen bringt: „Wie angenehm mußte es mir sein, mich von Ihnen im 18. Jahre so erkannt und in meinem Inneren erforscht zu sehen.“

Angenommen, die beiden großen Söhne Frankfurts seien wirklich über eine Schwelle ins Leben geschritten, so hat doch jedenfalls nach dem Wegzug der Familie

1) Ein anderes Beispiel, daß Goethe seine Verse an Personen öfters verwandte, auch wo sie nicht besonders gut paßten, sei hier erwähnt. Eine in Weimar kürzlich verstorbene alte Dame, Frau Rentamtmanu Kaiser, versicherte mir auf das bestimmteste, Goethe habe die Verse „Daß du zugleich mit dem heiligen Christ An einem Tage geboren bist Und August auch, der werthe, schlanke usw.“ für ihren Vater, Karl Brunnquell, einen Kameraden seines Sohnes, gedichtet, das Blatt sei in ihrer Familie wohlbekannt gewesen. In den Gedichten steht es jedoch unter dem Titel „An Frau v. Stein geb. v. Schardt, Dezember 1815.“ B.

Klinger aus dem Hirschgraben eine jahrelange Unterbrechung der früheren Bekanntschaft stattgefunden. Diese war ja schon allein die Folge der weiten gesellschaftlichen Kluft zwischen beiden Familien. Freilich stimmt es wieder gar nicht zu dem Charakter der Frau Rat, daß sie, die allzeit gütige und hilfsbereite Wohltäterin, nach herzlich betätigter Anteilnahme an dem Los der Hausgenossen diese später im Unglück ganz vergessen haben sollte. Eins scheint mir unumstößlich fest zu stehen: Goethe und Klinger traten sich am Anfang des Jahres 1769 zum ersten Male näher. Nach Klingers Worten war dies ein gegenseitiges Erkennen ihres innersten Wesens, während etwaige frühere Beziehungen oder Zusammenkünfte beide junge Leute nicht tiefer berührt haben mögen.

Über keine Epoche seiner Jugend hat uns Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ spärlicher unterrichtet wie über die zwischen seiner Rückkehr von Leipzig und der Abreise nach Straßburg liegende Zeit. Wir erfahren nur, daß der junge Dichter Ende August 1768 krank nach Hause zurückkam, viel mit Fräulein von Klettenberg, der „schönen Seele“, verkehrte und neben literarischen Arbeiten und Studien meist mit mystischer Lektüre und alchimistischen Versuchen den größten Teil des Tages ausfüllte. Zweifellos ist dieser Abschnitt in Goethes Jugend eine an äußeren Begebenheiten zwar arme, an innerem Erleben jedoch ungemein reiche Zeit. Wie die Briefe des jungen Dichters und andere Urkunden bezeugen, dachte er gerade damals über die höchsten Probleme nach, empfing er im Verkehr mit Freunden und Bekannten eine Fülle von Anregungen. Wahrscheinlich verwertete er

diese in seinen vor dem Abgange nach Straßburg leider vernichteten, meist dramatischen Arbeiten.

Außer zu Klinger trat Goethe in jenen Tagen auch zu einigen geistvollen Frankfurter Persönlichkeiten in Beziehung, deren Namen nicht einmal in „Dichtung und Wahrheit“ genannt sind. Ich erwähne davon hier nur den berühmten Frankfurter Arzt und Dramatiker Dr. Johann Michael Hoffmann und den Advokaten und Moral-Philosophen Dr. Johann Balthasar Kölbele. Erst in der Schilderung der Nach-Straßburger Zeit spricht Goethe in seiner Lebensbeschreibung öfter, jedoch nur andeutungsweise, von einem Kreise befreundeter Jünglinge, bei denen „sein Denken und Dichten einen begeisterten Widerhall fand“. Zu jener gewiß schon 1769 bestehenden und einige Jahre später zu literarischer Bedeutung gelangten „Sozietät“ gehörte auch wohl damals bereits Maximilian Klinger.

Worin bestand nun die Anziehungskraft, die der unerfahrene, in ärmlichem Dunkel lebende Proletariersohn auf den durch den besten geistigen Umgang hier und in Leipzig ungemein verwöhnten und doch auch gesellschaftlich ganz anders dastehenden Goethe ausübte? In erster Linie war es sicher die beiderseitige Veranlagung für die Poesie, dann die gemeinschaftliche Begeisterung für Shakespeare, unter dessen Zauber sowohl Goethe wie Klinger damals schon standen. Auch Maximilians schöne stattliche Außerlichkeit, sowie seine feinen Umgangsformen, die beide viel mehr auf eine vornehme als ärmliche Herkunft schließen ließen, machten sicher einen fesselnden Eindruck auf den Schönheitsdurstigen Wolfgang. Dazu erwarb sich nach Goethes Schilderung in „Dichtung und

Wahrheit“ Klingers entschiedener und ernster Charakter sofort Zutrauen, während ein Zug von stolzer Unabhängigkeit in dem Wesen des vielseitig begabten Jünglings dem jungen Dichter ganz besondere Achtung einflößte. So wurden beide Freunde, sobald sie sich nur näher kennen lernten. Das Verhältnis Klingers zu Goethe war naturgemäß vom Anfang an das der bewundernden Verehrung, ohne deshalb der kameradschaftlichen Herzlichkeit zu entbehren. Dafür sorgte schon Goethe, dessen warmerherziges Wesen gerade zu jener Zeit poetischen Überschwangs gewiß keine Steifheiten im Verkehr, keine anbetende Unterordnung duldete. Wer aber vermöchte es nicht zu begreifen, daß den werdenden Klinger nicht nur die Genialität, nein, auch die grenzenlose, rein menschliche Güte des gottbegnadeten Freundes oft mächtig ergriff und immer wieder — wenn auch nur im stillen — zu liebender Bewunderung hinriß!

Brachte doch der allgemein gefeierte Dichter des Götz und des Werther nicht nur ihm, dem unbekanntem armen Jungen, sondern auch der Mutter und den Schwestern wärmste Teilnahme entgegen. Goethe schenkte namentlich der wackeren Frau aus dem Volke größte Würdigung und beglückte mit seiner vollen Gunst die 1773 im siebzehnten Jahre stehende Agnes Klinger, die ebenso schön und begabt war als ihr älterer Bruder. Dazu ließ es der junge Dichter nicht bei seinen eigenen Beziehungen zu der Familie Klinger bewenden, er führte die Geschwister auch bei seiner Mutter ein und erneuerte so die alte Bekanntschaft. Kein anderer als der bei den Freunden tonangebende Goethe wird es wohl auch ge-

wesen sein, der den kleinen literarischen Kreis veranlaßte, wöchentlich nicht bei ihm selbst oder bei den besser gestellten Mitgliedern der „Sozietät“, sondern gerade in der bescheidenen Wohnung der Witwe Klingler zusammen zu kommen.

Goethes ganze Stimmung war damals durch das Studium der Volkspoesie und die Begeisterung für Rousseaus Naturevangelium gegen alles Gelechte, Geschraubte und Gefünstelte, während ihm das Eigenartige, Unverfälschte und Gute in den schlichten Naturen der höchsten Anerkennung wert erschien. So vereinigten sich zu jener Zeit in Goethe angeborene Gemütsanlage, dichterische Richtung und guter Wille, um eine arme, jedoch hochanständige und hochbegabte Familie nach langer drückender Abhängigkeit wenigstens geistig auf eine freie luftige Höhe zu führen.

Welche erhebenden Eindrücke die einzelnen Mitglieder der Familie Klingler von der Lichtgestalt Goethes empfangen, das geht aus mancher von ihnen herrührenden Briefstelle hervor. Agnes blickt zu ihm auf wie zu einem Sterne, sie ist nicht nur von der Größe, sondern auch von dem lieben Wesen des Dichters hingerissen und schwelgt noch nach Jahren in der Erinnerung an die köstlichen mit ihm verlebten Stunden. Auch das Herz der einfachen zurückhaltenden Katharina ging bei Wolfgang auf, ja sie scheint den eigenen Bruder erst begriffen zu haben, seit er Goethes Freund wurde. Die alte Klinglerin aber faßt alle ihre Bewunderung und Liebe für den jungen Dichter nach dessen Abreise in die neue Heimat

Weimar in den wehmütigen Ausruf zusammen: „Ach, Goethe, der heilig Mann ist fort.“ — —

Klinger selbst war von dem genialen Freunde so erfüllt wie der am Grase perlende Taupfen von der Morgen Sonne. Er, der begeisterte Schüler Rousseaus, der an die Naturanlage der Persönlichkeit die denkbar größten Ansprüche stellte, findet dem merkwürdigen, trotz allen Überschwanges in sich gefestigten Wesen Goethes gegenüber immer wieder die gleiche Bewunderung. Selbst als er im Jahre 1776 Wieland kennen lernte und von der wohlwollenden, milden und bescheidenen Art des Dichters, den er kurz vorher gemeinsam mit dem Freunde so böse verspottet hatte, ganz gerührt und beschämt war, schreibt Klinger doch: „Er ist der größte Mensch nach Goethe.“ Klingers Verehrung für den Freund spricht sich auch in der Schilderung des Doktors in seinem Jugenddrama „Das leidende Weib“ aus. Dies Stück enthält eine Stelle, die man schon bald nach der Zeit ihres Entstehens mit Recht als ein literarisches Denkmal für Goethe betrachtete.

Franz, ein leidenschaftlicher, aber hochgesinnter Jüngling, augenscheinlich Klingers Ebenbild, sagt von dem Doktor, den eine andere Person des Dramas „einen wunderbaren Menschen“ nennt: „Den könnt ihr nun wieder alle nicht fassen. Der erste von den Menschen, die ich je gesehen, der Alleinige, mit dem ich sein kann! Der trägt Sachen in seinem Busen! Die Nachkommen werden erstaunen, daß je so ein Mensch war.“

Wie Klinger, so sahen auch die anderen Mitglieder der Frankfurter „Sozietät“ in Goethe eine urgewaltige

einzigste Persönlichkeit und zugleich den Genius des ganzen Zeitalters. Nächste Klinger verdient von den Genossen des Kreises zuerst der Dramatiker Heinrich Leopold Wagner, 1747 in Straßburg geboren, genannt zu werden. Wann er in die „Sozietät“ eintrat, ist nicht genau bekannt. Als er sich jedoch im Herbst 1774 in Frankfurt als Advokat niederließ, muß er bereits Goethe und Klinger näher gekannt haben. Obwohl nun zu den sogenannten Originalgenies gehörig, ist Wagner doch nichts weniger als ein origineller Geist. Er verstand es, gegebene Ideen gut auszugestalten und aus dem Flachse anderer poetische Fäden zu spinnen. Als Goethe wahrscheinlich im Winter 1774 der „Sozietät“ den Faust vorlas, benutzte Wagner bekanntlich die Gretchentragödie darin zum Stoffe eines eigenen Dramas. Er gab ihm den geschmacklosen Titel: „Evchen Humbrecht oder ihr Mütter merkt's euch“, nannte das Stück aber später „Die Kindermörderin“. Die Ähnlichkeit zwischen dem Werke Goethes und Wagners ist unverkennbar, läßt sich zuweilen sogar in den Ausdrücken nachweisen. Was jedoch Goethe mit poetischer Kraft in das Bereich einer höheren Anschauung erhob, hat Wagner vergrößert und zu rein äußerlichen Theaterwirkungen ausgenutzt. Das Drama ist aber insofern ein bemerkenswertes literarisches Erzeugnis der Zeit, weil es für die Unterdrückten eintritt und sich trotzig gegen die in Fäulnis geratene höhere Gesellschaft aufbäumt. Durch das in der Kindermörderin und in Wagners zweitem Drama „Die Reue nach der Tat“ enthaltene oppositionelle Element wirkte Wagner auf den gleichgestimmten jugendlichen Schiller, dessen

bürgerliche Gestalten in „Kabale und Liebe“ unverkennbare Ähnlichkeit mit den Hauptfiguren in den Dramen Wagners zeigen.

Goethe trug Wagnern das an ihm begangene Plagiat nicht nach. Ebenso scheint er ihm, als die erste Entrüstung verrauscht war, auch die gegen den Berliner Kritiker Nicolai als Beurteiler von „Werthers Leiden“ gerichtete Satire „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten“, für deren Verfasser Goethe selber galt, nicht dauernd übel genommen zu haben. Die Satire erschien bekanntlich anonym, zeigte aber in der Sprache und im Inhalte so viel Ähnlichkeit mit den gleichartigen Schöpfungen Goethes, daß dieser in den Frankfurter „Gelehrten Anzeigen“, dem Organ der neuen Bewegung, die Urheberschaft öffentlich ablehnen mußte, um keinen weiteren Unannehmlichkeiten und literarischen Verspottungen ausgesetzt zu sein.

Trotz dieser Vorkommnisse sagt Goethe später von Wagner: „Er war ein guter Geselle, der treulich zu mir hielt.“ Auch die Familie Klinger betrachtete ihn für einen aufrichtigen und wohlmeinenden Hausfreund; sie stellte den „Promedeis“, wie ihn Frau Klinger nannte, gleich hinter Goethe. Und als Wagner bereits 1779, kaum 32 Jahre alt, einem schweren Leiden erlag, half Mutter Klinger Tag und Nacht seiner Schwester bei der Pflege; sie stand auch an seinem frühen Sterbebette.

Wer von der aus der Klingerschen Wohnung ausgehenden literarischen Bewegung spricht, muß noch eines Dichters gedenken. Zwar gehörte er nicht zur „Sozietät“, jedoch durch seine geistige Verbindung mit Goethe, Wag-

ner und Klinger darf er gleichsam als deren auswärtiges Mitglied bezeichnet werden. Es ist der Bivländer Jakob Reinhold Lenz, ein poetisch hochveranlagter Jüngling, der längere Zeit für einen Stern erster Größe gehalten wurde. Lenz, gleichfalls begeisterter Anhänger Shakespeares, war ein Feind aller Schablone, besonders aber der alten verknöcherten Kunstrichtung. In den Dramen „Der Hofmeister“ und „Die Soldaten“ stellt er wunde Punkte aus dem sozialen Leben jener Zeit in greller Beleuchtung kühn auf die Bretter. Lenz besitzt in vieler Hinsicht Ähnlichkeit mit unserm heutigen Gerhard Hauptmann, sein Naturalismus ging ebenso entschlossen eigne Wege und erschreckte auch oft durch eine bedenkliche Zugabe von Härte und Roheit. Allein der Realist des 18. Jahrhunderts besaß nicht die Kraft des Epigonen, einen Stoff, um mit Heibel zu reden, in allen seinen Folgen dramatisch auszutragen. Er sucht immer ein glückliches Ende, selbst da, wo dies keineswegs Befriedigung gewährt. Es fehlte Lenz also die Harmonie und das rechte Maß, Mängel, die beide auch sein Charakter aufwies. Nach dem fröhlichen geistigen Zusammenwirken Anfang der siebziger Jahre machte Lenz durch seine Zerfahrenheit und Unzuverlässigkeit dem großen Freunde viel zu schaffen, bis sich dieser ganz von ihm lossagen mußte.

Außer Goethe, Klinger, Lenz und Wagner, den eigentlichen Führern der durch die Frankfurter „Sozietät“ wachgerufenen literarischen Bewegung, gehörten noch eine Anzahl ebenfalls begabter junger Leute dazu. Zwei davon sollen hier noch genannt werden: der Kaufmann Daniel Schumann und der Musiker Christoph Kanjer, Sohn

des damaligen Organisten an der Katharinenkirche. Schumann war der Verlobte von Klingers schöner Schwester Agnes, mußte dieser aber später der Verhältnisse wegen entsagen. Kayser, ein genialer Tonkünstler, dichtete auch und verstand es, Goethe durch herzugewinnende Liebenswürdigkeit und ein bedeutendes Kompositionstalent nicht nur in Frankfurt, sondern auch noch später an sich zu fesseln. Freilich, inniger war Kayzers Verhältnis zu Klinger, dessen stolzes Selbstbewußtsein ihm, dem gleichfalls in bedrückter Lage Lebenden, immer wieder neuen Mut einflößte. Klingers in Drud und Zwang früh erungene Lebensweisheit: nicht mit dem Schicksal zu hadern, sich keinem Joch zu beugen, die Gunst des Augenblicks zu genießen und unter allen Umständen den Sinn frei und offen zu erhalten, wurde auch Kayzers Glaubensbekenntnis. Die Freundschaft der beiden jungen Leute übertrug sich auch auf deren Angehörige. So wechselte Kayser mit Agnes Klinger Briefe, die zum Teil erhalten sind und neben den Korrespondenzen mit Maximilian und anderen Gesinnungsgenossen in Ton und Inhalt zu den merkwürdigsten Urkunden der Sturm- und Drangperiode gehören.

Alle Mitglieder der „Sozietät“, ob sie nun selbstschöpferisch tätig waren oder nicht, beseelte der revolutionäre Geist der Auflehnung gegen jeglichen Regelzwang. Der Grundsatz Herders, alle echte Poesie sei volkstümlich und naturwahr, sowie die Mahnung Lessings, sich mehr an Shakespeare als an die Franzosen anzuschließen, waren in den jungen Leuten lebendig, jedoch insofern von ihnen umgebildet worden, als sie alle Kunst-

gesetze überhaupt für überflüssig erklärten und es als unerhörten Zwang bezeichneten, dem Genie vorzuschreiben, was es tun und was es unterlassen müsse. Wer unbekümmert um die Regel lediglich der in ihm wirkenden Naturkraft gehorchte, den Eingebungen seines Talentes folgte und jede Nachahmung streng vermied, der war bei den Stürmern und Drängern ein echter Dichter. Dieser Auffassung entstammte auch die damals übliche Bezeichnung „Original- und Kraftgenies“. Dem Verlangen nach voller Ungebundenheit gefellte sich bei den jungen Leuten der durch Rousseau geweckte Haß gegen alle Ungleichheit und Überbildung und die Begeisterung für das Naturevangelium des großen Franzosen. Klinger war am tiefsten von Rousseaus Lehre ergriffen. Bestätigten sich doch in seinem Leben, wie Goethe sagt, dessen Hauptgrundsätze „Alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt und alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen“.

Wie die „Sozietät“ für Rousseau schwärmte, so leidenschaftlich haßte sie Wieland, der Shafespeare und den Griechen zu nahe getreten war und die Gestalten der Sage im französisch zierlichen Sinne ummodelte und mit seinem eigenen, oft etwas frivolen Empfinden ausstaffierte. An einem Sonntagnachmittag schrieb Goethe in der „Sozietät“, nachdem Wielands Sünden leidenschaftlich von allen Mitgliedern gegeißelt worden waren, bei einer Flasche Burgunder die berühmte Farce „Götter, Helden und Wieland“ in einem Zuge nieder. Sie wurde in der lautesten Weise bejubelt.

Noch einige kleinere Goethesche Werke burlesken

Stils verdanken dem anregenden Zusammensein, besonders der leidenschaftlichen Erörterung literarischer Fragen in der „Sozietät“, ihren Ursprung. Von diesen werde hier nur die dramatische Skizze „Das Jahrmarktsfest in Plundersweilern“ erwähnt, die Goethe später umarbeitete und abrundete, jedoch dadurch auch ihrer Ursprünglichkeit beraubte. Unter den im „Jahrmarktsfest“ auftretenden Masken waren Mitglieder des Kreises, sowie bekannte Frankfurter und literarische Persönlichkeiten verstanden, die man mit einiger Kenntnis der Verhältnisse wohl erraten, jedoch heute sämtlich nicht mehr sicher zu bezeichnen vermag. Allein ganz abgesehen von den persönlichen Verpötlungen ist das Jahrmarktsfest ein solch frisches kraftgeniales Erzeugnis, daß man die Begeisterung gut begreifen kann, die es bei seinem Erscheinen erregte. Es ist zudem noch ein ungemein charakteristisches Werk für Goethe als Frankfurter, denn es steckt voll von Eindrücken, die er in der Frankfurter Messe gewann.

Als die dramatische Burleske eben geschrieben war, befand sich Klingner in großer Geldverlegenheit. Goethe durfte den Vater nicht leicht um Vorschüsse bitten und half darum dem Freunde durch die Schenkung des Manuskriptes vom Jahrmarktsfeste. Klingner sollte den Gewinn für die Herausgabe erhalten; dieser gab aber die Handschrift nicht aus den Händen, bewahrte sie vielmehr als teure Reliquie an die Zeit seines innigen Verkehrs mit Goethe.

Die polemische, meist gegen literarische Ausschreitungen gerichtete Dramatik, die Goethes Freundschaft mit kraftgenialen Naturen hervorrief, schildert er selber

in „Dichtung und Wahrheit“ folgendermaßen: „Mehr als alle Zerstreuung des Tages hielt mich von der Vollendung größerer Werke die Lust ab, die über jene Gesellschaft gekommen, alles, was im Leben einigermaßen Bedeutendes vorging, zu dramatisieren. Ein einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ja ein Mißverständnis, eine Parodie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene und was immer nur in einem bunten rauschenden Leben vorkommen mag, alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, manchmal in Versen.“

Nahm die „Sozietät“ an Goethes kleineren und größeren Arbeiten wärmsten Anteil, so regte er seinerseits die Freunde an, gleichfalls Eigenartiges hervorzubringen. „Dies wechselseitige, bis zur Ausschweifung gehende Sehen und Treiben“ gab jedem nach seiner Art einen fröhlichen Einfluß auf die Leistungen des andern und damit auf die literarische Bewegung der Zeit. Denn „aus diesem Quirlen und Schaffen, aus diesem Leben und Leben lassen; aus diesem Nehmen und Geben aus freier Brust und ohne einen theoretischen Leitstern“ entwickelte sich dann die später verrufene Periode des Sturmes und Dranges. Es ging damals von Goethe ein Regen und Brausen aus, das namentlich in Klingers Seele alle im Halbschlummer liegenden Kräfte zu morgenfrischem Leben erweckte. Und wie dem großen Freunde, so wurde auch ihm die Poesie eine Befreierin von heimlichem Druck und von inneren Gärungstoffen. Klinger

rang sich erst später zu voller Klarheit empor, während Goethe durch das ihm eingeborene Gefühl für edles Maß und schönheitsgemäße Beschränkung schon in stürmischer Jugend Schöpfungen von unverwelklichem Zauber hervorbrachte. Meist dramatisch gestimmt wie Goethe, schrieb Klinger damals das Drama „Otto“, ein zeitloses Ritterstück nach Art des Götz von Berlichingen. Die Fabel schildert ohne Angabe des Schauplatzes den Kampf des stolzen Herzogs Friedrich mit Karl, seinem ältesten und besten Sohne. Der Vater ist mit ihm zerfallen, denn Karl hat eine zwar aus edlem Geschlecht stammende, jedoch dem Herzog unliebsame Frau zur Gattin gewählt. Karls Freund Otto liebt dessen Schwester Gisela und wendet sich von diesem ab und dem Herzog wieder zu, weil ihn ein Zufall verleitet, Karl für den stillen Gegner seiner Werbung zu halten. Hinterlistige Ränkespinner, scheinbare Anhänger des frömmelnden zweiten Prinzen Konrad, spitzen die Gegensätze durch ihr Eingreifen zu, namentlich tun dies Bischof Adalbert und seine italienische Kurtisane. Nach den nötigen Enthüllungen im Schlußakte ersticht Otto noch einen der Verräter und entleibt sich dann selbst. Der edle und maßvolle Karl sieht am Ende, nachdem das Blut von Freunden und Feinden geflossen, einer besseren Zukunft entgegen. Schon diese kurzen Mitteilungen lassen die Abstammung des Klinger'schen Erstlings von Goethes Götz von Berlichingen klar erkennen. Das Stück hat denselben unruhigen Szenenwechsel wie sein Vorbild und verwendet sogar einige von dessen Gestalten wieder. Ich will hier nur Ottos Reiterjungen Gebhardt nennen,

ein frischer, tatendurstiger Geselle wie Georg im Götz. Gebhardt probt echt kraftgenial in Ermangelung eines Gegners seinen Arm am Brechen von Baumästen. Ebenso viel Einfluß wie Goethe hatte Shakespeare auf Klingers „Otto“. Vornehmlich sind die tragischen Motive des Werkes mit denjenigen in Lear und Macbeth nahe verwandt. Doch trotz dieser Entlehnungen, trotz mancher Schwächen ist das Stück schon um der klaren dramatischen Entwicklung willen das Zeugnis eines starken tragischen Talentes. Die Fabel ist jedenfalls gut erfunden, nur wird sie durch die Fäden der nach dem Vorbilde Shakespeares gebildeten Nebenhandlung etwas verwirrt. Die angehäuften Affekte ermüden, die wilden Ausbrüche der Wut stoßen ab, dennoch fühlt man sich immer geführt von der festen, zupackenden Hand des geborenen Dramatikers. Die Sprache im „Otto“ ist wie der Dialog im Götz stark mundartlich gefärbt, daneben noch reicher an Verbheiten als dieser. Die Personen bombardieren sich dann und wann mit Titeln und Ausrufungen, die für den Ton der Genieperiode durchaus bezeichnend, jedoch hier nicht wiederzugeben sind. Das Beste aus dem „Otto“ machte sich später ein Größerer als Klinger zu eigen. Schiller empfing auch aus diesem Drama eine starke Anregung zum Schaffen der Räuber.

Gleichzeitig mit dem „Otto“ erschien 1775 Klingers zweites Drama, „Das leidende Weib“. Es ist ein sogenanntes modernes Stück und behandelt die für die sittliche Gesundheit der Frau entstehenden Gefahren, wenn sie sich allzu einseitiger Beschäftigung mit schöner, eigentlich frivoler Lektüre hingibt. Die Heldin, Gattin

eines braven Mannes, wird durch Wielands Schriften von guten Grundsätzen abgelenkt, sie knüpft ein Verhältnis mit ihrem früheren Geliebten an und fällt in einem unbewachten Augenblick. Die Sünde kommt an den Tag, der großmütige Gatte will verzeihen, Franz, der edle Bruder der Frau jedoch trägt sich mit Rachegeanken. Als er sich zu der Schwester begibt, um sie zu erschließen, findet er sie aber bereits tot. Die Schuld wird also in rechter Weise gesühnt. Stand Klingler in diesem ungemein wirkungsvollen Drama unter dem Einfluß von Lenz, so muß ihm doch ein höherer sittlicher Standpunkt als diesem zugesprochen werden. Das festgeschlossene Gefüge des Ganzen, getragen von einer Anzahl lebensvoller und gut motivierter Charaktere, verrät wie das Drama „Otto“ trotz flüchtiger Ausführung in einigen Teilen angeborenes dramatisches Talent.

„Das leidende Weib“ ist das erste bürgerliche Trauerspiel, das die revolutionäre Literaturbewegung des Sturmes und Dranges hervorbrachte. In der dramatischen Gedrängtheit überragt es seinen Nachfolger „Rabale und Liebe“ und ist außerdem durch zahlreiche Hinweise auf literarische Tagesfragen ein höchst merkwürdiges Erzeugnis der Zeitstimmung. Zugleich darf es eine literarische Urkunde der anbetenden Freundschaft Klinglers für Goethe genannt werden. Wird dieser doch in der Gestalt des edlen Franz, des Bruders der Heldin, mit warmer Bewunderung verherrlicht. Das Stück enthält eine im Genieton gehaltene Szene, die augenscheinlich die Art und Weise getreu wiedergibt, wie die beiden genialen jungen Männer miteinander zu verkehren pflegten. — —

Klinger schrieb in den folgenden Jahren noch eine Anzahl Dramen, von denen hier nur „Die falschen Spieler“, das preisgekrönte Drama „Die Zwillinge“ und das wilde Trauerspiel „Sturm und Drang“ genannt seien. Dies letztere gab bekanntlich später der ganzen Bewegung und Epoche den Namen.

Im April 1774 ging Klinger nach Gießen, um Jura zu studieren, er fand durch Goethes warmherzige Empfehlung familiäre Aufnahme im Hause des Professor Höpfner.

In wirklich großartiger Güte sucht Goethe Klinger dadurch zu heben, daß er ihm all die Persönlichkeiten zuführt, die sich nach dem Erscheinen des Götz und des Werther bewundernd an ihn selbst herandrängten. Merck, Lavater, die Gebrüder Stollberg, der Dichter Jacobi und anderekehrten in der Klinger'schen Wohnung ein, verlebten darin genußreiche Stunden und beschenkten die Familie mit ihren Silhouetten. Die schöne Agnes Klinger wurde durch diesen geistigen Verkehr eine gefeierte Persönlichkeit, sie stand sogar im Briefwechsel mit verschiedenen Literaturgrößen und erzählte noch als alte Frau ihren Kindern von jener glücklichen Zeit, in der Goethe und andere berühmte Männer als Hausfreunde in ihrer Familie aus und ein gingen. Agnes heiratete Jahre nach der Auflösung ihres Verhältnisses mit Schumann den mittlerweile Pfarrer zu Lich in Oberhessen gewordenen Nuthäus, der sie immer geliebt zu haben scheint.

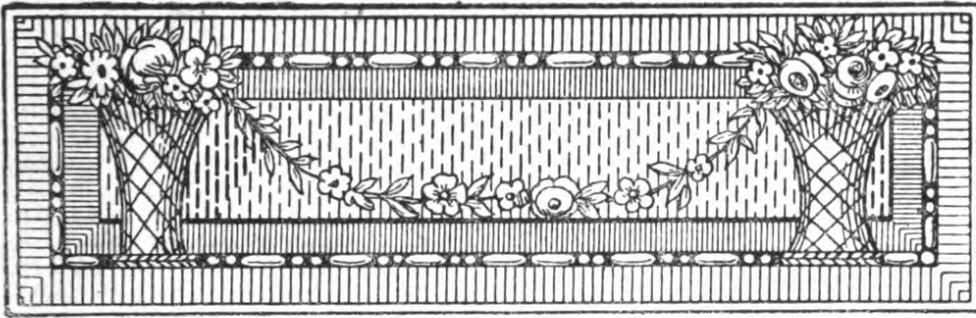
Klinger kam von Gießen oft nach Frankfurt; die Beziehungen der Freunde wurden also bis zu Goethes

Abzug nach Weimar nur wenig unterbrochen. Doch gerade in jenen Tagen muß Goethe mit dem leidenschaftlich erregten Klinger manche bange Stunde geduldig durchgekämpft haben. Eine Briefstelle an dessen späteren Freund Schleiermacher vom Juni 1776 liefert dafür den besten Beleg. „Wüthe und fluche gegen mich,“ schreibt Klinger im Genieton, „werf mir alle Deine guten und wilden Gefühle hin, vielleicht wird Dir manchmal leicht. Auch müßte der Mensch etwas haben, wohin er gösse und schütte. Das hatte ich alles an Goethe, und, ohne daß ich ein Goethe bin, bin ich Deinem Herzen nahe.“ — — —

Obwohl die Lebenswege der Jugendgenossen bald nach ihrer anregenden Frankfurter Freundschaft weit auseinander liefen, Goethe auch nicht imstande war, später alle Hoffnungen Klingers zu erfüllen, so blieb dessen Verehrung für den großen Freund doch stets die gleiche, selbst in Mißverständnissen und durch andere herbeigeführter Entfremdung.

Als Klinger nach einer harten, kampfesreichen Jugend in Rußland eine bedeutende Stellung bekleidete, ist ihm ein Zeichen der Erinnerung von Goethe stets ein besonderes Gnadengeschenk des Tages. Immer wieder versichert er den großen Freund seiner alten unvertilgbaren jugendlichen Gesinnungen und sagt noch kurz vor seinem Tode, das Andenken an Goethe könne nur mit ihm selbst erlöschen. Dieser aber bekennt beim Ableben des Jugendfreundes (1831) erschüttert: „Das war ein treuer, fester, derber Kerl wie keiner.“





Goethes und Schillers Wesen im geselligen Verkehr.

Der Historiker C. L. v. Boltmann (1770—1817) war eine Zeitlang Schillers Kollege in Jena; er trat ihm 1794 bei der Begründung der „Horen“ nahe und setzte später seine Sammlung historischer Memoiren fort. Schiller bildete sich jedoch bald ein ungünstiges Urteil über ihn, und Goethe hatte damals kein viel besseres. Boltmann war ein Viel- und Geschwindschreiber, der sich gründliche Vorstudien und tiefes Versenken in die Sache gern ersparte. Aber er war doch auch ein sehr begabter Mann und bewies ein feines Verständnis für das Große und Tiefe, wo es ihm in Menschen oder Büchern entgegentrat, und er blieb eines reinen Enthusiasmus stets fähig. Seine Verehrung für Goethe bewies er unter anderm dadurch, daß er, der seit 1799 in Berlin lebte, im folgenden Jahre dort versuchte, Goethe zum Nachfolger des Ministers v. Heiniß zu machen. Seine Besprechungen von „Hermann und Dorothea“, „Dichtung und Wahrheit“ und anderen Werken Goethes waren so vortrefflich, daß

Goethe, der den Namen des Kritikers nicht kannte, ihnen warmen Beifall zollte. In den Jahren 1815 und 1816 verkehrten beide in offenherzigen Briefen miteinander, und Goethe sah in Woltmann einen „trefflichen Freund“. Im März 1815 schrieb Woltmann, der seine letzten Jahre in Prag verbrachte, an Goethe:

„Hier wird ein Buch in drei Bänden gedruckt, »Memoiren des Freiherrn von S—a . . .« Ich sah neulich einige noch ganz unbekannte Bogen desselben und fand darauf Urteile einer Dame über Ihr ganzes Sein, und muß gestehen, daß dieser weibliche Geist Ihre Persönlichkeit tiefer und inniger gefaßt hat als ich. Sie muß Sie und Schiller genau gekannt haben.“

Woltmann war aber selber der „weibliche Geist“ und der „Freiherr von S—a“, und wir haben seine eigenen Erinnerungen aus der jenaischen Zeit dort vor uns, wo die Gräfin seines Buches sich mit Luzian Bonaparte über deutsche Schriftsteller unterhält. August Sauer hat die wichtigsten Stellen im zweiten Bande seines Werkes „Goethe und Österreich“ in den Anmerkungen abgedruckt; sie verdienen aber einen helleren Platz und einen größeren Leserkreis. Deshalb folgen sie hier:

„Ich hatte Goethe nur einmal gesehen,“ sagte die Gräfin unter anderm, „so war ich schon inne geworden, daß beinahe alles, was man ihm für Unart und Eigensinn auslegt, ein inneres Bangen seiner Natur sei. Die Angst, von welcher das Genie in Verhältnissen, die allen anderen Menschen leicht und handlich sind, oft ergriffen wird, und die uns Rousseau so überaus beredt geschildert hat, leidet mein Lieblingsdichter im Leben unbeschreiblich.“

Man glaubt es ihm nicht, weil er in vielen Dingen so stark ist, weil er so manches, das andere Menschen wie eine ungeheure Last drückt, leicht handhabt und bewegt. Ist nur ein Mensch gegenwärtig, fast hätte ich gesagt, nur ein Körper, der mit seiner physischen Natur in gar keiner Wahlverwandtschaft steht, so ist dadurch sein Genie wie gelähmt. Da er zugleich die menschliche Freiheit stark in sich fühlt, wird er verdrießlich, angstvoll, daß er über diese Lähmung nicht Herr werden kann. Ich gestehe, daß es mich geschmerzt hat, ihn so zu sehen, wenn die anderen über seinen vermeintlichen Hochmut und seine Eignisucht erbittert waren. Man wird um so leichter über ihn irre geführt, weil er nie sein Herkommen aus einer angesehenen und obrigkeitlichen Familie einer freien Reichsstadt in seiner äußeren Haltung verleugnet hat. Das Leben an einem kleinen Hofe diente zur Bewahrung dieser reichsbürgerlichen Feierlichkeit und Repräsentation, ward bei ihm zur Folie derselben.“

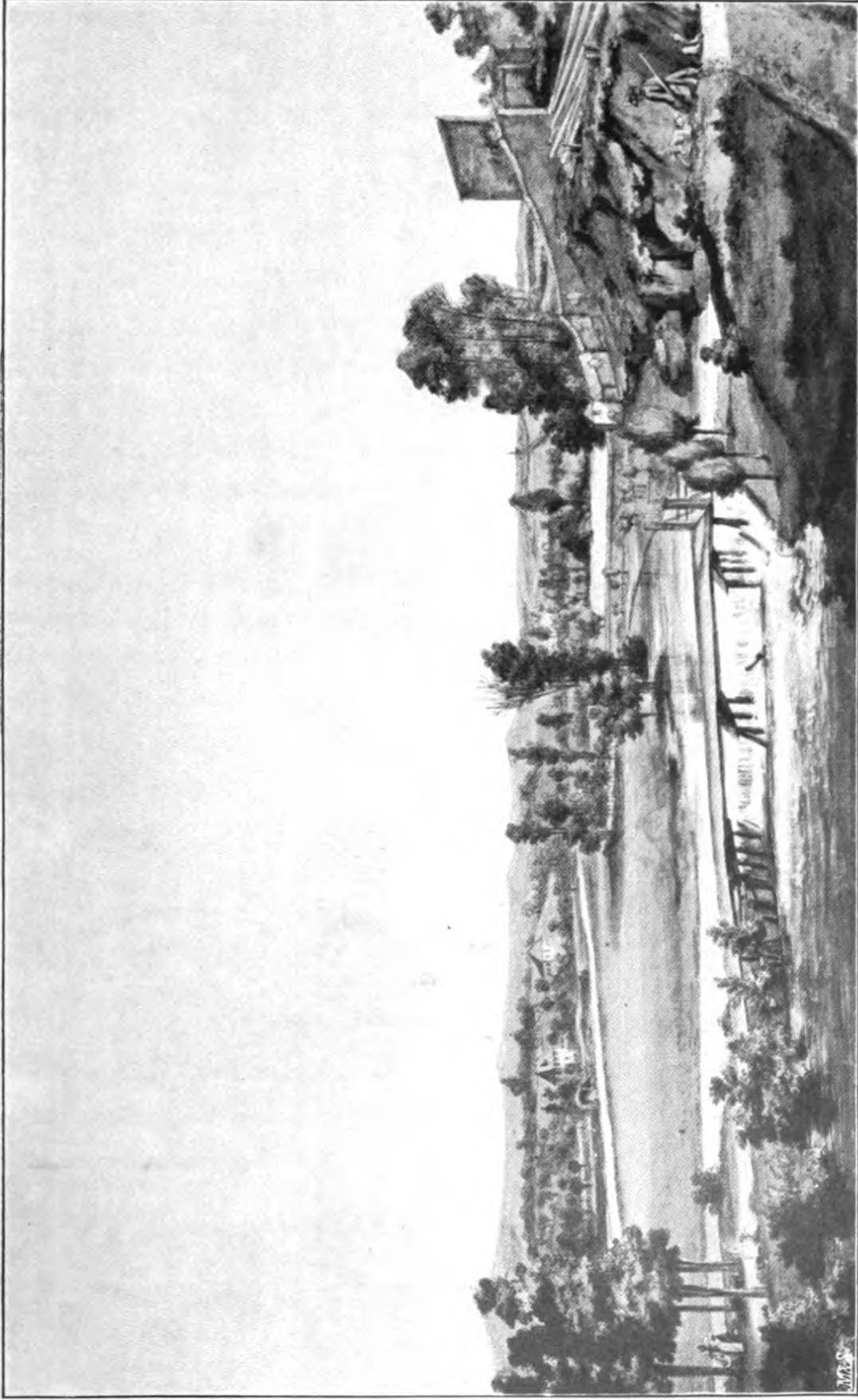
„Behält er denn,“ fragte ich, „dieses repräsentative Wesen des Reichsbürgers auch in seiner Freude und Freundlichkeit, auch während der freien Ergießung seiner Natur? Und wie sehr muß dann deren geniale Schönheit durch solche beengende Steifheit leiden!“

„Mit nichts,“ entgegnete die Gräfin. . . . „Wenn Goethe sich froh seiner Natur überläßt, so ist es wirklich, als wenn die Sonne aufgeht. Vor seinem Licht verschwindet immer mehr alle Schranke, und in seinem Auge, seiner Stirn, seinen Zügen, die sich immer mehr erweitern, liegt gleichsam das Universum. Dennoch ist wahr, selbst wenn seine Natur in ihrer heitren Fülle waltete,

steckte bisweilen etwas wieder hervor, das mich an den Schultheißer von Frankfurt erinnerte. Mich dünkt, es war in solchen Augenblicken, wo viel Einzelnes in seiner Seele erst zu einem Allgemeinen werden wollte. Aber dann freute ich mich der rechtlichen Menschheit mitten unter seiner dämonischen Gewalt; und wenn er auch des Einzelnen noch nicht ganz habhaft war, dann wohl mit der Hand griff, als wollte er Bilder greifen, . . . dann hat er mich selbst kindlich gerührt. Das scheint mir überhaupt in Goethes Persönlichkeit wie in seinen Werken die am meisten durchgehende Eigentümlichkeit, daß man sieht, wie das Einzelne in ihm zum Allgemeinen und das Allgemeine zum Einzelnen wird. Ich habe ihn einige Male mit Schiller zusammengesesehen, und ich würde sagen, durch den Gegensatz dieser Natur hätte ich ihn erst ganz gefaßt, wenn ich nicht schon den Anfang eines Spottes um Ihren Mund sähe. . . Schiller ist eigentlich ein Denker und Goethe ein Dichter. In jenem war, über wie tiefe Sachen sich das Gespräch verbreitete, immer alles fertig, und ich habe nie bemerkt, daß er mit seinen Gedanken in irgend eine Verlegenheit kam; und in meinem Liebling wurde alles, man schuf mit ihm, wenn jener nur gab.“

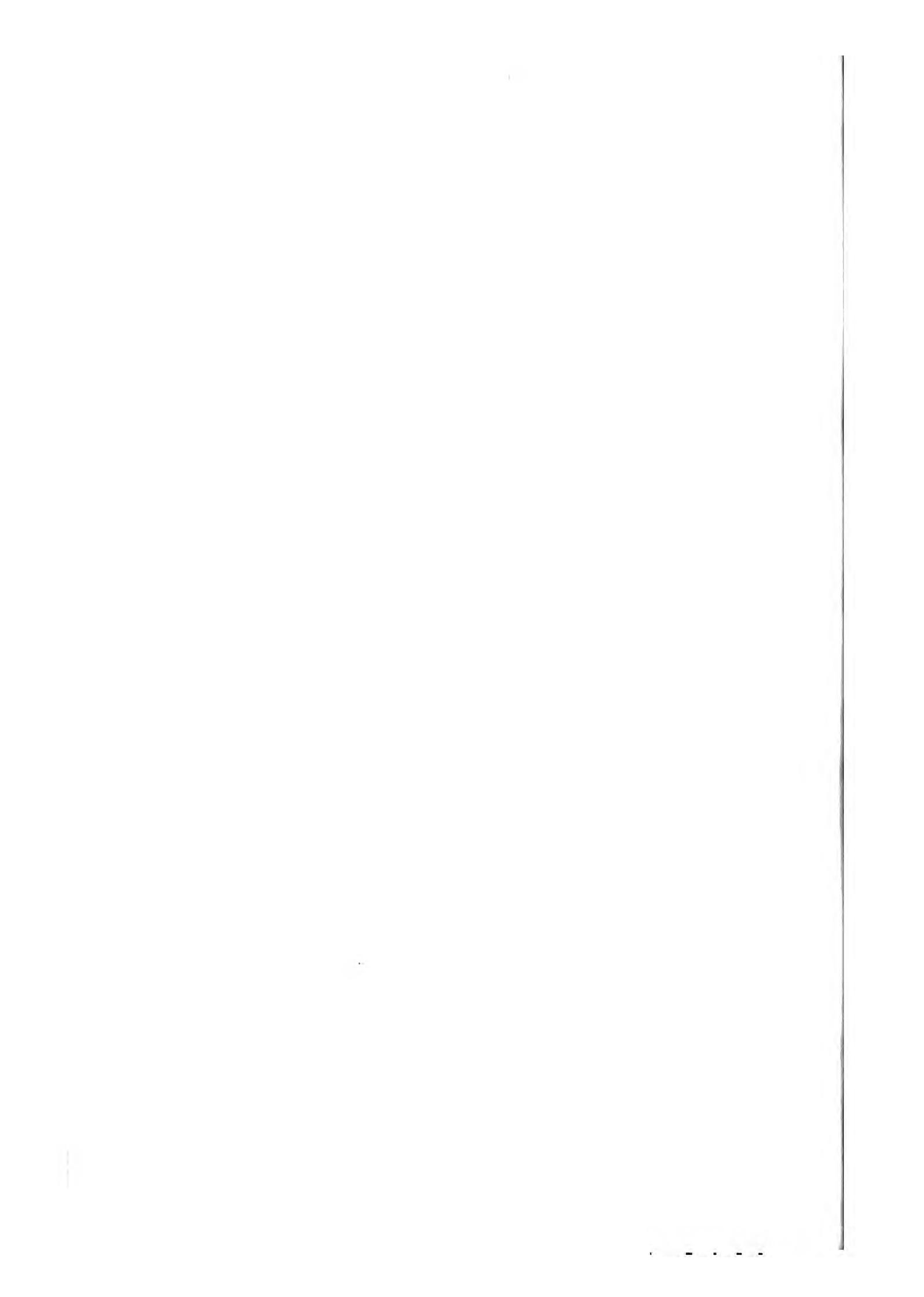
„Man hat mir viel von einer Freundschaft der beiden Männer gesagt?“

„Die war sehr schön und hatte einen großen Charakter. Keiner ordnete sich dem andern unter, und wenn Schiller wohl fühlte, daß die bildende Kraft in seinem Freund unendlich größer wie in ihm sei, wenn er im eigentlichsten Sinn glaubte an die dämonische Gewalt desselben: so trat Goethe mit Ehrfurcht in das Gebiet



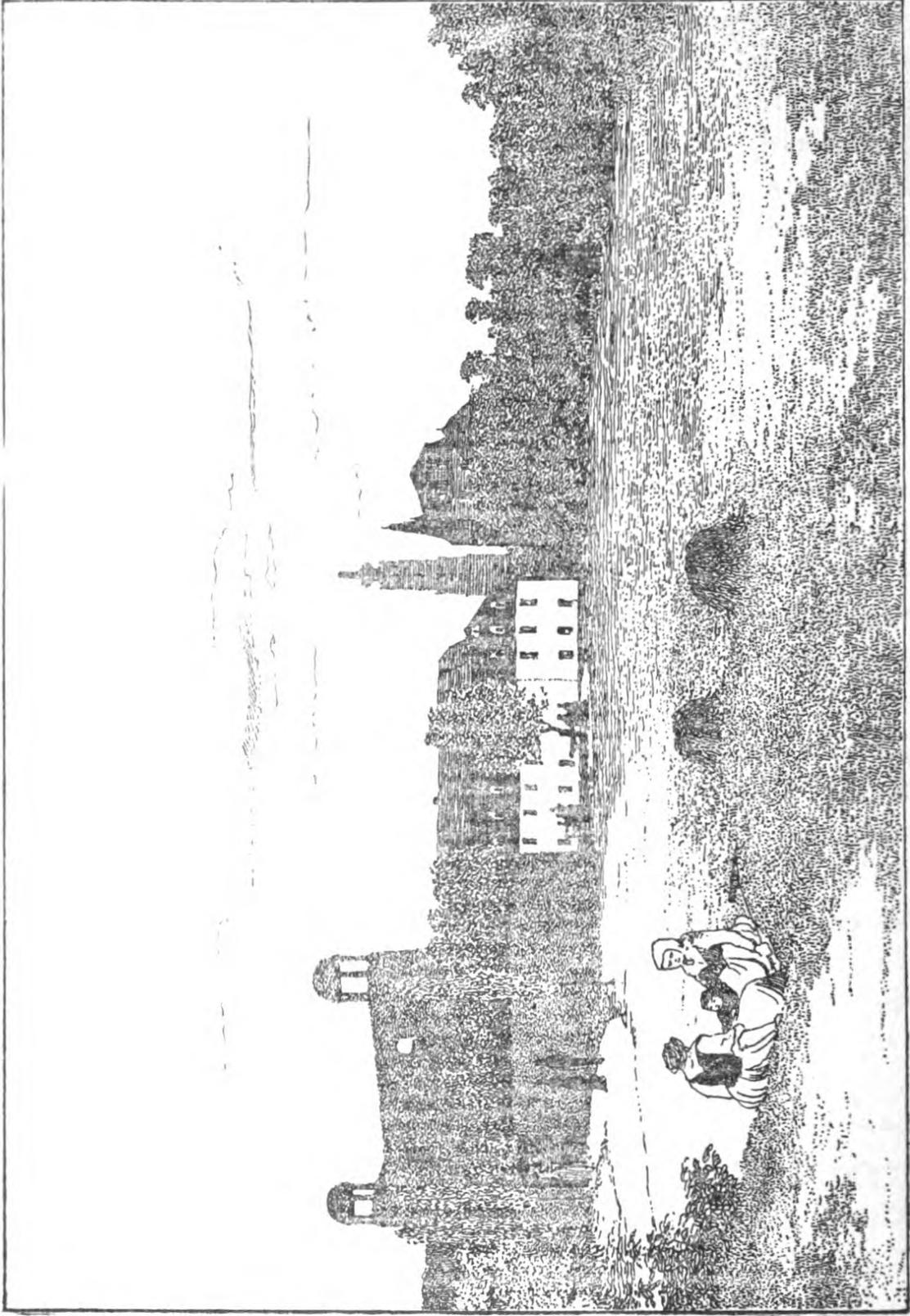
Nach einem alten Aquarell im Besitze des Herrn Adolf Henck in Weimar.

Das Ilmtal bei Goethes Ankunft in Weimar.



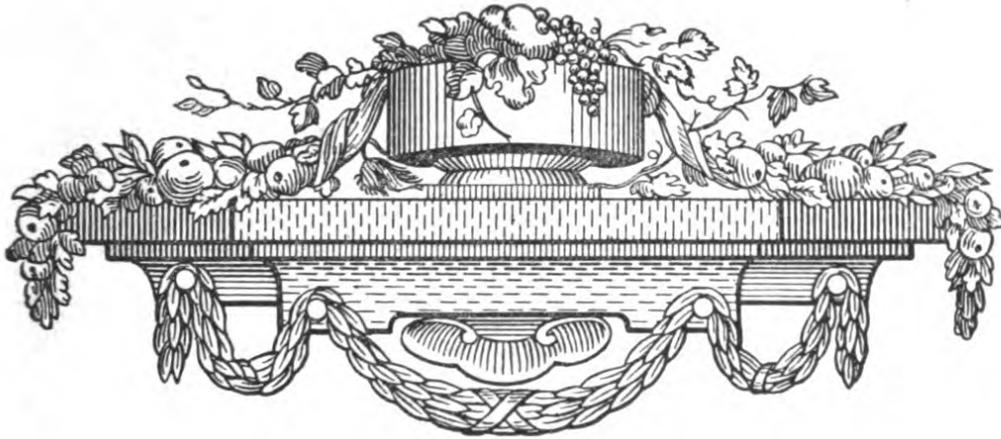
der hohen Ideen, worin Schiller seine Heimat hatte . . .
 Überhaupt ist der zarten Schonung, der Gutmütigkeit in
 Goethe weit mehr, als die Menschen glauben, und ich
 meine, daß in seinem Charakter viel weniger Härte sei,
 als in Schillers. Doch ist es freilich leichter, keine Härte
 an sich hervortreten zu lassen, wenn man in Lebensfülle,
 reicher Wohlbehaglichkeit und rüstiger Gesundheit blüht,
 was doch im ganzen von Goethe gilt, als wenn ein starker
 Geist seinem Körper, in welchem das Leben untergraben
 ist, die lebendigste Anstrengung abtroßen muß. Wie habe
 ich Schiller leiden gesehen; und wenn sein Auge von den
 physischen Schmerzen wie erloschen war, brauchte nur
 irgend eine große Empfindung, ein tiefer Gedanke in ihm
 aufzukommen, so trat plötzlich ein scharfes Licht in das
 sanfte Blau seines Blickes, er hob die eingefallene Brust,
 das Haupt, eine milde Röte stieg von den gefurchten
 Wangen in die sinnige Tiefe der Schläfe, und seine ge-
 wölbte Stirn ward strahlend. Diese Stirn konnte ich
 nie genug betrachten; denn in ihrer unteren Hälfte schien
 mir viel Phantasie zu sein, und in der oberen drängte
 sich darüber herrschend die Denkkraft hervor.“





Aus-Weimar in Federzeichnungen.

„Schnecke“ am wälschen Garten, Haus der Frau v. Stein und Bibliothek.



Spaziergänge.

Der Mensch Goethe höher als der Dichter. In unseren „Spaziergängen“ lautete von S. 132 bis 140 das Thema der Unterhaltung: „Wissenschaftliches Betrachten und Kunstgenuß“; es handelte sich da um den Wert der Einzelheiten aus Goethes Leben für den Genuß seiner Dichtungen; der „Kunstwart“ hatte mit guten Gründen dargelegt, daß ein vortreffliches Kunstwerk keiner biographischen Erläuterung bedürfe und seine Aufnahme gerade dadurch gefährdet werde. In unsern Erwiderungen darauf haben wir wohl nicht genug betont, daß es sich bei Goethe um einen Ausnahmefall handelt. Erstens hat Goethe in seine veröffentlichten Werke vieles hineingenommen, was der Leser durchaus nicht verstehen kann, wenn ihm nicht der Gelehrte hilft. So ist das Gedicht „Die heiligen drei König' mit ihrem Stern“ kinderleicht, aber niemand kann verstehen, warum der erste König, der weiße und schöne, bei Tage noch schöner sein soll und kein Mädchen mehr erfreuen (wir lesen lieber: mir erfrei'n) kann. Da muß erst der Fachmann erzählen, daß sich bei dem ersten Vortrag des Gedichtes hinter

diesem Könige kein Mann, sondern die schöne Korona Schröter verbarg. Wichtiger ist aber etwas anderes: wir nehmen sehr oft mehr Anteil am Menschen Goethe, als an seinen Gedichten. Schon einige seiner Zeitgenossen erkannten, der Mensch sei größer als der Dichter, und Wieland nannte Goethe den größten unter den menschlichen Menschen, während er damals den größten Dichter in Klopstock sah. Neuestens hat Schrempf in seinem Buche „Goethes Lebensanschauung“ sich gut über diesen Punkt ausgesprochen. Er unterscheidet sinnliche Leser, die das Stoffliche, Sensationelle an einem Kunstwerke reizt, sodann ästhetische Leser, die an der feinen Ausführung ihre Freude haben, drittens „menschliche“ Leser, die ihre Lebensanschauung erweitern wollen und deshalb an die Person des Künstlers hohe Anforderungen stellen. Schrempf meint nun: „Unter dem ästhetischen Publikum herrscht heute eine lebhafteste Begeisterung für Goethe. Ich kann mich des Verdachtes nicht erwehren, daß sie nicht immer ganz klar und echt sei, nicht immer auf Kenntnis und Urteil beruhe. Daß wir Goethe Kleinodien der Kunst verdanken, die zu den alleredelsten und herrlichsten gehören, wird niemand bestreiten wollen. Eine Frage aber ist es, ob man Goethe die beste und richtigste Seite abgewinnt, wenn man ihn vorwiegend als Künstler betrachtet; ob seine Werke dadurch mehr gewinnen oder verlieren, daß sie in erster Linie als ästhetische Leistung gewürdigt werden. Emerson wagte zu behaupten: „This lawgiver of art is not an artist“; nach ihm schrieb Goethe „occasional poems and an encyclopedia of sentences“. Man wird nicht leugnen können, daß dieser

Vorwurf, wenn er auch ungerecht ist, doch einer Abwehr bedarf. Ich meinerseits glaubte zu erproben, daß Goethe durch sein Dichten immer von dem Genuß der Dichtung als solcher wegstößt zu der ernsthaften Betrachtung der Wirklichkeit. Er hat der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit erhalten. Darin liegt schon, daß ihm die Wahrheit höher steht als die Kunst; — sollte die Göttin nicht ein höheres, ernsteres Interesse erregen als ihr Gewand? Und Goethe sorgt, wie gesagt, immer wieder dafür, daß wir die Wahrheit, nachdem wir auch ihren Schleier bewundert, doch lieber entschleiert sehen. Goethes letzte Wirkung ist nicht ästhetische Bewunderung, sondern Erkenntnis und Tätigkeit. — Goethe vorwiegend als Künstler zu fassen, wird uns auch durch die unauflöslche Verflechtung seines Dichtens und Lebens verwehrt. Es steht nicht bloß so, daß wir Goethes Dichtungen aus dem Zusammenhange seines Lebens heraus tiefer verstehen als für sich allein; vieles davon ist für sich überhaupt nicht verständlich. Goethe hat das selbst zugegeben, als er die Bruchstücke einer großen Konfession, die in seinen Werken vorlag, durch „Dichtung und Wahrheit“ vollständig zu machen suchte; und die Forschung, die immer tiefer in Goethes Leben eindringen, immer mehr Detail seines Lebens ans Licht fördern will, zieht daraus ihre innere Berechtigung. Für Goethe, den Künstler, ist diese Notwendigkeit, das Dichten aus dem Leben zu erklären, durchaus keine Empfehlung; denn das vollendete Kunstwerk soll eigenes Leben haben und ohne Kommentar verständlich sein.

Eben diese unauflöslche Verflechtung von Dichtung

und Leben — und welcher Dichtung! und welches Lebens! — weist darauf hin, Goethe für den Leser in Anspruch zu nehmen, den wir den „menschlichen“ nennen. Benützt er Goethe bei dem Bemühen, das Leben immer umfassender zu überschauen, immer tiefer zu durchblicken, immer klarer und kräftiger zu leben, so bringt es ihn nicht aus der Stimmung, sondern erst recht in die Stimmung, daß ihn das dichterische Werk auf die lebendige Persönlichkeit des Dichters zurückweist, auf die Wirklichkeit als Aufgabe für Kopf und Herz hindrängt. Und bei seiner Beschäftigung mit Goethe fällt gewiß weniger totes Material ab, als bei dessen vorwiegend ästhetischer Verwertung.“

* * *

Vom religiösen Zustande Frankfurts während Goethes Kindheit gibt uns Minor Kunde in seinem Werke über „Goethes Fragmente vom ewigen Juden und vom wiederkehrenden Heiland“: „Hier (in Frankfurt) waren alle Konfessionen und innerhalb derselben fast alle Richtungen vertreten. Ein Sprichwort sagte: die Katholiken besäßen die Kirchen; die Reformierten, die aus den reichsten Kaufleuten bestanden, sich aber nur in Sachsenhausen versammeln durften, besäßen das Ansehen; die Lutheraner besäßen den Magistrat. Unter den Lutheranern gab es wieder Orthodoxe und Pietisten. Die Orthodoxen hatten ihren Stützpunkt im lutherischen Predigerministerium, dessen Senior zu Goethes Zeiten Plitt (gestorben 1773) war, ein Schüler Wolfs, der der orthodoxen Lehre mit der philosophischen Methode zu Hilfe kommen wollte. Ein

Mann von imposanter Erscheinung, voll Sanftmut und Milde gegenüber den ihm anvertrauten Schafen, verstand er doch im Punkte der Lehre keinen Spaß: die Frankfurter Gelehrten Anzeigen fanden an ihm einen entschiedenen Gegner, und sein Verdienst war es wohl, daß der Frankfurter Magistrat fest zu der orthodoxen Partei hielt und sogar mit ihrem Matador, dem Hauptpastor Goeze in Hamburg, in Verbindung trat. Die Pietisten hatten seit Speners Zeiten in Frankfurt festen Fuß gefaßt und später durch die Herrenhuter Zuwachs erhalten. Zu Goethes Zeiten war namentlich durch den berühmten Moser und das Fräulein von Klettenberg der Pietismus in den vornehmsten Kreisen Mode geworden, und die „Stillen im Lande“ bildeten eine Kirche für sich. Alle diese Konfessionen und Richtungen bestanden zwar nicht ohne innere Gegnerschaft und Feindseligkeit, aber doch ohne offenen Krieg nebeneinander. Sie vereinigten sich nur gegen einen gemeinsamen Feind, nämlich gegen den Separatismus, und da dieser in den Handwerkerkreisen seine feste Stütze hatte, waren es nicht bloß religiöse, sondern auch soziale Gegensätze und Kämpfe.

Der Prinz Menoza, der Frankfurt im Jahre 1726 bereist haben will, entwirft eine sehr anschauliche Schilderung ihres Treibens. [Menoza ist der Held eines geistlichen Romans des dänischen Predigers Pontoppidan.] Sie sondern sich von der lutherischen Kirche ab, wollen nicht als Sektierer und Menschendiener gelten, sondern ganz unparteiisch von dem Worte Gottes und dessen Urteil abhängen. Aber schon der asiatische Prinz findet, daß sie den Glauben, den sie den ordentlichen Lehren der

Kirche versagen, in einem zehnmal größeren Grade für das in Anspruch nehmen, was andere separatistisch gesinnte Schriftsteller sagen. „Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß diejenigen, welche auf diesem Abwege verweilten, kaum besser, etliche aber in allen Stücken weit ärger werden, als der große Haufe der verfallenen Kirche beides, in der Lehre und im Leben, ist.“ Und er begegnet einem Separatisten, den er noch einen gemäßigteren nennt, der sich aber verb und heftig genug ausläßt. Er verlange nicht, so sagt er, daß die Kirchenversammlung, zu der er sich etwa halten sollte, absolut und schlechterdings rein und sogar von Heuchlern befreit sein müßte; wohl aber, daß diejenigen, welche offenbare Werke des Fleisches treiben, von der Gemeinschaft ausgeschlossen würden. Da aber aus Mangel der Kirchengucht alle Verzäunung schon längst darniederliege, so sei Zion wüst und eine Wohnung der wilden Tiere worden, ihre rechten Einwohner müssen in die Wüsten fliehen. Denn wo keine Tischgucht gehalten werde, sondern Hunde und Schweine ebenso freien Zutritt haben, als die Kinder, da sei er nicht gesinnt, sich einzufinden. Menoza wirft ihm vor, daß seine Augen eben nur damit beschäftigt seien, an der Kirche das Böse gewahr zu werden, und hält ihm entgegen: „In Wahrheit, es gibt Separatisten, die da schärfer als andre zu sehen präbendieren und nichtsdestoweniger fide implicita glauben, was die Häupter ihrer Sekte glauben, ohne einigen Zusammenhang davon zu wissen.“

Wie überall, so fand auch in Frankfurt der Separatismus in Handwerkerkreisen den günstigsten Nährboden,

und das Auftreten von Inspirierten und Schwärmern war hier etwas so Gewöhnliches wie in Nürnberg, wo man dem Prinzen Menoza sagte, dergleichen käme jedes Jahr ein- oder mehrmal vor. Im Jahre 1726 hielt der inspirierte Sattler Rod aus Württemberg eine öffentliche Strafpredigt über die sündhafte Stadt Frankfurt, welcher der unersättliche Schlund der Hölle nahe sei und der er den baldigen Untergang in Aussicht stellte, wenn sie so fortfahre. Er wollte auch zeigen, daß ihr Predigtstuhl, Kirch-, Beicht- und Abendmahlgehen vor dem Herren verbannt sei: „denn wie ihre Herzen Tempel und Wohnungen der Teufel sind, so haben sie auch keinen wahren und reinen Gottesdienst.“ 1738 vereinigten sich die Lutheraner und Katholiken zu gewaltsamer Vertreibung der Pietisten und forderten besonders die Handwerksburschen auf, sich mit Gewehr, Stod oder Degen einzufinden. Im Jahre 1758 (Goethe stand damals im zehnten Jahre) machte der Posamentierer Ludwig großes Aufsehen. Am meisten neigen die sitzenden Handwerke der Schuhmacher und Schneider zur religiösen Schwärmererei: der Mangel an Bewegung erzeugt gleicherweise Beschaulichkeit wie Beschwerden im Unterleib, die wiederum auf den Kopf einen üblen Einfluß ausüben. Hans Sachs und Jakob Böhme waren Schuhmacher; aber auch unter den Inspirierten und Separatisten finden wir oft genug verrückte Schuster. Eine etwas ruhigere Erscheinung ist der Schuhmacher Schick, der von Frankfurt nach Marienborn in der Wetterau übersiedelte, viele Jahre als Diasporaarbeiter in der Umgebung von Frankfurt für den Grafen Zinzendorf tätig war, und weil

er mit der Alettenberg viel in Berührung kam, dem jungen Goethe kaum unbekannt geblieben sein kann.“

Soweit Minor. Auf diesem Frankfurter Boden also wuchsen die Verse:

In Judäa, dem heiligen Land
 War einst ein Schuster, wohlbekannt
 Wegen seiner Herzfrömmigkeit
 Zur gar verdorbenen Kirchenzeit.
 War halb Essener, halb Methodist,
 Herrnhuter, mehr Separatist,
 Denn er hielt viel auf Kreuz und Qual,
 Genug, er war Original.

Der Schuster aber und seinesgleichen
 Verlangten täglich Wunder und Zeichen,
 Daß einer pred'gen sollte für Geld,
 Als hätte der Geist ihn hingestellt.
 Nüchtern die Köpfe sehr bedenklich
 Über die Tochter Zion kränzlich,
 Daß ach! auf Kanzel und Altar
 Kein Moses und kein Aaron war. — — —

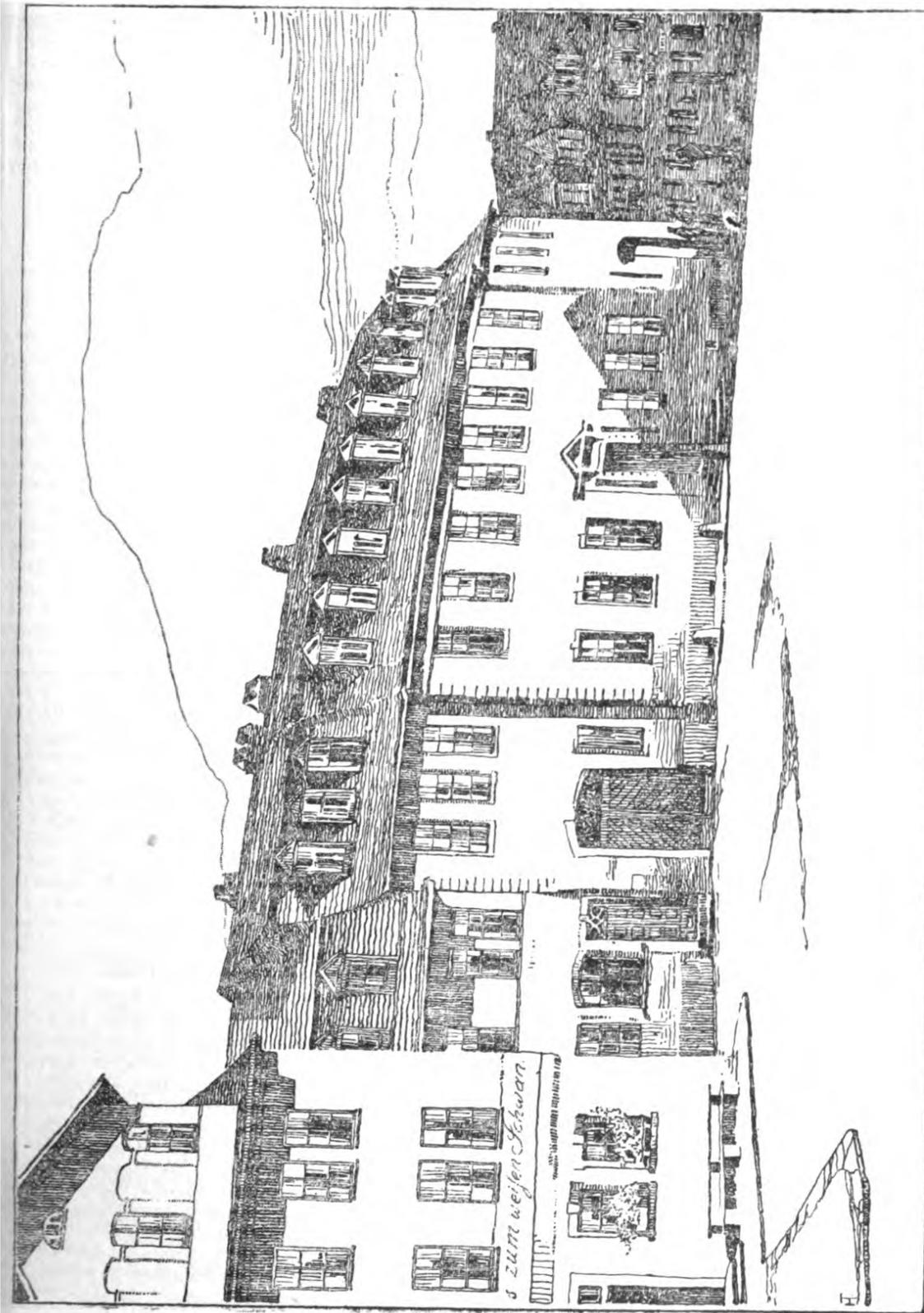
„O weh das große Babylon
 Herr, tilge sie von deiner Erden,
 Laß sie im Pfuhl gebraten werden
 Und, Herr, dann gib uns ihren Thron!“
 So sang das Häuflein, kroch zusammen,
 Teilten so Geist's- als Liebesflammen
 Hofften und langweileten nun,
 Hätten das auch können im Tempel tun!
 Aber das Schöne war dabei,
 Es kam an jeden auch die Reih,
 Und wie sein Bruder welscht' und sprach,
 Durft er auch welschen eins hernach!

* * *

Goethe und Ischia. In den Verzeichnissen von Gebirgs- und anderen Steinarten der italienischen Reiseaufzeichnungen Goethes erscheint auch Ischia mit vulkanischen Produkten, Lavaglas, Kristallen, „tonigem Gestein von der höchsten Höhe des Berges“, also des Epomeo, Geschiebe vom Ufer des Meeres und dergleichen. Daraus schließt Dünker in seiner Hempelschen Goetheausgabe, Bd. 24, daß Goethe die damals acht bis zehn Stunden dauernde Seefahrt nach der Insel — man reiste übrigens auch, wie das Stolberg beschreibt, mit Hilfe von Rähnen gewissermaßen zu Lande über Kap Misenum, Procida und Vivara dorthin — unternommen habe. Und zwar während seines ersten Aufenthalts in Neapel; denn während seines zweiten Aufenthalts nach der Rückkehr von Sizilien habe er nach eigenem Eingeständnis „wenig gesehen“. Daß Goethe aber die durch mineralogische Schätze so ausgezeichnete Insel überhaupt nicht besucht habe, sei nicht wahrscheinlich. Und die Art und Weise, wie er die Produkte anführe, deute darauf hin, daß er sie selbst gesammelt habe. Uns erscheint es nach einem wochenlangen Besuch des vulkangeborenen Eilands noch weniger wahrscheinlich und glaubhaft, daß Goethe einen Besuch der Insel, der für den Naturforscher in ihm ein Lebensereignis hätte sein müssen, nirgends in Tagebuchaufzeichnungen, in Briefen oder Gesprächen erwähnt hätte! Sehen wir auch einmal von der echt südlichen und ursprünglich italienischen Vegetation der Insel ab, von ihren klimatischen Besonderheiten, ihren wunderbaren Aussichten und eigenartigen Naturschönheiten: ihr vulkanischer Ursprung, ihre heißen Quellen, ihre minera-

logischen Schätze, von denen das oben berührte Verzeichnis nur eine dürftige Probe gibt, sollte in Goethe keinen der Aufzeichnung oder der Erwähnung würdigen Eindruck hinterlassen haben, in dem Forscher, der sich eben in dreimaliger Besurbesteigung das Gefühl erobert hatte, daß nun auch diese großen Dinge ihm eigen seien, der auf den Wert ergänzender Beobachtungen gerade bei dieser Gelegenheit hinweist: „Es wird doch alles anders, wenn man es in Verbindung sieht!“

Aber wie erklärt sich dann jenes Gesteinsverzeichnis? Ischia wird von Goethe gerade in bezug auf seine mineralogische Bedeutung in einem Brief vom 14. Dezember 1789 an die in Italien weilende Herzoginmutter Anna Amalia erwähnt. „Da Ew. Durchlaucht so mancherlei mitbringen, so wünschte ich, Sie verschafften uns auch eine Mineralien-, hauptsächlich Felsenstein-, Laven- und Basalt-Sammlung aus Sizilien, der Cavalier Goeni zu Catania wäre der Mann dazu. Eine gleiche wünschten wir von Ischia zu haben, welche Ew. Durchlaucht in Neapel noch bequemer haben können. Über Hamburg spediert, kommen die Sachen ohne großen Aufwand hierher.“ Goethe hat also von Weimar aus seine mineralogischen Sammlungen unter Benutzung seiner in Italien angeknüpften Beziehungen vervollständigt. Er kann ebensogut schon während seines Aufenthaltes in Italien die Liebenswürdigkeit von Bekannten und Freunden in dieser Beziehung in Anspruch genommen haben. Auch in Tolfa bei Civita vecchia ist er nicht selbst gewesen, und doch weist das Verzeichnis seiner Reise Gesteinsammlungen, auch vulkanische Produkte jener Gegend auf. Für die



Alt-Weimar in Federzeichnungen.

Goethes Wohnhaus am Frauenplan.

Von S. Seffernow.

Beschaffung der mineralogischen Proben aus Ischia kommt der ziemlich große Umgangskreis Goethes in Neapel in Frage. Wir denken in erster Linie an Wilhelm Tischbein, der ihm in der Zeit des Aufenthalts in Neapel vielfach die Wege ebnete und dessen naturwissenschaftliche Kenntnisse, dessen Vertiefung in die Schönheit der Natur der Dichter so warm anerkannte. Und konnte Tischbein ihm jene Gesteinsarten nicht beschaffen, so war da der einflußreiche Gönner Goethes, der englische Gesandte Hamilton; er war ein wissenschaftlicher Forscher auf dem Gebiet vulkanischer Vorgänge und ein gründlicher Kenner der gesamten phlegräischen (brennenden, vulkanischen) Felder, im weiteren Sinne dieser Bezeichnung der ganzen Landschaft, die westlich von Neapel in großem Bogen den Golf umschließt, also auch der Insel Ischia. Einen noch heute fesselnden Bericht über einen Besuch der Insel und des westlich von ihr liegenden heute als Verbrecherkolonie dienenden Eilands Ponza bringt sein „Bericht über den gegenwärtigen Zustand des Besuchs u.“, deutsch: Dresden 1787. Und von seinen „Beobachtungen über den Atna u.“, deutsch: Berlin (Haude u. Spener) 1773, schreibt Goethe einmal mit Befriedigung aus Weimar nach Italien: „Hamiltons Campi Phlegraei haben wir hier.“

So müssen wir an dem Gedanken festhalten, daß Goethe von Ischia während der italienischen Reise nur sein landschaftliches Wahrzeichen, die kühn aufstrebende Berglinie des Epomeo, gesehen hat, daß aber seine Gedanken auch später oft dorthin gewandert sind, namentlich nachdem das vulkanische Eiland der Herzogin Amalia

eine Quelle höchster Genüsse gewesen war und ihm ihre Begleiterin, Frä. v. Göchhausen, die Schönheiten der Insel in den begeistertsten Ausdrücken geschildert hatte. „Ich schreibe Ihnen jetzt aus dem, meiner Meinung nach, schönsten Teil der bewohnten Erde, aus der Insel Ischia. An den Reiz dieser Gegend reicht keine Imagination.“

G. v. Graevenitz.

* * *

Schrebergärten nennt man nach einem Leipziger Menschenfreunde die kleinen Pachtgärten am Rande der Städte, die entweder die Stadtverwaltungen oder Privatunternehmer entstehen lassen, indem sie Ackerflächen in kleine Parzellen zerlegen, sie einzäunen, durch Wege zugänglich machen und sie dann an Kleinbürger verpachten, die nun für wenige Mark im Jahre als Gartenbauer mit einander wetteifern und manche freie Stunde in ihrem Fleckchen der Laubkolonie zubringen. Zu dem vielen Lobenswerten an diesen Gärtchen gehört auch, daß trotz der sehr niedrigen Pachtpreise das Land nun doch seinen Eigentümern eine größere Einnahme bringt, als vorher der Acker bei landwirtschaftlicher Ausnutzung eintrug. Solche Gärten gab es schon vor Schreber, und zwar im klassischen Weimar; es war der erfinderische, praktische Bertuch, der sie hervorrief. Bertuch, den Goethe auch wohl Bertuccio nennt, war Geheimschreiber und Schatzkammer des Herzogs; er war aber auch ein großer Unternehmer auf eigene Faust, begründete das Industrie-Kontor, gab das „Journal des Luxus und der Moden“ heraus, half die „Allgemeine

„Literatur-Zeitung“ in Jena begründen usw. Er war auch ein Gartenkünstler, wie wir aus einem Briefe wissen, den Goethe Weihnachten 1775 aus dem Jagdhaufe Waldeck bei Bürgel an den Herzog schrieb: „Bertuch hat mit seinem Mägdelein [[seiner späteren Gattin] Rasen- und Moosbänke und Hüttchen und Plätzchen angelegt, die sehr romantisch sind; die Felsen hinab sind wilde Blicke, und ein offener, freundlicher über die Fichtentiefen nach Bürgel hin.“ Aber es ist ein Brief Schillers an Körner vom 18. August 1787, der über die Bertuchgärten, wie wir sie hier meinen, berichtet. „Bertuchen habe ich kürzlich besucht. Er wohnt vor dem Tore und hat unstreitig in ganz Weimar das schönste Haus. . . . Nebenan ist ein Garten, nicht viel größer als der Japanische [in Dresden], der unter 75 Pächter verteilt ist, welche 1 bis 2 Taler jährlich für ihr Plätzchen erlegen. Die Idee ist recht artig, und das Ökonomische ist auch dabei nicht vergessen. Auf diese Art ist ein ewiges Gewimmel arbeitender Menschen zu sehen, welches einen fröhlichen Anblick gibt. Besäße es einer, so wäre der Garten oft leer. An dem Ende des Gartens ist eine Anlage zum Vergnügen, die Bertuchs Geschmack wirklich Ehre macht. Durch ein wildes, buschreiches Wäldchen, das vielleicht nicht größer als der Raum ist, den das Japanische Palais einnimmt, ist ein Spaziergang angelegt, der 8 bis 10 Minuten dauert, weil er sich in Labyrinth um sich herumschlingt. Man wird wirklich getäuscht, als ob man in einer weitläuftigeren Partie wäre, und einige gutgewählte Anlagen und Abwechselungen machen diesen Schattengang äußerst interessant. . . . Die

Bertuchs müssen in der Welt doch überall Glück haben. Dieser Garten, gestand er mir selbst, verinteressiert sich ihm zu 6 Prozent, und dabei hat er das reine Vergnügen umsonst!“ — Das Bertuch'sche Haus liegt jetzt fast mitten in der Stadt, in der Bürgerschulstraße; der Garten ist noch unverbaut; er gehört der von Bertuch abstammenden Familie Froriep.

* * *

Weimar vor hundert Jahren. Ein freundlicher Leser schickt uns ein altes Büchlein: „Fischers Reise von Leipzig nach Heidelberg im Herbst 1805“. Der Verfasser schreibt auch über die Stellung Schillers und Goethes im damaligen Publikum. Dieser von Leipzig bis Heidelberg reisende Fischer war offenbar ein wohlmeinender, empfindender Herr von jener leicht begeisterten, häufig in Tränen ausbrechenden, bald himmelhoch schwärmenden, bald über irdische Gemeinheit sittlich entrüsteten Menschenart, wie sie vor hundert Jahren noch viel zahlreicher war als heute. Als Fischer und sein Begleiter abends in Weimar einfuhren, zuckte auf einmal ein gewaltiger Blitz über die Stadt, und kein Donner folgte. Der Begleiter meinte, wahrscheinlich bliße aus der Seele einer der Genien, die Weimar beherbergt, in diesem Augenblicke ein großer genialischer Gedanke auf, z. B. Goethe, ebenso groß als Optiker wie als Dichter, tue eben einen tiefen Blick in die Natur des himmlischen Lichtes. Beide Reisenden feierten nun schweigend das Gedächtnis der Unsterblichen, die noch in Weimar wohnten, und derer, die schon hinaufgegangen waren,

wo sie die himmlische Schönheit von Angesicht zu Angesicht schauen. Und Fischer dachte: Wie muß man hier die herrlichen Geister verehren, die Abgesandten des Himmels an die Erde. Aber zu allen Zeiten bildeten Philister die Mehrheit, auch im klassischen Weimar.

„Wie ganz anders habe ich es gefunden!“ ruft nun Fischer aus. „Goethen schien man hier fast bloß als Minister zu kennen; den großen Dichter, den Ruhm und Stolz Deutschlands, ahnden wohl nur wenige in ihm. Ich fiel wie aus den Wolken, als ich in einer Gesellschaft mit Wärme von einigen Werken dieses unvergleichlichen Genius sprach, und ein Mann, der für nicht ungebildet galt, mir mit der Frage querselbein kam: „Das ist doch nicht unser Herr Geheimer Rat?“

„Wahrlich,“ fährt Fischer entrüstet fort, „die jetzt herrschende Generation taugt nichts, hat keinen Sinn für Geistesgröße, für Poesie und Genialität! Und ob ein Gott vom Himmel erschiene und wandelte unter ihnen, sie achteten sein doch nicht, er müßte denn zugleich Geld haben wie Heu oder einen ellenlangen Titel oder einen Stern auf dem Rode. . . . Niedriger Pöbel! Weg muß erst die heutige Menschheit. . . . Nur von der Jugend ist Heil zu erwarten.“ Dieser Gedanke führt den Autor weiter: „Genien wie Goethe sollten nie alt werden,“ denn er glaubt, Goethe sei bereits zu alt und geistig ermattet. Nur zwei Dinge in Weimar gefielen den Reisenden durchaus: der Park und das Theater, das er weit über das Leipziger stellt. „Den Abend unseres Hierseins gab man gerade die Braut von Messina. Ich überzeugte mich bald, daß ich das gebildetste Theater der Welt vor

mir hätte. Diesen Geist der Einheit des harmonischen Ineinandergreifens, wodurch selbst das mittelmäßige Talent zur Virtuosität gesteigert wird, findet man sonst nirgends, wiewohl mit wenigen Ausnahmen jeder bedeutende Künstler der hiesigen Bühne auf auswärtigen Theatern glückliche Nebenbuhler haben mag. Hier drängt kein einzelner sich vor den andern hervor, um zu glänzen, um beklatscht zu werden, jeder scheint bloß um des andern, alle aber um des Ganzen willen da. Man ahndet wohl den Zauberer hinter den Kulissen, dem, wie Orpheus, Feld und Wald folgen muß. Freilich hat kein ander Theater einen Goethe zum geistigen Direktor und Dichter zugleich. Graff gab den einen Chorführer meisterhaft: eine Heroengestalt! Seine Riesenarme schienen über das ganze Theater zu reichen und den ganzen Haufen der Gegner in ein Bündel gebunden forttragen zu wollen. Sein Wehe! Wehe! Wehe! klang wie Gerichtsposaunenhall, wie das Kommen des Rächers in den Wolken. Stille, unendlich tiefsinnige Stellen werden nirgends tiefer und sinniger vorgetragen. An solchen Stellen ist das Stück nicht arm, der Haufen aber versteht diese Goldkörner gerade nicht, weil sie so klein sind, und doch zehnmal schwerer, als eine zehnfach größere Menge Bazen-gelds beliebter Pracht-, Glanz- und Schreckensstellen.

„Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In seinem unvergänglichen Palast,
— — — — — die Flecken
Der mangelhaften Menschheit wegzuläutern.“

Still und süß ziehen die goldenen Worte hin, wie Gesang sterbender Schwäne: und locken mit unwidersteh-

lichem Zauber das Herz magnetisch hinunter in die dunkle, geheime Wonne des Todes und in die süße Hoffnung der Läuterung zum neuen Dasein. Dergleichen Paradiesvögel aber fliegen den Augen des Volks zu hoch: ja, wenn's Gänse wären! Sophokles mit seinem Ödipus in Kolonos und den göttlichen Chören, nachsingend überirdische Worte dem zur Vollendung eingehenden Dulder, würde auf der Dresdner und Leipziger und zwanzig andern Bühnen schwerlich Glück machen. Zum Ruhm der Weimarschen sei es genug, anzuführen, daß sie die einzige ist, die Shakespeares, des Einzigen, Götterwerke ganz und unverstümmelt und undurchwässert gibt, in der einzigen Übersetzung, die die Nachwelt deutscher Zunge von diesem Schöpfer kennen wird, in der Schlegelschen. Kein Theater, außer dem Weimarschen, versteht Jamben zu sprechen.“

* * *

Die Geldsorgen des Theaterdirektors Goethe und die seiner Schauspieler zeigt uns Philipp Stein in seinem hübschen Büchlein „Goethe als Theaterleiter“. Goethe erkannte von Anbeginn, daß er eine gute Bühne nur aufrecht erhalten konnte, wenn er durch Gastspiele in der Nachbarschaft die Einnahmen erhöhte. Im ersten Sommer schon schickte er die Truppe nach Lauchstädt und Erfurt, später ließ er sie auch in Rudolstadt, Naumburg, Leipzig und Halle auftreten; Burdhardt hat berechnet, daß an vierzig Spieltagen in Lauchstädt so viel eingenommen wurde, wie in Weimar erst hundert Vorstellungen gebracht hätten. 1815 schreibt Goethe an Voigt: „Das

ganze finanzielle Geheimnis, wodurch wir bisher unser Institut erhielten, war, daß wir Sommers auswärts mehr einnahmen, als wir brauchten, und damit den hiesigen Herbst, wohl auch einen Teil des Winters übertragen.“ Sonderbar berührt es uns heute, wenn Goethe in einem Briefe vom 30. Juli 1796 sich mit Schiller über die Xenien unterhält, dann über seine Beobachtungen an Pflanzen und Insekten und schließlich hinzufügt: „Da in Rudolstadt Bogelschießen ist, so geht unsere Schauspielergesellschaft dahin.“ Aber durch Ausnutzung jeder günstigen Gelegenheit, durch diese geschäftskundige Vorbereitung der Gastspiele, für die das Repertoire zumeist in Weimar schon völlig einstudiert worden, hat Goethe es erreicht, daß in seiner Hoftheaterverwaltung niemals ein Defizit vorkam. Freilich mußte in jeder Beziehung sehr gespart werden. Wie Goethe 1820 einmal klagte, war bei der kleinen Weimarer Bühne die Phantasie des Anordnens überall durch knappen Raum beschränkt gewesen. Er hatte mit einem Duzend Soldaten große Schlachten und Volkszenen, mit „gewendeten und umgeflickten“ Gewändern neue Kostüme, mit einer vorhandenen vaterländischen Walddekoration die Pracht einer tropischen Vegetation darstellen müssen. Einmal wollte Bohs, der gefeierte erste Darsteller des Max Piccolomini, gern den Grafen Essex spielen — da gab es erst lange Beratungen zwischen Goethe und seinem noch sparsameren Kirms über das Kostüm der Elisabeth, die Madame Bohs spielen sollte. Schließlich meldet Kirms an Bohs folgendes Ergebnis der Beratung: „Wenn unter den vorrätigen Mänteln kein brauchbarer sei (welches

jedoch zu wünschen wäre), so soll für Madame Bohs einer gekauft werden; ein neues Kleid aber zu kaufen, komme zu hoch. Vielleicht könne sie sich des weißatlassenen Kleides von Maria Stuart bedienen, oder ich soll das in der Garderobe befindliche weißatlassene Kleid, wovon Demoiselle Jagemann neulich den Rock angehabt, zurechtmachen lassen . . .“ Die weitgehenden Sparsamkeitsgelüste des behutsamen Kirms haben mitunter, so besonders in dem Falle des Ehepaars Wolff, etwas gar Kleinliches und Verletzendes. Aber es darf nicht übersehen werden, daß gespart werden mußte und Goethe selbst Opfer brachte: „Ich hatte keinen Heller für meine Direktion, ich wendete noch viel Geld daran, die Akteurs herauszufüttern.“

Mitunter konnte in schwierigen Kostümnöten auch durch den Hof geholfen werden, der einigemal ausrangierte Kleider willig überlassen hat. Sehr schwierige Aufgaben in bezug auf die Ausstattung stellte der Krönungszug in der „Jungfrau von Orleans“ — da mußten nun doch Anschaffungen gemacht werden. Kirms besorgte zu den vorhandenen schmalen Gold- und Silbertressen pappene Helme und Rüstungen, die mit „Gold- und Silberzindel“ überzogen wurden. Für den Krönungsmantel aber wollte er nur eine alte blau seidene Gardine hergeben. Goethe und Schiller setzten es aber bei ihm endlich durch, daß ein roter Mantel von unechtem Sammet angeschafft wurde — er erbte sich, wie Genast erzählt, von König zu König fort, wie in früheren Zeiten das Brautkleid einer Großmutter. Diese sehr weitgehende Sparsamkeit hat aber, wie anerkannt werden muß, reiche

Früchte getragen. Franz Kirms war ein vorzüglicher Theatergeschäftsmann, und es ist sein Verdienst, daß nach der Schlacht bei Jena das Weimarer Hoftheater nicht gefährdet wurde. Finanzminister v. Voigt hatte erklärt, die Staatskasse sei erschöpft und könne jetzt keinen Zuschuß für das Theater geben, und darum beantragte er die Aufhebung des Theaters. Kirms, damals bereits Geheimer Hofrat, wies nach, daß das Theater keines Zuschusses von der Kammerkasse mehr bedürfe und sich halten könne, auch wenn es Monate lang geschlossen bleiben müsse. Daraufhin blieb dann jeder Schauspieler unangefochten in seiner Stellung.

Die Garderobenfrage war übrigens allmählich dahin geregelt worden, daß jeder Darsteller erster Fächer, ebenso die Damen, ein jährliches Garderobengeld von fünfzig Talern erhielten. Die Gagenverhältnisse waren keineswegs glänzend — nach Genasts Mitteilungen betrug in den ersten Jahren der Goetheschen Direktion die höchste für Schau- und Singspiel wöchentlich acht bis neun Taler. Malcolmi mit seinen drei Töchtern erhielt wöchentlich zehn Taler — dafür spielte er den Oberförster in den „Jägern“, sang den Sarastro in der „Zauberflöte“, und seine beiden älteren Töchter waren als Soubretten-Liebhaverinnen tätig. Freilich bemerkt Genast, ein sparsamer Mann habe bei solch geringer Gage anständig leben können: er selbst zahlte in einer Familie für Logis, Frühstück, Mittagessen und Bedienung wöchentlich 1½ Taler. Übrigens gab es bei den zahlreichen Gastspielfahrten der Truppe auch Reisediäten — sie betrugen für jeden „Akteur“ 19½ Groschen täglich. Später wur-

den natürlich höhere Gagen gezahlt, aber auch da hat es Unzelmann nicht über achthundert, Wolf und Frau zusammen nicht über vierzehnhundert Taler gebracht. Da gab es dann natürlich oft Mißhelligkeiten und Verstimmungen, besonders wenn die Schauspieler sich nach böswilligen Kritikern in Kozebues „Freimütigem“ usw. auch noch getränkt fühlten. Regisseur Beder beklagte sich bei Kirms (August 1804) bitter über die „Elegante Zeitung“, „wo wir alle als Don Carlos, Philipp, Posa, Moor ic. und ich als Sperling aufgestellt sind.“ Und besonders schmerzte ihn, daß das Weimarer Publikum auf seiten seiner Angreifer stehe, während das Publikum in Leipzig und Berlin es allemal mit den Schauspielern halte. Und da kommt dann zum Schluß des Briefes das Bekenntnis, das damals wohl auch von mehreren Kollegen Beders empfunden sein dürfte: „Ja, wenn nicht Goethe und Schiller und Sie, lieber Herr Hofkammerrat, am Ruder ständen, so wäre ich auch der erste, der sich mit fort machte, denn was soll einen halten in Weimar? Keine großen Gagen gibt es nicht, gesellschaftlich sind die Menschen auch nicht, Armut auf allen Ecken, wo man hinkuckt, ein Enthusiasmus ist auch nicht da, wie selten wird man trotz aller Anstrengung nur im geringsten dafür gedankt, und was hat der Schauspieler sonst, das bißchen Gage geht an Kleider und notdürftiges Essen und Trinken drauf, ach Gott, es ist ein erbärmliches Leben!“

* * *

Weltbürgertum vor hundert Jahren. Goethes Freund Reinhard ist einer der Vorfahren, die wir kaum

noch verstehen können, obwohl sie uns nur um ein einziges Jahrhundert voraus sind. Er war ein Landsmann und Altersgenosse von Schiller; um 1785 war er ein schwäbischer Pfarrer, der Verse machte, philosophierte und politisierte, wie so mancher schwäbischer Pfarrer vor und nach ihm. Dann aber geriet er als Hofmeister nach Frankreich, beteiligte sich in Bordeaux und Paris an der Revolution, blieb aber dabei doch ein nüchterner, sorgfältig erwägender deutscher Gelehrter. Seine Brauchbarkeit wurde von den Führern der Revolution erkannt, man zog ihn 1792 in den diplomatischen Dienst, und nun diente er, bald in recht wichtigen und hohen Stellungen, unter allen Herrschern, die Frankreich bis zu seinem Tode, 1837, hatte, unter Danton und Robespierre so gut wie unter Napoleon, wie unter Ludwig dem Achtzehnten; er war Gesandter in Hamburg, Florenz, Bern, Kassel, Frankfurt, Dresden, kurze Zeit auch Minister des Auswärtigen in Paris. Also ein Deutscher, der den verschiedenartigsten Herrschern Frankreichs treu war und in den Hauptstädten des alten Vaterlandes Frankreich vertrat! Wer schnell mit Worten ist, nennt das Renegatentum oder Charakterlosigkeit; Ernst Moriz Arndt schalt ihn denn auch einen Vaterlandsverräter und französischen Schergen. Aber dieser Mann besaß Goethes Freundschaft und Achtung in hohem Maße; es war die Freundschaft zwischen zwei Weltbürgern. Man muß an Goethes Wort von 1830 denken: „Ich haßte die Franzosen nicht . . . Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und

der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte?“ Reinhard vertrat diese Gesinnung, die im Anfange der französischen Revolution bei den besten Geistern Deutschlands die allgemeine war, noch entschiedener. So schildert ihn E. Hesselmayr (Grenzboten, 63, 35), indem er ihn mit Goethe vergleicht: „Reinhard stand als Philosoph über den Parteien und Nationalitäten. Er war weder deutscher noch französischer Patriot. Wohl war es die Folge seines freien Entschlusses, daß er in der Welt an den französischen Tisch zu sitzen kam. Aber nicht Frankreich als solchem glaubte er zu dienen; sondern was er glaubte, war das: man könne die Tugenden und Pflichten eines Weltbürgers, so wie die Zeitverhältnisse lagen, verhältnismäßig am vollkommensten nicht auf deutschem, sondern auf französischem Boden erfüllen. So verstanden ihn auch die Franzosen selbst, vor allem Sieyès, Napoleon und Talleyrand. Nur mit seinem äußern Menschen sozusagen gehörte er also Frankreich an, mit seinem Kopf aber gehörte er nicht zu Frankreich, sondern zu einer Art von philosophischem Idealstaat, dem Weltbürgertum. Sein Herz jedoch schlug deutsch. Deutsch hat er gedichtet, deutsch hat er geliebt, deutsch mit seinen Freunden in der Heimat korrespondiert, und nach Deutschland, besonders nach Süddeutschland, zur Schwäbischen Alp und in die Schweizerberge und an den deutschen Rhein hat er im Alter seine Erholungsreisen unternommen. Nur noch Goethe stand auf dieser Höhe des Weltbürgertums. Dies hat auch die beiden Einsamen so innig verbunden.

Gleichwohl kann nicht geleugnet werden, daß Goethe

dabei eins dem Freunde voraus hatte: Goethe war im Lande seiner Geburt geblieben. Er hat das Problem des Weltbürgertums nur in der Theorie gelöst. Reinhard dagegen zog die letzte Konsequenz ihres gemeinsamen Standpunkts. Er hat das Problem auch praktisch gelöst, indem er sich ihm zuliebe von dem Lande, das ihn geboren hatte, trennte.

Aber diese Lösung hat ihn offenbar nie ganz befriedigt. Reinhard fühlte sich nirgends mehr heimisch. Er hatte sich in einen dauernden und schweren Konflikt der Pflichten verstrickt. Seelenkämpfe sind ihm in der Folge nicht erspart geblieben. Es ist ihm in seiner kosmopolitischen, genauer deutsch=französischen Haut nie ganz wohl geworden, wenn auch der Diplomat in ihm es ihm verbot, sogar dem Freunde in Weimar darüber zu beichten. Aber ein Jahr vor seinem Tode äußerte er: „Ich habe die Politik übersatt; sie ist einmal mein Beruf gewesen. Und so kann es geschehen, daß man den Weg verfehlt sein ganzes Leben lang.“

* * *

Eine Aufzeichnung der Karoline v. Wolzogen über Schillers Tod hat Dr. H. G. Gräf in Weimar in einem Privatdruck als Autogramm mit Erläuterung herausgegeben. Wir dürfen sie hier abdrucken:

Schiller erzählte Solo, daß in einer Nacht des Fiebers im Feb: 1805, da H. Woz bei ihm gewacht, er in einem Anfall von Ohnmacht geglaubt Tod zu sein, sich Allein in Dunkel eingehüllt vor Gott geglaubt, u. die Rechenschaft seines Lebens vor den Ewigen ablegen wollen — als er aber [eben?] Wozens Gestalt über sich gebeugt gesehen u. sich noch im Erdenleben gefunden —

Auch am [im?] letzten Morgen seines Lebens riß [?] er sich einigemal auf sah edel in die Höhe als habe er Alle Kraft gesammelt und sagte einige mal Judex. Am vor Vor Abend sagte er einmal, nach Oben sehend ist das Euer Himmel ist das Eure Hölle, und sah dann freundlich nach oben als hätte er eine liebe Erscheinung. Die tröstenden Worte daß es immer besser und immer klarer in ihm werde sagte er mir am Abend vor seinem Todestag. C.

„Solo“ in der ersten Zeile ist Schillers Gattin Charlotte, die Schwester der Frau v. Wolzogen, S. Voß ist der Sohn des Dichters Joh. Heinrich Voß; die Erinnerungen dieses jüngeren Voß an Goethe und Schiller hat am besten Dr. Gräf in einem billigen Reclam-Hefte zusammengestellt; man sollte dies Heftchen neben Edermanns Gespräche stellen. Zur Aufzeichnung Karolinens bemerkt Gräf u. a. folgendes:

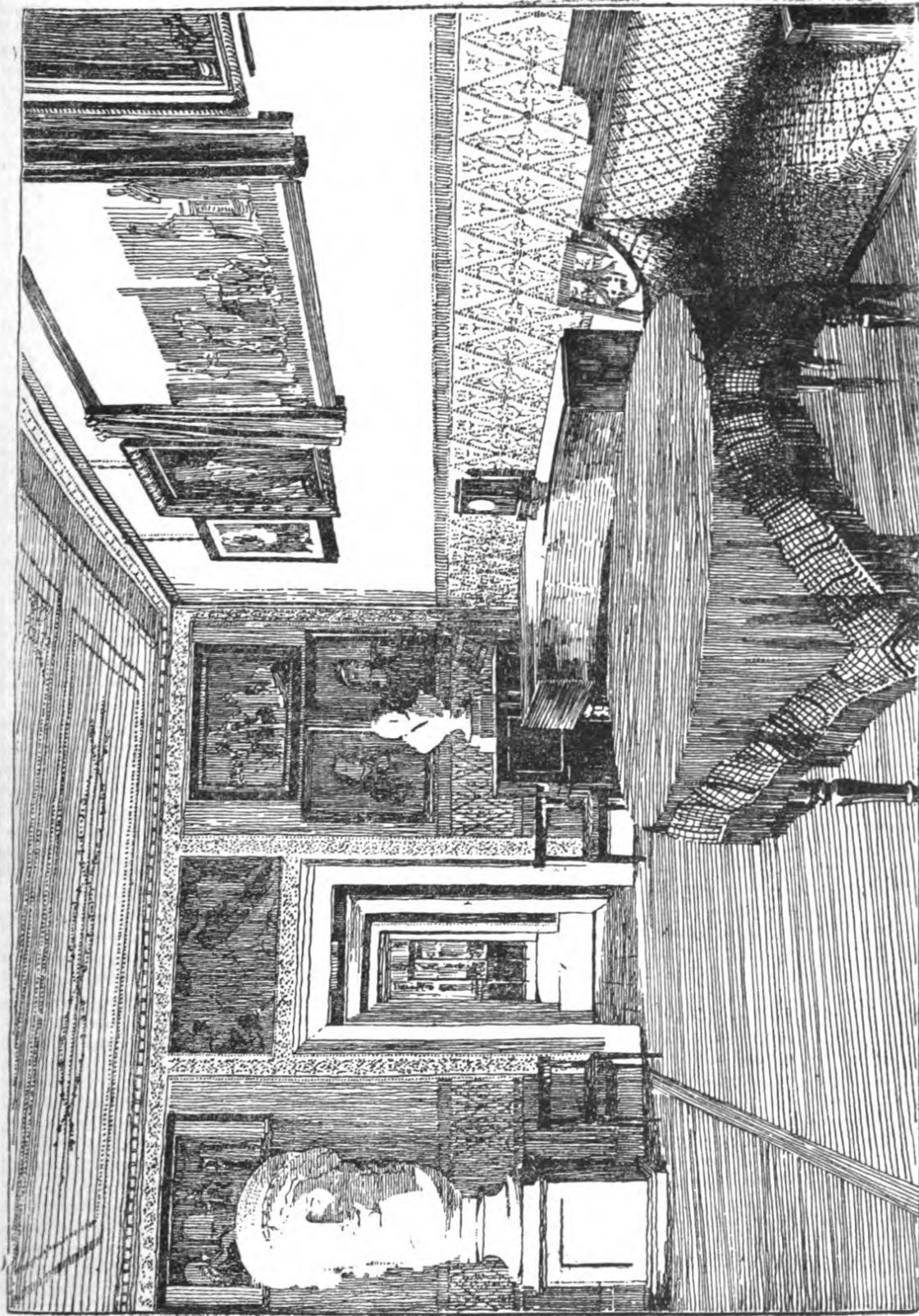
Besonderen Wert hat das Blatt für uns erstlich deshalb, weil von dem über die Fiebernacht im Februar 1805 Berichteten sich in den Briefen von Heinrich Voß und anderwärts nichts findet; zum andern weil Caroline von Wolzogen in ihrem (1830 erschienenen) Buche „Schillers Leben“ die Worte Schillers leichtverändert wiedergibt und das höchst charakteristische „Judex“ merkwürdigerweise ganz unerwähnt läßt. Sie erzählt daselbst von einem Gespräch, das sie am 7. Mai Abends mit Schiller hatte, und fährt fort:

„Er schlummerte bald darauf ein, sprach aber viel im Schlaf. ‚Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel?‘ rief er vor dem Erwachen; dann sah er sanft lächelnd in die Höhe, als begrüßte ihn eine tröstende Erscheinung.“

Unter dem 8. Mai berichtet sie:

„Als ich gegen Abend kam, vor sein Bett trat und fragte, wie es ihm gehe? drückte er mir die Hand und sagte: ‚Immer besser, immer heiterer‘. Ich fühlte, daß er dies ganz in Bezug auf seinen innern Zustand sagte. Es waren die letzten an mich gerichteten Worte, die ich von den teuren Lippen vernahm.“ —

Die Handschrift kam, als Geschenk Caroline von Wolzogens



Alt-Weimar in Federzeichnungen. 2

Das Empfangszimmer in Goethes Hause.

Von S. Seffenow.

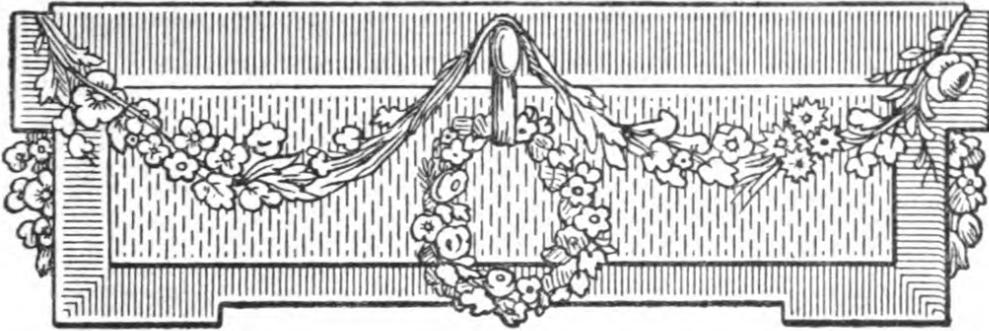
oder aus ihrem Nachlaß, in den Besitz ihres Freundes und literarischen Beraters Bernhard Rudolf Abeken in Osnabrück; der gegenwärtige Besitzer ist Herr Seminardirektor Dr. Adolf Feuermann, der mir die Veröffentlichung freundlichst gestattete.

Feuermann hat sich erst jüngst wieder ein großes Verdienst um die Goethe-Schiller-Literatur erworben durch die Veröffentlichung ‚Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen von Bernhard Rudolf Abeken‘ (Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1904). Besonders wertvoll in diesem inhaltreichen und wahrhaft liebenswürdigen Buche ist der Abdruck von Schillers Gesprächen mit Christiane von Wurmb in ihrer ursprünglichen Gestalt.

* * *

Die Aufnahme des ganzen Kunstwerks oder seiner einzelnen Teile und Goethes Meinung dazu beschäftigte uns auf S. 156 und 266. Herr Prof. Dr. Sulger-Gebing (dies die richtige Schreibung des Namens) verwies auf eine Äußerung Serlos; jetzt machen uns sowohl Herr Legationssekretär v. Flödher zu Ankenen wie auch Herr Friß Schönemann zu Charlottenburg auf eine Stelle in Edermanns Gesprächen aufmerksam. Sie würde hier zuviel Raum wegnehmen; man findet sie unter dem 28. Februar 1831.





Am Büchertische.

Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Christoph Schrempf. Erster Teil. Der junge Goethe. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff), 1905. 8°. 196 S. 2,50 Mark.

Wer Schrempf kennt, weiß, daß er einer der ernstesten und aufrichtigsten Geister unserer Zeit ist. Vom württembergischen Pfarramt, von Glaubens- und Gewissensnöten kommt er her; seit einem Duzend Jahren hat er nun als Unabhängiger seine ganze Kraft an die höchsten Fragen gewandt. Der grübelnden Schwaben gab es von jeher nicht wenige, Schrempf aber gehört zur geringen Zahl derer, die auch Meister der Sprache sind und sich allen denen verständlich machen können, die an ernstesten Dingen Anteil nehmen. Daß er sich jetzt einer eingehenden Betrachtung Goethes zugewandt hat, ist für ihn selber ein Glück; aber wir Freunde Goethes werden uns auch freuen, nach so vielen Philologen und Ästhetikern einen Mann zu hören, der von den Theologen herkommt. Er hat uns, ebenso wie der Mediziner P. J. Möbius, manches Neue zu sagen.

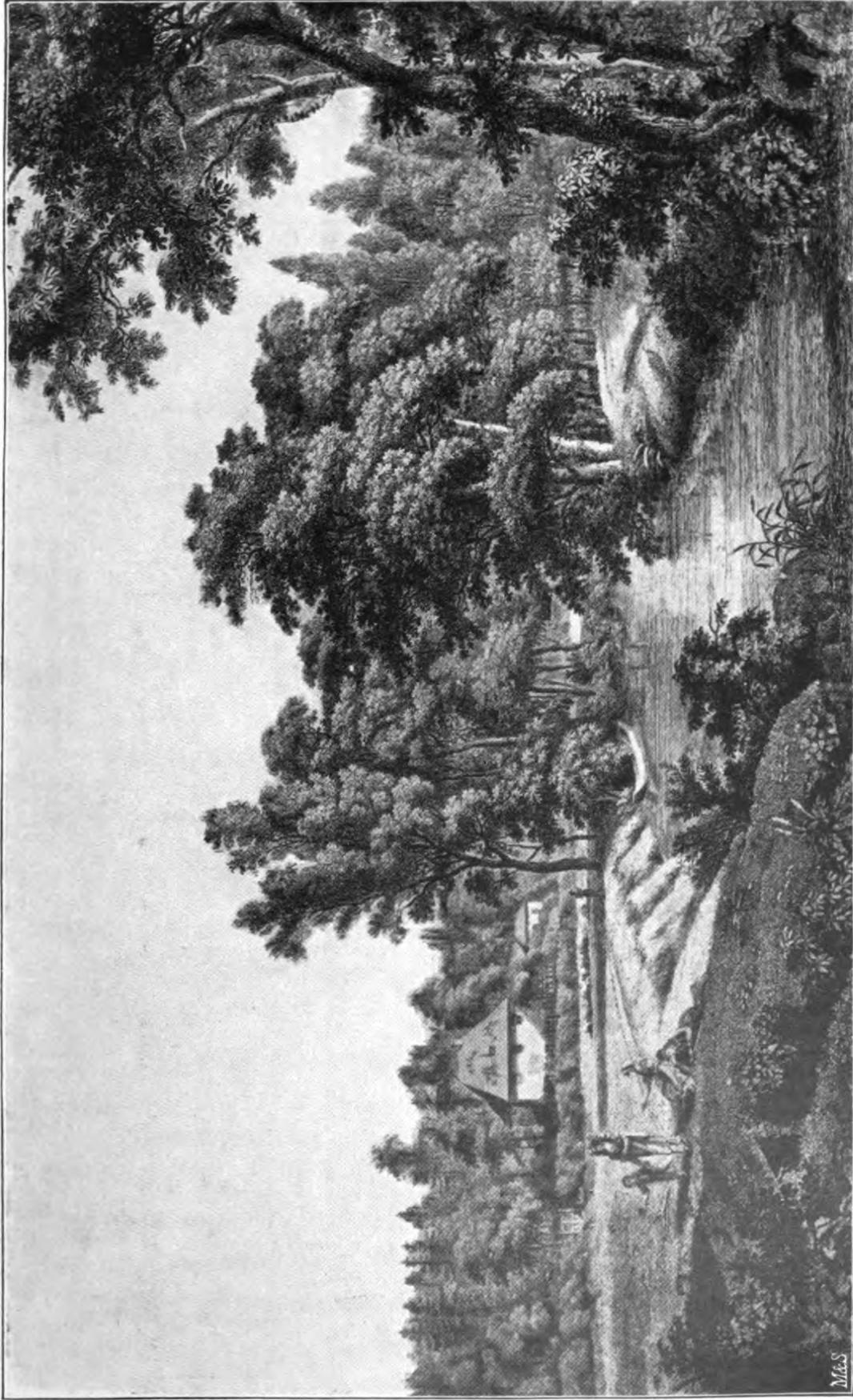
Sein Buch ist eine Art Biographie Goethes; man

geht an der Hand des Verfassers dies reiche Leben noch einmal durch, die Aufmerksamkeit stets auf das ethische und philosophische Wachstum Goethes richtend. Der erste Band reicht bis 1775. Uns erscheinen zwei Teile darin am wertvollsten: die Schilderung der geistigen und religiösen Welt, in die Goethe eintrat (S. 17—30), und die Behandlung der Liebes- und Eheprobleme in seinen Jugendwerken (S. 120—145).

Ein paar Sätze aus diesen Seiten schreiben wir ab:

Goethe ist Werther, nur daß er sich nicht wie Werther erschließt; Goethe ist ein Clavigo, der unter dem Schmerz über den Schmerz der verlassenen Geliebten nicht zugrunde geht; Goethe ist der Fernando der Stella, hat aber sein Verhältnis zu den Frauen, die er an sich zog, doch etwas anders eingerichtet als dieser. Für Goethes wirkliche Lebensanschauung ist es von entscheidender Bedeutung, warum er kein richtiger Werther, Clavigo, Fernando wurde.

Was aber der Dichter [der Jüngling Goethe] von dem Erdewallen der Liebe zu erzählen weiß, ist zu allermeist eine Leidensgeschichte. Die Liebe ist nicht bloß ein „Glück ohne Ruh“, das durch seine Aufregung schon an Schmerz grenzen könnte, sondern hat auch immer mit leichteren und schwereren, äußeren und inneren Schwierigkeiten zu kämpfen, und oft reibt die Qual des Kampfes das liebende Herz auf. Ein ganz äußerliches Hindernis des Liebesglücks wird „in des jungen Werthers Leiden“ verwertet: daß das geliebte Mädchen, das auch die Liebe wohl erwidern könnte, schon gebunden ist. Wo äußere Hindernisse nicht vorhanden sind, fällt es doch den Liebenden schwer, sich zu verständigen (Erwin und Elmire), sich zu vertragen (Eridon und Amine). Der liebenden Frau Unglück ist die Wankelmütigkeit des Manns: Götzens Schwester Maria wird von Weislingen (in der ersten Bearbeitung des „Götz“ auch von Sidingen) verlassen; Marie von Beaumarchais wird von Clavigo verlassen; Cecillie wird von Fernando nach mehrjähriger Ehe verlassen; Stella von demselben Fernando entführt und



Nach einem Kupferstich von S. Houy.

Goethes Gartenhaus um 1808.

M&S

nach mehrjährigem Zusammenleben verlassen; Gretchen wird von Faust verführt und verlassen; Crugantino betrügt und verführt mehr Mädchen, als ein anderer kennt. Diesen ungetreuen Männern steht (wenn wir „die Mitschuldigen“ in diesem Zusammenhange übergehen) nur eine treulose Frau gegenüber: Adelheid von Waldorf. Aber die unzuverlässigen Männer sind weniger schlecht als unglücklich. Sie werden von ihren Sinnen verführt; die Liebe zum Weib wird geschwächt, erdrückt durch das Verlangen nach Erfolg, nach Ruhm, durch eine ins Unendliche schweifende, unersättliche Sehnsucht.

* * *

Wie sah Goethe aus? Von Fritz Stahl. Mit 28 Tafeln. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer, 1905. Kl. 8°. 65 S. Text, kartoniert 3 Mark.

Jarnée, Rollett und andere haben die mühsame Gelehrtenarbeit getan, nun kommt der gewandte Kunstschriftsteller und gibt uns ein kleines Büchlein, das sich gut liest und uns in einer Stunde besser unterrichtet, als der Gelehrte in langer Material-Mitteilung es vollbringt.

Goethes Äußeres ist oft gemalt, aber nie von einem großen Meister. Die Bilder sind manchmal so unähnlich untereinander, daß man daran verzweifeln möchte, zu beurteilen, wie der Dargestellte denn nun wirklich ausgesehen hat. Aber wenn man die Bilder nach den Jahreszahlen ordnet, wenn man ferner weiß und bedenkt, welche Änderungen der Züge die Lebensalter mit sich bringen, wenn man auch Goethes Gemütszustand in Betracht zieht, dann bekommt man von vielen Bildern eine bessere Meinung. Die Formen und Linien haben doch die meisten Maler richtig wiedergegeben; den Gehalt freilich haben nur wenige andeuten können.

Stahl hat bei seinen Studien eine geringe Meinung bekommen von Mans beliebtem Bilde, von Trippels „apollinischer“ Büste, Rauchs berühmter Büste, von den Ölbildern Kugelgens; auch Stielers Gemälde schätzt er nicht so sehr, wie andere es tun. Hoch stellt er dagegen eine Zeichnung von Krauß, die Büste von Clauer, Trippels wenig bekannte Studie, Shadows Büste, Rauchs Statuette und Schwerdgeburths Zeichnung. In der letzteren sei der Dichter von Fausts zweitem Teil erkennbar, in Trippels Studie der Dichter der Iphigenie; auch Clauers Büste zeigt den Dichter, während Krauß zu gleicher Zeit den Gesellschafter Goethe wiedergab. Bei Tischbeins Porträt mißfällt unserm Beurteiler die Pose, die ein schlechter Photograph gemacht haben könnte, aber der Ausdruck des Gesichtes sei wahr und ergreifend.

Stahl spricht als feiner Kunstkenner und seine Meinungen sind stets bemerkenswert. Sein Wunsch, eine Biographie in Bildern zu geben, ist so gut gelungen, wie die Umstände gestatten. Uns wunderte, daß er neben Schmellers Zeichnung nicht die von C. Vogel stellte, die er gar nicht einmal erwähnt. Beide erweisen gegenseitig ihre große Ähnlichkeit, nur zeigte Vogel, was für ein gutmütiger Großpapa hinter Schmellers langweiligem Minister steckte.

Wenn uns in diesem Büchlein das Bild Goethes sicherer wird, so liegt das übrigens auch an der ganz vorzüglichen Ausführung der beigegebenen Abbildungen. Vielfach waren früher die Reproduktionen schuld an der allzugroßen Verschiedenheit der Porträts.

* * *

Goethe und seine Eltern. Von Hermann Krüger-Westend. Weimar, Hermann Böhlau Nachfolger, 1904. 8°. 50 S. 1 Mark.

Ein rasch hingehauenes Büchlein. Ein paar Probe-sätze zeigen, wie bequem sich der Verfasser die Belehrung seiner Leser macht:

„Auf die Frage: was verdankt Goethe seinen Eltern? können wir nicht anders antworten als: alles!“

„Wo hat Goethe sein Interesse fürs Reisen, seine Sehnsucht nach fremden Ländern weiter her als vom Vater?“

„Und so erzog der Vater seinen Sohn auch zu dem großen Naturforscher, zu dem Dichter, dessen Poesie immer wieder aus dem Jungbrunnen der Phantasie schöpft.“

Alles, was ihn quälte oder seine Ideenwelt bewegte, mußte er anderen mitteilen. Auch hier ist der Sohn der Vater — der Vater der Sohn.“

„Sein Altersstil, der als junger Rechtsanwalt in Straßburg (sic) einen Anflug zum Genialischen nahm, neigte in reiferen Jahren immer mehr zur etwas spröden Stilweise des Vaters.“

Der Dichter war bekanntlich nicht unempfindlich für das andre Geschlecht. Er zeugte auch mehrere Kinder. Sollte er das nicht auch von seinem Vater haben?

* * *

Goethes Fragmente vom ewigen Juden und vom wiederkehrenden Heiland. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Fragen in der Zeit Goethes. Von J. Minor. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1904. 8°. 224 S. 3,50 Mark.

Mit großer Gelehrsamkeit, die weit in die Kirchengeschichte und Theologie hineinreicht, hat Minor alles zusammengetragen, was die Fragmente, von deren Wert er eine sehr hohe Meinung hat, erläutern kann. Eine Probe bringen wir in den Spaziergängen. Papier und

Druck sind von der vorzüglichen Beschaffenheit der jetzt erscheinenden Jubiläumsausgaben von Goethes und Schillers Werken.

* * *

Dichtung und Wahrheit von Wolfgang v. Goethe.
 Illustrierte und kommentierte Ausgabe unter Mitwirkung von Prof. Dr. Julius Vogel und Dr. Julius Zeitler herausgegeben von Geheimrat Prof. Dr. Rich. Wülker. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. 1903. Gr. 4^o. 533 S. Mit vielen Beilagen. Gebunden 20 Mark.

Diese Ausgabe ist wohl noch nicht nach Verdienst bekannt geworden, darum sei gesagt: es ist ein Buch zum festtäglichen Lesen. Ein Prachtwerk, nicht von der schlechten Art, wie man sie um 1880 produzierte, sondern von der echten Art, wo die Urheber keine Kosten und Mühen sparen, um das Buch mit allem Wünschenswerten auszustatten. Der Text ist in sehr großer Mainzer Fraktur abgedruckt; die Illustrationen sind überaus zahlreich; zuweilen erklären sie Ausdrücke und Sätze Goethes, die wir ohne sie nicht verstehen könnten. Diese Illustrationen würde man auch ganz ohne Gedanken an Goethes Leben gern betrachten, denn die meisten erfreuen durch ihre Schönheit, und sie alle zeigen uns, wie Deutschland im achtzehnten Jahrhundert in Stadt und Land aussah, wie die Deutschen sich kleideten und vergnügten, welche geistigen Führer sie hatten. Die Bilder für die Frankfurter Zeit hat der Herausgeber ausgewählt, diejenigen für Leipzig Prof. Dr. Julius Vogel, die für Straßburg und Wehlar Dr. Zeitler.

Die Verlagshandlung plant einen zweiten Band, der die Kommentare enthalten soll, von denen der Titel

spricht. Aber natürlich ist auch dieser erste Band etwas durchaus Vollständiges.

* * *

Goethe als Theaterleiter. Von Philipp Stein. Berlin und Leipzig, Schuster u. Böffler, v. J. Bd. XII der Sammlung „Das Theater“. 16^o. 79 S. Kartoniert 1,50 Mark, in Leder gebunden 2,50 Mark.

Alle Arbeiten von Philipp Stein sind angenehm lesbar und zuverlässig. Das vorliegende Büchlein bietet zwar nur einige Kleinigkeiten mehr, als jede größere Biographie Goethes auch enthält, aber man hat hier alles zum Thema Gehörige in einem hübschen Bändchen bequem beisammen, und sodann ist die ganze Sammlung wohl auch für solche Angehörige und Liebhaber des Theaters bestimmt, die umfangreiche Goethe-Biographien nicht lesen. Daß Stein die vortrefflichen Quellenwerke von Burdhardt und Wahle benützt hat, braucht kaum gesagt zu werden; andere Stoffe boten Genasts Erinnerungen.

Goethes Leistungen für das Theater werden von Stein ziemlich nüchtern eingeschätzt, aber es bleiben übrig: „die Erziehung der Schauspieler zu der Sprache der Klassiker, die Hebung des Schauspielerstandes und des Publikums und endlich die Bildung eines literarischen Repertoires“. Im ganzen bekommt man bei dieser Übersicht den Eindruck, daß Goethe zum Theater eine so herzliche, innerliche Liebe nie besessen hat, wie er sie für die Poesie, die bildende Kunst und die Naturforschung besaß. Wäre er nicht Karl Augusts Freund und Vertrauensmann in wissenschaftlichen und künstlerischen Din-

gen geworden, so hätte er nicht sehr oft ein Theater betreten. Karl August kommt übrigens in diesem Büchlein nicht ganz zu seinem Rechte, das mitgeteilte Bild ist fast eine Karikatur; die andern neun Bildchen sind hübsch.

* * *

Goethe-Lieder! Ein Stimmungsbild in einem Aufzug. Mit Gesang für eine Mittelstimme. Wort und Ton von Aug. Ludwig. Dresden-A., Deutscher Lieder-Verlag, o. J. 8°. 16 S. 50 Pfg.

Zwei Damen und ein Herr treten auf, die ältere Dame singt drei Lieder von Goethe, die August Ludwig komponiert hat, und rührt damit den Herrn so sehr, daß er ein neues Leben anfängt und die Sängerin heiratet.

* * *

Goethe in Bettinens Darstellung. Von Professor Dr. Reinhold Steig in Berlin-Friedenau. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. 1904. 8°. 21 Seiten.

Eine recht gute Festrede, die hoffentlich einmal zu einer Einleitung zu „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ umgearbeitet wird. Prof. Steig ist ganz zu Hause bei den Arnims und Brentanos, ebenso auch am Frauenplan in Weimar, und hat uns allerlei Neues zu erzählen. Das Ergebnis seiner Studie können wir wohl so zusammenfassen: Der Philologe kann sich an Bettinens Ungenauigkeit, an dem Herumranken ihrer blühenden Phantasie zwischen den wirklichen Tatsachen ärgern; der Laie mag ihre Erzählungen sorglos genießen. Sie sind aus Dichtung und Wahrheit zusammengeflochten, aber alles Wichtige darin ist echt.

* * *

Die Katastrophe in Goethes Faust. Von Karl Enders. Dortmund 1905, Fr. Wilh. Ruhfus. 8°. 91 S. 1,20 Mk., gebunden 2 Mark.

Der Verfasser, der sich bisher besonders mit J. Chr. Günther beschäftigt hat, betrachtet hier nur den sog. Urfaust. Er meint, es sei bis jetzt nur wenigen Forschern ganz gelungen, dem Urfaust völlig objektiv mit Abstrahierung von allem, was die spätere Faustarbeit hinzubringt, entgegenzutreten. Vielleicht könne das niemand von den Älteren, die den heute vorliegenden Faust schon durchdacht hatten, ehe Erich Schmidt den „Urfaust“ herausgab. Enders interpretiert die drei Schlußszenen und kommt zu dem Ergebnis, daß die erste dieser drei Szenen (Trüber Tag, Feld) 1771 geschrieben sei, die beiden andern (Rabenstein, Kerker) zwischen Herbst 1773 und Frühjahr 1774 fallen. Von der Gretchen-tragödie, als dem Kern des ersten Teils, habe Goethe zuerst die Katastrophe gedichtet.

* * *

Ästhetische Studien von Erich Seyfelder. Zweites Heft. Die Illusionstheorie und Goethes Ästhetik. Freiburg i. Br., Hermann Seyfelder, 1904. 8°. 200 S. 4 Mk., geb. 5 Mark.

Das Werk eines gelehrten Philosophen für andere Gelehrte, schon wegen seiner zahlreichen griechischen, lateinischen und italienischen Zitate dem Laien nicht zugänglich. Der Verfasser teilt in der Hauptsache die ästhetische Theorie von Konrad Lange und findet, daß Goethe ähnlichen Glaubens war. Hier das Inhaltsverzeichnis: I. Die ästhetische Illusionstheorie. II. Goethes Ästhetik und die Illusionstheorie. Der Begriff der

Rührung. Illusion und Katharsis. 1. Der Illusionismus in Goethes Ästhetik. 2. Die Katharsis in Goethes Ästhetik. 3. Die Entwicklung der Goetheschen Ästhetik zum Illusionismus.

* * *

Auswahl aus den kleinen Schriften von Jakob Grimm. Mit einem Bildnis Jakob Grimms. Hamburg, im Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schulze, 1904. 8^o. 286 S. 2 Mk., gebunden 3 Mark.

Inhalt: Vorwort — Einleitung (Jakob Grimms Leben und Bedeutung) — Selbstbiographie — Erklärung der Göttinger Professoren — Über seine Entlassung — Rede auf Wilhelm Grimm — Rede über das Alter — Rede auf Schiller — Über den Ursprung der Sprache — Über das Pedantische in der deutschen Sprache — Zeitalter und Sprachen — Über die Beziehungen von Sprachwissenschaft, Geschichte und Rechtswissenschaft — Wesen der Tierfabel.

Die Rede auf Schiller ist besonders herausgegeben, ein Bild Schillers nach G. v. Rügelen ist ihr hinzugefügt, Preis 50 Pf., geb. 1 Mk.

Dr. Ernst Schulze, der Herausgeber, nennt diese Rede die feinste und mächtigste derer, die zum 10. November 1859 gehalten seien; uns hat sie weniger angesprochen. Der vierundsiebzigjährige Gelehrte war hier doch nicht auf seinem eigensten Gebiete, seine Kenntnis Goethes und Schillers erscheint uns Heutigen als eine oberflächliche, seine Sprache als eine manierierte. Aber andere werden anders denken, schon weil sie den prächtigen Mann wegen anderer Leistungen lieben und verehren. Eine Stelle der

Rede gaben wir unter dem Stichwort „Eine Goethe-Stiftung“ im vorigen Hefte wieder. Die „Auswahl“ ist übrigens bei ihrer schönen Ausstattung recht billig. Am Autor hat man die gleiche Freude wie an einer alten Eiche, die auf freier Höhe in Wind und Wetter feststeht.

* * *

Schiller=Anekdoten. Charakterzüge und Anekdoten, ernste und heitere Bilder aus dem Leben Friedrich Schillers. Herausgegeben von Theodor Mauch. Stuttgart, Robert Luß, 1905. 8^o. 307 Seiten. 2,50 Mark.

Der Verleger plant eine Reihe von Anekdoten-Sammlungen, die sich auf berühmte Persönlichkeiten beziehen; mit „Bismarck=Anekdoten“ hat er den glücklichen Anfang gemacht. Schiller scheint auf den ersten Blick nicht gut zu Bismarck, Napoleon, dem alten Fritz und andern Anekdoten-Helden zu passen; aber Herr Mauch hat doch eine erstaunliche Menge kleiner Erzählungen zusammengebracht. Mit Recht begnügte er sich nicht mit der Aneinanderreihung wirklicher Anekdoten, sondern fügte eine Lebensbeschreibung hinzu; er gibt uns also eine anekdotische Biographie des Dichters. Er wendet sich damit an ein Publikum, das beständig unterhalten sein will und sich nicht darum bekümmert, ob das Erzählte auch immer wahr ist oder ob der Bericht vollständig und nach allen Seiten gerecht ist.

Auch der Gelehrte wird ein solches Buch zur Abwechslung gern lesen, obwohl er nicht wünschen kann, daß diese ältere Form der Überlieferung, die Sage, die jüngere

Form, die wissenschaftliche Geschichtschreibung, irgendwo verdränge.

* * *

Den Manen Schillers. Des Dichters Leben, seine Ruhestätte und Denkmäler im deutschen Sprachgebiete. Zum hundertsten Todestage dem deutschen Volke in Wort und Bild vorgeführt. Von Dr. Otto Weddigen. Halle a. S., Herm. Geseenius, 1905. 8°. 43 S. 60 Pfg., 100 Exempl. 45 Mark.

Der Titel bezeichnet den Inhalt genau; 20 Abbildungen nach Photographien werden besprochen; eine kurze Biographie ist hinzugefügt.

* * *

Ausgewählte Gedichte von Schiller. Nr. 63 des „Wiesbadener Volksbuches“, Verlag des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden. Vertrieb durch H. Staadt in Wiesbaden. 8°. 159 S. 30 Pfg.

Eine vortreffliche Auswahl mit erläuternder Einleitung von Prof. Hermann Fischer in Tübingen. Der Druck ist erheblich besser, als ihn die Mehrzahl der Klassikerausgaben bietet. Auch „Hermann und Dorothea“ ist in dieser trefflichen Sammlung erschienen und kostet nur 15 Pfennige.

* * *

Herder, über das Studium der Theologie, Brief 1 bis 24. Zur Einführung in die heilige Schrift in einem für die Bedürfnisse der Gegenwart bestimmten Auszug. Herausgegeben von Hermann Dechent. Leipzig, R. G. Th. Scheffer, 1905. Gr. 8°. VI und 145 Seiten.

Diese wohlausgedachte Ausgabe und Auswahl ist recht dankenswert, denn man wird diese Briefe in den kleinen Ausgaben von Herders Werken, z. B. bei

Matthias, vergeblich suchen und man liest sie wirklich mit Vorteil. Sie tragen dazu bei, uns positiver zu machen, was allemal ein Gewinn ist. Positiver: nicht in dem Sinne der heutigen Orthodoxen, sondern eben im Sinne Herders und seines Gesinnungsgenossen Goethe, die uns ermahnen, jeden Baum zu schätzen, der gute Früchte trägt, und jeden Strauch, der lieblich blüht. Von der Poesie in der Bibel spricht Herder mit liebevollem Nachgehn, nachher von dem Beweis der Wahrheit des Christentums, der nur durch das Leben und Wirken seiner Bekenner und durch den Segen, der davon ausgeht, erbracht werden kann. Oft ist es, als hörte man Goethe reden.

In letzter Stunde erhielten wir:

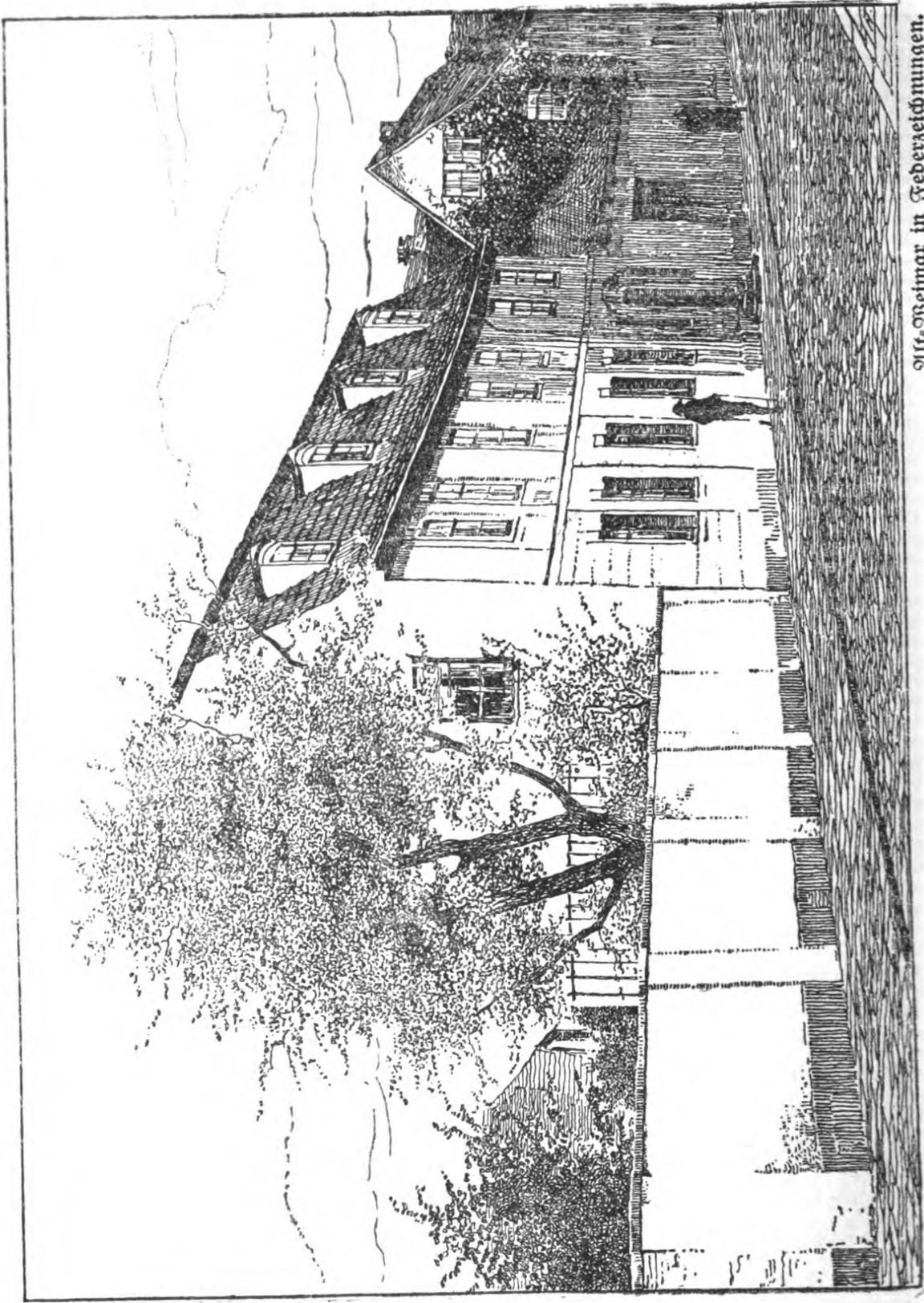
Aus Goethes Lebenskreise. J. P. Eckermanns Nachlaß. Herausgegeben von Friedrich Lewes. 1. Band. Berlin, Georg Reimer, 1905. Gr. 8°. 404 S. 8 Mark.

Schiller und der deutsche Idealismus. Zum 9. Mai 1905. Von Alexander Wernicke. Bayreuth 1905. Abdruck aus den Bayreuther Blättern IV—VI. Gr. 8°. 60 S.

Schillers Flucht aus Stuttgart. Spiel in einem Akt und drei Bildern zur Schillerfeier 1905, von Ferdinand Better, Zürich, Ed. Raschers Erben, Meyers & Zellers Nachfolger, 1905. Kl. 8°. 28 S.

Goethes Philosophie aus seinen Werken. Ein Buch für jeden gebildeten Deutschen. Mit ausführlicher Einleitung, herausgegeben von Max Heynacher. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung, 1905. 8°. 428 S.





Alt-Weimar in Federzeichnungen.

Wielands letztes Wohnhaus.

Man. S. Sellenow.



Unsere Bilder.

Sollen wir über Karl Bauers Goethe-Darstellungen noch Lobendes sagen? Heute sehen wir den zwölfjährigen Knaben, — träumerisch ins Leben blickend, eine lebendige Gedankenwelt hinter der gewölbten Stirne schon beherbergend, aber auch zu allerhand kindlichem Übermut noch gern bereit. Ihm gegenüber schaut der siebzigjährige Greis ins Leben zurück. Wie eine Bauernfaust in ihren Linien von vieler Arbeit der Hände und Arme erzählt, so spricht dies Gesicht von täglicher innerlicher Arbeit und allergrößter Anspannung. Und auch die Frucht der Arbeit steht in den Zügen geschrieben: Resignation und Wohlwollen, Einschließung im eigenen Hause, aber guter Willen gegen alle Mitgeschöpfe. Dieser schicksalswetterharte Kopf, in dem die letzten Teile des Faust entstehen, wird dieselbe Botschaft aussprechen, die die Hirten von schönen Himmelsengeln hörten: Gloria in excelsis deo, et in terra pax, hominibus bona voluntas! Neben S. 81 und 112 zeigten wir die Zwischenstufen zwischen Kind und Greis, den Studenten und den vierzigjährigen Mann; sicherlich versteht sich Karl Bauer auf das Zeichnen einer Biographie! Übrigens hat er das Bild des Siebzigjährigen in einer großen Steinzeichnung

noch etwas anders gedreht, nach seiner Meinung verbessert; dort erscheint Goethe als Zuhörender, etwa wie er aussah, als er sich in seinem Juno-Zimmer von dem Knaben Felix Mendelssohn die Musikgeschichte auf dem Flügel vorspielen ließ.

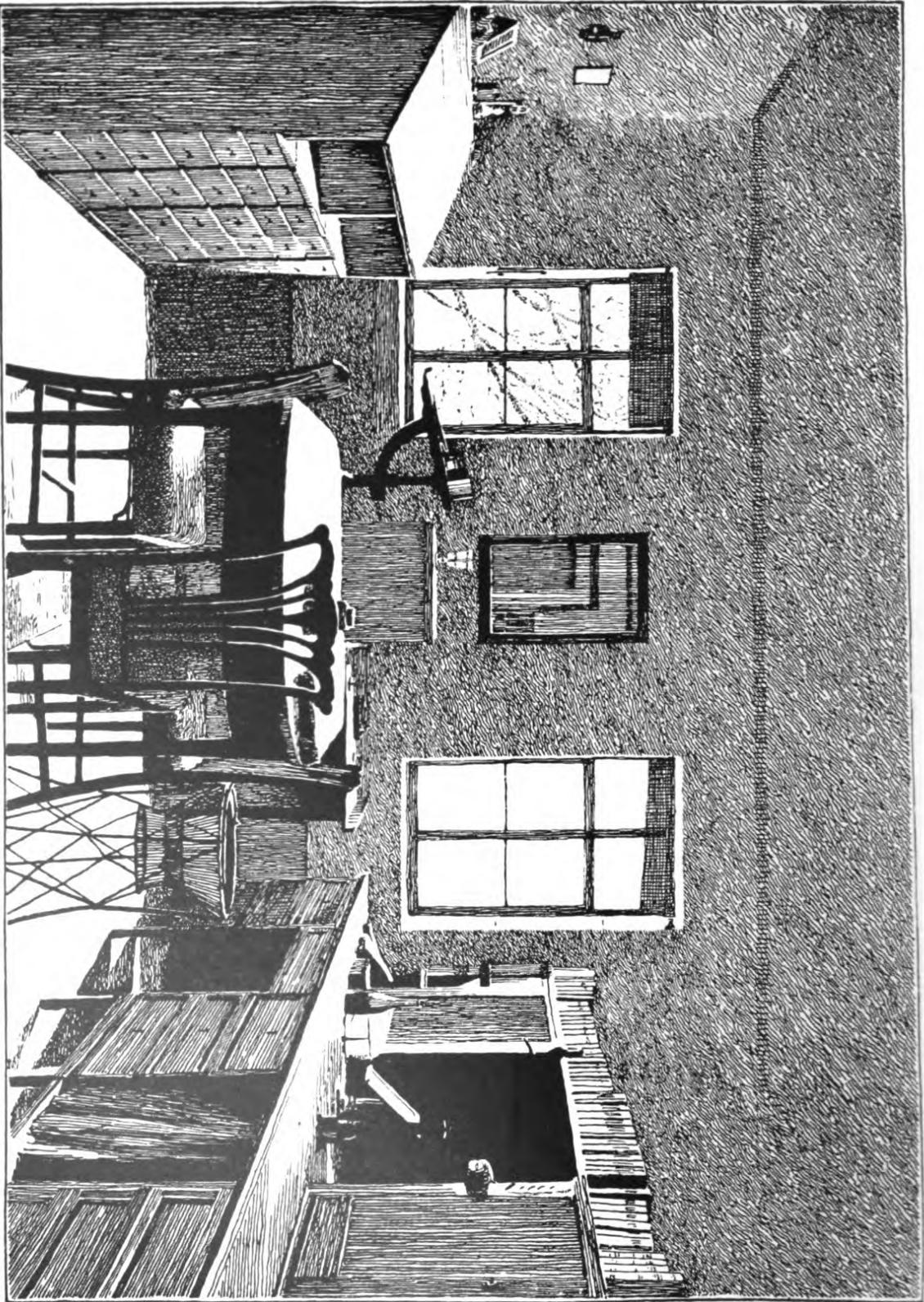
Herr Buchbindermeister Adolf Henß in Weimar besitzt ein Privatmuseum von sehr hohem Werte; über Weimar und das alte Thüringen kann man sich nirgends besser unterrichten, als wenn er seine großen Mappen heranträgt und die einzelnen Bilder oder Karten erläutert. Wir geben ein ihm gehörendes Aquarell wieder, das uns das Ilmtal zeigt, wie es Goethe in seinem ersten weimarischen Frühling sah. Im Vordergrund rechts ist das Gebiet, wo bald darauf Karl August mit Goethes und Bertuchs Hilfe den neuen Park anlegte; auf dem Bilde erstreckt sich noch die Schießhausmauer mit einem Türmchen zum Fluß hinunter; im Türmchen wurde früher Pulver aufbewahrt, und schon deshalb blieben die Spaziergänger fern. Anfang Juli 1778 baute man hier in drei Tagen und Nächten auf der Höhe die „Einsiedelei“, am 9. Juli fand hier das von Goethe beschriebene Luisefest statt; von hier aus begannen die übrigen Anlagen im oberen Park. Überschreiten wir die Ilm auf der bescheidenen Brücke, so treten wir in eine Baumgruppe ein, die am südlichen Ende des „Sterns“ steht. Der „Stern“ war anfangs ein fürstlicher Baumgarten; von einem großen runden Platze, der ungefähr in der Mitte lag, gingen nach den vier Himmelsrichtungen je zwei schmale Wege aus; 1778 wurden die Bäume zwischen den von Norden nach Süden führenden Wegen entfernt,

wodurch eine Art Kirchenschiff entstand; es soll die Maße der Peterkirche haben. Hinter der Wiese an der Elm sehen wir das Häuschen, das Goethe von 1776 bis 1782 bewohnte; dahinter den Hügel hinauf seinen Garten. Zur Zeit, wo unser Bildchen gemalt ist, gehörte dies arg verwilderte Besitztum am „Rosenberge“ der Hofverwalterin Köhler, nicht Bertuch, wie man noch oft liest. Im Hintergrunde des Bildes erkennt der Ortskundige den Kirchturm von Oberweimar, wohin der Weg an Goethes Garten führt, und den Turm des Schlößchens Belvedere, zu dem hinauf eine schattige Allee dem Wanderer Kühle beut.

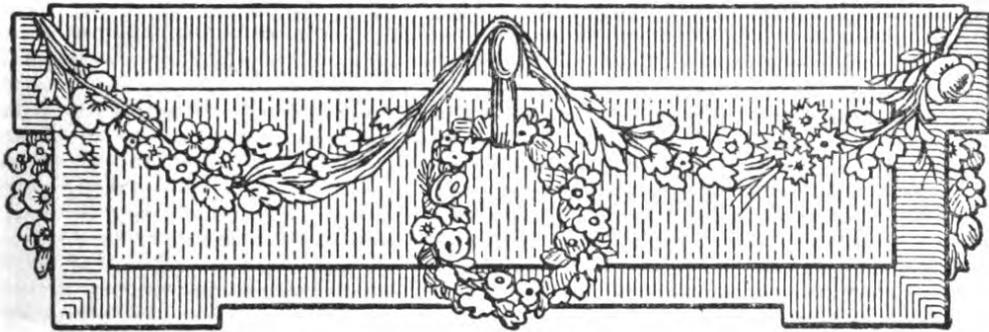
Das Bild von Goethes Gartenhaus um 1808 ist von dem Zeichenlehrer J. Roux in Jena gezeichnet; Goethe hatte Beziehungen zu ihm. Hier sehen wir manche Bäume schon stattlich emporgewachsen, die Goethe gepflanzt hat.

Tessenow führt uns wieder auf die westliche Seite der Elm, wo sich zwischen dem Schießhausgarten (jetzt Hofgärtnerei), den Jägerhäusern, der Aderwand und dem „Sand“ genannten Exerzierplatze oberhalb der Elm der „wälsche Garten“ ausdehnte. Wir haben ihn auf unserm Bilde zur Linken; der hohe Bau ist das jetzt nicht mehr vorhandene Schneckengebäude, „das dreifach in Kreisform herumlaufende grüne Laubwände umgaben, in denen kleine Einbuchtungen vorhanden waren, die wohl als Nischen zu denken sind“ (Burdhardt). Von den Türmen dieses Gebäudes hatte man eine schöne Übersicht über Stadt und Park. Rechts von dieser Anlage sehen wir in der Vertiefung das Wohnhaus der

Frau v. Stein; hinter und über ihrem Dache erstreckt sich das Dach des Fürstenhauses, in dem Herzog Karl August und Herzogin Luise viele Jahre wohnten; rechts davon sehen wir die Bibliothek („grünes Schloß“), und zwischen beiden ragt der malerische Schloßturm auf. Goethes Stadthaus am andern Ende der Aderwand zeigten wir von der Gartenseite aus schon neben S. 256; heute betrachten wir die stattlichere Vorderseite am Frauenplan. Wir gewahren nach dem „Schwan“ zu noch das Nachbarhäuschen, das jetzt beseitigt ist. Den Salon des Goethe-Hauses, „blaues Zimmer“ oder „Juno-Zimmer“ genannt, hat Lessenow mit vieler Liebe gezeichnet. Mit Schmerzen dagegen das Wieland-Haus, von dem jetzt nur ein Stückchen, das um die Haustür herum, übrig ist. Unkundige und Höflinge rühmen die weimarische Pietät oft über Gebühr; bei einer wirklich aufmerksamen Pflege des schönen Alten hätte es sich nicht ereignen können, daß der trauliche Garten Wielands, gegenüber und neben dem klassischen Theater, gegenüber und neben Rietschels Statue, für mäßigen Preis an einen Geschäftsmann überging, dem man nicht verdenken kann, daß er das Grundstück nach seiner Art zu Läden, Werkstätten und Lagerräumen ausnutzte.



Goethes Arbeitszimmer.
Von Heinrich Zeffenow.



Ellen Key, Tegnér und Goethe.

Von Maria Rasmussen.

Ellen Key erzählt in dem nicht übersehten Teile ihres Goethebuchs von ihrem ersten Aufenthalt in Weimar:

„Ich hatte für meinen Besuch im Goethehause einen Tag gewählt, an dem das höchste Eintrittsgeld den Touristenstrom fernhielt, und konnte mich daher ganz in Frieden umsehen, bis ich in Goethes Privatzimmer kam, wo der Kustos mit dem Herumführen eilen wollte. Als er jedoch, während ich mich zum Gehen wandte, ein ganz verweintes Gesicht zu sehen bekam, brach er in die Worte aus: „Interessieren Sie sich so sehr? Dann können Sie dableiben, so lange Sie wollen und alles sehen.“ Darauf löste er die Schnur, hinter welcher ich zuerst, wie andere Besucher, genötigt gewesen war, im entfernteren Teil des Arbeitszimmers zu bleiben, um nur von dort aus in das Sterbezimmer zu blicken. Er öffnete auch die Tapetentür zur Bibliothek. Zum ersten und wahrscheinlich einzigen Male meine mangelnde Selbstbeherrschung segnend, erhielt ich so Bewegungsfreiheit und Ruhe in dem Heiligtum.“

Es folgt nun eine Beschreibung der beiden Zimmer und der Bibliothek.

„Man hat hier,“ fährt sie fort, „Regal für Regal, Goethes mit Stunden mit Goethe. II. Heft 2.

seinen eigenen Papierzeichen versehene Bücher. Aber die Empfindung von Goethes lebender Gegenwart in diesen Zimmern nimmt das Interesse für seine Bücher hinweg. Der Kustos, der meine Nationalität ausgespürt hatte, holte jedoch aus ihnen ein Heft in Rot und Goldschnitt hervor — ein Dedikationsexemplar von Tegnér's Epilog bei der Magisterpromotion in Lund.

Tegnér und Goethe!

Die beiden Namen brachten einen Strom von Erinnerungen mit sich aus den verschiedensten innern Entwicklungsperioden, Erinnerungen an die Pflugschar, die den Boden einer Seele durchfurchen muß, an die Sommer Sonnen, welche darüber hingehen müssen, ehe man goethereif wird. Aber vor allem weckte Tegnér in diesem Augenblick in mir tiefe Beschämung darüber, einst seinen Worten geglaubt zu haben, daß man in „Goethes Säulengängen“ nur dem Dichter und nicht dem Menschen begegne — während jeder Schritt weiter hinein in diese Säulengänge näher zu einem Menschen führt, der herrlicher ist, als irgend eine seiner Dichterschöpfungen.“

Den Ausspruch Tegnér's, auf den Ellen Key hier anspielt, fand ich in der Widmung, mit der der alternde Dichter seine Idylle ‚Die Kronbraut‘ dem Freunde Franzén zueignete. Dieser, Tegnér's Kollege als Bischof und als Dichter, hatte ihm seit vielen Jahren nahe gestanden, und es ist ein Rückblick auf ihre beiderseitige poetische Wirksamkeit, die den Hauptinhalt des siebzehn Strophen langen Widmungsgedichts ausmacht. Tegnér charakterisiert Franzén's Dichtung in ihrer zarten Innigkeit und gedenkt des Einflusses, den sie auf ihn, den um ein Dezennium Jüngeren, in der ersten Jugend ausgeübt, bis er seinen eigenen Weg gefunden habe.

So schieden mehr und mehr sich unsre Bahnen,
Die meine rauher, felsiger und wild,
Mir jubelte der Haufe, denn die Fahnen,

Die vor mir wehten, trugen Walhalls Bild.
 Nach Odins Raben mehr als Freyas Schwänen
 Steht nord'scher Sinn, der trozig mehr als mild;
 Nicht deines Westwinds Hauch er noch begehrte,
 Der Sturm ward wieder Freund ihm, ward Gefährte.“

Aber einseitig wäre es, so fährt Tegnér mit tadelndem Seitenblick auf seine heimischen Nachahmer fort, immer das Nordische zu besingen, die Poesie solle ein Organ sein für alles, was lebt und sich entwickelt. Und dieser Gedanke ist es, der ihn zu dem universalsten aller Dichter, zu Goethe, führt.

Durch Goethes Säulenhause bin ich gegangen —
 Wie prächtig, vornehm alles dort zumal!
 Umbra und Rosenduft umhaucht die Wangen,
 Geschmückt steht die Natur im Krönungssaal.
 Hoch ragt die Kunst, ein Prisma, aufzufangen
 Jedweden gottgesandten Sonnenstrahl,
 Uns bietend, was sie hat an Formen irgend,
 Den Dichter sah ich rings, den Menschen nirgend.

Wie tief ist Faust! Tasso wie hochgemutet!
 O lauschet Mignons klagendem Gesang.
 Verstand des Nordes, Gefühl des Südens flutet
 Zusammen hier zu göttlich schönem Klang.
 Wie nur das Herz liebt, jubelt oder blutet,
 Er malt's, doch bleibt er in gemess'nem Gang:
 In Wissenschaft und Kunst als Morgenröte
 Strahlt seiner Zeit der nur zu ernst erhab'ne Goethe.

Bei dem Bestreben des Übersetzers (P. J. Willagen), den stolzen Fluß der Verse Tegnér's möglichst unvermindert wiederzugeben — eine Aufgabe, deren Schwierigkeit nicht zu unterschätzen ist —, ist der Inhalt um einige

Nüancen ärmer geworden. So liegt in der ersten Zeile, die wörtlich lautet:

„Ich ging mich müd' in Goethes Säulengängen“,

eine gewisse, in der Übersetzung verschwundene, subjektive Kritik, denn die Müdigkeit ist wohl nicht ganz allein auf die ungeheure Ausdehnung der Säulengänge zurückzuführen. Der Wandernde ist müde geworden bei dem vergeblichen Suchen nach dem Menschen Goethe.

Als Tegnér diese Worte schrieb, 1841, war er ein schwer leidender Mann, doch finden sich auch in seinen Briefen aus früherer Zeit — so in einem die ‚Iphigenie‘ besprechenden — Beweise dafür, daß er Goethe nicht immer verstanden hat. Wie hoch er aber den Dichter in ihm verehrte, zeige noch der folgende Vorgang.

Als Tegnér im Jahre 1829 die Magister-Promotion in Lund, die nach schwedischem Brauch feierlich im Dom mit Bekränzung der jungen Doktoren vor sich ging, leitete, ehrte er den als Gast anwesenden, damals auf seiner Ruhmeshöhe stehenden Adam Dehlschläger, indem er an der heiligen Stätte zuerst ihm einen Kranz reichte. In der poetischen Motivierung dieser Handlung aber hieß es:

Hier ist der Adam der Stalben, der nordische König des Sanges,
Erbe des Throns in der Dichtung Welt, denn der Thron der
ist Goethes.

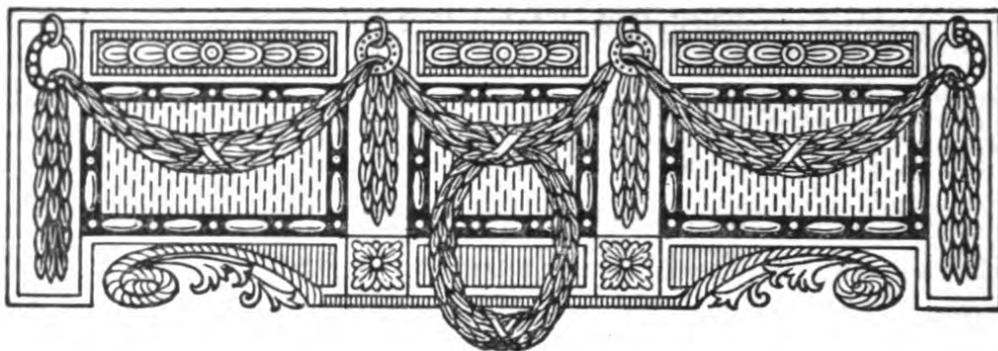
Novalis hatte Goethe den wahren Statthalter des poetischen Geistes auf Erden genannt, in der fernen schwedischen Universitätsstadt wurde ihm ein noch höherer Rang zuerkannt.

Es ist zu bedauern, daß Tegnér's Verhältnisse ihm

fast gar keine Auslandsreisen gestatteten. Als er zum ersten und einzigen Mal aus Gesundheitsrücksichten nach Deutschland kam, war Goethe nicht mehr unter den Lebenden. Hätte Tegnér, wie so manche Nordländer jener Zeit, ich nenne nur den Norweger Steffens, den Dänen Dehenschläger und die Schweden Brinkman und Bestow, nach Weimar wallfahrten können, so würde er Ellen Keys Vorwurf schwerlich verdienen, sondern erkannt haben, daß man bei Goethe den Dichter nicht von dem Menschen trennen kann.

Da man den letzten Lebensäußerungen bedeutender Männer gern einen tieferen Sinn unterlegt, so sei noch erwähnt, daß sich der sterbende Tegnér mit Goethe beschäftigte. Sein Biograph und Schwiegersohn Bötticher erzählt, daß er an seinem letzten Abend von Goethe phantasiert habe, und zwar habe er ihn als seinen schwedischen Landsmann, ja, als Abkömmling der eigenen Heimatprovinz, des schönen Wermland, angesehen. Kannte er das Gerücht, das den Ursprung des Goetheschen Geschlechts nach Schweden verlegt? Oder war es nur der unbewußte Ausdruck des Verlangens: die Literatur seines Vaterlands, die er „eine einsame Waldkapelle fern von der großen europäischen Mutterkirche“ genannt hatte, möchte in naher Beziehung stehen zu dem größten Dichter aller Zeiten?





Goethe und die Geologie.

Von Ludwig Milch.

Zahlreiche Anspielungen in Goethes Dichtungen, viele Briefe und Gespräche zeugen von der lebhaften Teilnahme, die dieser weltumfassende Geist der Beschaffenheit unserer Erdrinde und der Lehre von ihrer Entstehung entgegenbrachte. Goethes eigene geologische Leistungen blenden nicht durch kühne Theorien, wie seine Optik; sie eilen nicht ihrer Zeit voraus, wie seine biologischen Anschauungen; die Größe seiner Auffassung erweist sich auf diesem Gebiet durch kluge Zurückhaltung, die ihn in seinen späteren Jahren in scharfen Gegensatz zu der herrschenden Richtung bringt. So verdienstlich Leistungen dieser Art sind, so regelmäßig werden sie von den Zeitgenossen verkannt; spät und kühl läßt ihnen erst die geschichtliche Betrachtung Gerechtigkeit widerfahren. Gerade durch diesen Gegensatz zu seinen übrigen naturwissenschaftlichen, besonders den biologischen Werken bringen die geologischen Arbeiten einen höchst charakteristischen, im all-

gemeinen viel zu wenig beachteten Zug in das Bild des großen Naturforschers Goethe.

Des großen Naturforschers Goethe. — Es hat lange gedauert, bis die Menschheit diesen Gedanken fassen konnte. Goethe klagt oft, daß die Gelehrten sich ablehnend gegen seine naturwissenschaftlichen Bemühungen verhalten. Daß das Publikum ihn nur als Dichter kennen will und seine naturwissenschaftlichen Schriften unbeachtet läßt, wundert ihn nicht; wohl aber schmerzt es ihn, daß auch die ihm Nächststehenden seine Bestrebungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft mehr oder weniger mißbilligen, oder jedenfalls ihn auf anderen Gebieten tätig wünschen. Es bedurfte der Arbeit der größten Naturforscher der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, eines Helmholtz und Virchow, eines Hädel und Ferdinand Cohn, um den Deutschen zu lehren, daß ihr größter Dichter auch ein großer Forscher war, und daß diese beiden Eigenschaften untrennbar in ihm verbunden sind. Sie machten zum Allgemeingut der Menschheit die Erkenntnis, die der Kanzler v. Müller schon im Todesjahre Goethes in einem Vortrage in der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt ausgesprochen hatte:

„Es ist oft bemerkt worden, daß Goethe ohne seine gründlichen Naturstudien nie ein so großer Dichter werden konnte, und es ist gewiß ebenso wahr, daß er, ohne ein so großer Dichter zu sein, nie die Naturwissenschaften so auffassen, so geistreich hätte fördern können; denn beide Richtungen seines Wesens waren nur Zweige eines und desselben mächtigen Grundtriebes: die innere und die äußere Welt in der Totalität aufzufassen und wieder aus sich heraus lebendig zu gestalten. In ihm hatten Auffassungs- und Bildungsvermögen sich dergestalt durch-

drungen, daß jede Anschauung ihm alsobald zum Bilde wurde, jedes Bild, das er hervorrief, alsobald Natur schien.“

Zur Beschäftigung mit den Steinen gelangte Goethe auf demselben Wege wie zur Beschäftigung mit den Pflanzen. Die ‚Geschichte meines botanischen Studiums‘ aus dem Jahre 1817 beginnt er mit den Worten: „Sogleich bei meinem Eintritt in den edlen weimarischen Lebenskreis wird mir der unschätzbare Gewinn zuteil, Stuben- und Stadtluft mit Wald, Garten und Atmosphäre zu vertauschen.“ Er erzählt, wie die Revision der Waldreviere, die Anlage von botanischen Anstalten und Gärten ihn, den Staatsbeamten, zur Beschäftigung mit den Pflanzen trieb; und ebenso war es auch ein amtliches Unternehmen, der im Jahre 1776 beginnende Versuch, die Bergbaue von Ilmenau neu zu beleben, der ihn der Geologie näherte. Aber in der Wirkung der Studien machte sich ein Unterschied geltend. In seinem eben erwähnten Aufsatz von 1817 bekennt er, daß nach Shakespeare und Spinoza auf ihn die größte Wirkung von Linné ausgegangen: „und zwar gerade durch den Widerstreit, zu welchem er mich aufforderte, denn indem ich sein scharfes geistreiches Absondern, seine treffenden zweckmäßigen, oft aber willkürlichen Gesetze in mich aufzunehmen versuchte, ging in meinem Inneren ein Zwiespalt vor; das, was er mit Gewalt voneinander zu trennen suchte, mußte nach dem innersten Bedürfnis meines Wesens zu Vereinigung anstreben.“ Anders in der Geologie. Wie der Botaniker im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts unweigerlich mit den Vorstellungen Linnés

begann, so trat in der gleichen Zeit der geologische Anfänger in den Gedankenkreis Abraham Gottlob Werners. Gerade die eigenen Grundanschauungen Goethes, die ihn in Widerspruch zu Linné brachten, mußten ihn von vornherein den Lehren Werners geneigt stimmen, so daß er sich ihnen zunächst gänzlich anschließen konnte.

Die dauernde Bedeutung Abraham Gottlob Werners liegt nicht auf geologischem, sondern auf mineralogischem und petrographischem Gebiete. Er war der Begründer einer neuen, der naturhistorischen Schule, durch welche sich die Mineralogie zu einer ungeahnten Blüte entwickelte; er gab als erster eine scharf durchgeführte Systematik der Gesteine oder „Gebürgsarten“, wie er es nannte. Er war ein begeisterter Lehrer, und die kleine Bergstadt Freiberg, in der er an der Bergakademie lehrte, war der Sammelplatz der Mineralogen von ganz Europa. Er war auch der erste, der als selbständige Vorlesung neben der Mineralogie die Lehre vom Aufbau und der Entstehung der Erde in einem besonderen Kolleg, das er Geognosie nannte, vortrug; und seine Bedeutung als Mineraloge und als Lehrer bewirkten es, daß auch seine geologischen Anschauungen allgemein und zunächst widerspruchlos herrschten. Die Lehren, die er in seiner Vorlesung über Geognosie vortrug, waren zum größten Teil nicht neu, in mancher Hinsicht bedeuteten sie sogar einen Rückschritt gegenüber älteren Anschauungen. Werner unterschied vier Formations-Suiten als Perioden der Erdgeschichte. Die älteste, das Urgebirge, bezeichnet den chaotischen Zustand der Erde vor der Existenz orga-

nischer Wesen, wo alle Gesteine durch Kristallisation in wässriger Lösung entstanden. In dieser Zeit bildeten sich die als Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Tonschiefer bezeichneten Gesteine. In der zweiten Periode entstand das Übergangs-Gebirge. Die in ihm auftretenden Tonschiefer werden noch als chemische, seine Grauwacken als mechanische Absätze, d. h. losgerissene und wieder verfestigte Trümmer von älteren Gesteinen bezeichnet; in ihm finden sich die ältesten Reste ausgestorbener Tiere und Pflanzen, die ältesten Versteinerungen. Die dritte Periode, das Flözgebirge, umfaßt die eigentlichen versteinерungsführenden Formationen. Ihr Gestein entsteht aus den Trümmern älterer Bildungen, und mit ihm setzen sich die zahlreichen Reste von tierischen Organismen am Grunde des Meeres ab. Der schon lange bekannten Tatsache, daß an derselben Stelle des Festlandes sich mehrfach zwischen Ablagerungen des Meeres auch Beweise für Festland-Charakter fanden, trug Werner durch die Annahme Rechnung, das Meer habe sich während der Bildung des Flözgebirges aus unerklärten Ursachen wiederholt zurückgezogen und stets wieder ansteigend von neuem die jungen Festlande überflutet. Die Entstehung von Gebirgen und Tälern schrieb er ausschließlich den an verschiedenen Stellen verschieden mächtigen Ablagerungen und der Tätigkeit des Wassers, besonders den Strömungen der abfließenden Meere zu. Die Ablagerungen der jüngsten Meere, das sogenannte aufgeschwemmte Gebirge, sind die Bildungen der vierten, unserer Zeit vorangehenden Periode, Vulkane sind nach Werner

jüngste Bildungen rein lokalen Ursprungs; sie werden nach seiner Auffassung hervorgerufen durch brennende Kohlenflöze. Er betrachtet somit alle Gesteine der Erde, von den jüngsten Laven abgesehen, als Ablagerungen aus dem Wasser.

Eine Feststellung, in welchem Sinne Goethe sich im Laufe seiner geologischen Bestrebungen von der Lehre Werners entfernt, ist nun für das Verständnis seines gesamten naturwissenschaftlichen Weltbildes, nicht etwa nur für seine geologischen Anschauungen, in hohem Maße lehrreich.

Zu den Gesteinen, die sich als Absätze aus dem Wasser bilden, zählte Werner auch den Basalt, im Gegensatz zu den richtigen älteren Anschauungen, welche die Basalte als Laven auffaßten. Der getreue Schüler Werners, Goethe, untersucht den Kammerbühl oder Kammerberg bei Eger, und seine Beobachtungen zwingen ihn, dem Basalt, der diesen Hügel aufbaut, vulkanischen Ursprung zu geben. Aber im Sinne Werners sucht er auch bei wiederholten späteren Besuchen immer von neuem nach einer lokalen Ursache; er kann und will sich nicht entschließen, vulkanischer Wirksamkeit einen größeren Einfluß auf die Gestaltung der Erde zuzuschreiben.

Beweist dieses Abweichen von Werner sichere Beobachtung und unbefangene Wertung des Beobachteten, also Eigenschaften, wie sie jedem Naturforscher eigen sein sollen, so ist die zweite Abweichung von Werners Lehren nur aus der spezifisch Goetheschen Art der Naturbetrachtung zu verstehen. Obwohl Goethe bald nach seiner Ankunft in Weimar seine Beschäfti-

gung mit der Geologie begann, rührt die erste Veröffentlichung erst aus dem Jahre 1807 her, wenn auch Aufzeichnungen und nicht veröffentlichte Aufsätze aus viel früherer Zeit aus den Schätzen des Goethe-Archivs bekannt geworden sind. Seine erste Veröffentlichung aus dem Jahre 1807 gibt eine Erläuterung zu einer Sammlung von Handstücken aus der Umgegend von Karlsbad. Sie ist rein sachlich geschrieben, und man muß Goethes Anschauungen schon genau kennen, um sie zwischen den Zeilen hindurchblicken zu sehen. Aber in dem gleichen Jahre richtete er an Karl Casar v. Leonhard, den Herausgeber des Taschenbuchs für die gesamte Mineralogie, in dem sein Aufsatz aus Karlsbad erschienen war, einen sehr interessanten Brief. „Um manches Mißverständnis zu vermeiden,“ schrieb er, „sollte ich freilich vor allen Dingen erklären, daß meine Art, die Gegenstände der Natur anzusehen und zu behandeln, von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Totalen zur Beobachtung der Teile vorschreitet — — — — — so gestehe ich gern, daß ich da noch simultane Wirkungen erblicke, wo andere schon eine successive sehen, daß ich in manchem Gestein, das andere für ein Konglomerat, für ein aus Trümmern Zusammengeführtes und Zusammengebautes halten, ein auf Porphyryr-Weise aus der heterogenen Masse in sich selbst Geschiedenes und Getrenntes und sodann durch Konsolidation Festgehaltenes zu schauen glaube. Hieraus folgt, daß meine Erklärungsart sich mehr zur chemischen als zur mechanischen hinneigt.“ — In dem langen Zeitraum zwischen ersten Beobachtungen und erster Veröffentlichung auf dem Gebiete der Geologie

hatte Goethe seine naturwissenschaftliche Weltanschauung auf biologischer Grundlage begründet; seine Studien zur Morphologie, die Metamorphose der Pflanzen und seine Studien auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie hatten in ihm die unerschütterliche Überzeugung wachgerufen, daß nichts sprungweise sich in der Natur vollzieht, daß ein Zustand sich allmählich und langsam aus dem vorhergehenden entwickelt. Ihn stört daher in der Lehre Werners die Erklärung des Flözgebirges, ihm erscheint die mehrfache Überflutung großer Landstriche, das dazwischen liegende Zurückweichen des Meeres und die durch diese Vorgänge hervorgerufene Zerstörung älterer Ablagerungen viel zu unregelmäßig, viel zu unruhig und zu wenig zweckbewußt, zu sehr von Zufälligkeit abhängig. Deshalb nahm er auch für die Konglomerate, Breccien und Sandsteine, die schon vor Werner als später wieder verfestigte Trümmer älterer Gesteine richtig erkannt waren, primäre Bildung an, obwohl er es selbst für beinahe unmöglich erklärte, sich von dieser Bildungsweise einen Begriff zu machen.

Aus dem Bestreben, auch bei der Entwicklung der Erde jeden Zustand als eine langsam und allmählich aus den vorangegangenen ableitbare Entwicklungsstufe aufzufassen, erklärt sich die Gesamtheit der geologischen Arbeiten Goethes, seine Vorliebe für den Granit als den seiner Auffassung nach ältesten Baustein der Erde, seine Bemühungen zur Erklärung der Entstehung von Trümmergesteinen auf chemischem Wege, das Suchen nach Übergängen vom Granit in andere,

nach seiner Ansicht auf den Granit folgende Gesteine, die Ablehnung der Katastrophenlehre, die Auffassung der Vulkane als lokale Erdbrände im Sinne Werners und der Basalte als Produkte solcher Erdbrände, Anschauungen, wie sie uns in seinen zahlreichen Arbeiten über Karlsbad und seine weitere Umgebung, Marienbad und Thüringen allenthalben entgegengetreten und in einzelnen theoretischen Aufsätzen teils ausgesprochen, teils angedeutet werden. Ein eigentliches System hat er nie veröffentlicht, auch in dem Goethe-Archiv hat sich keine derartige Aufzeichnung vorgefunden — stellt man es aus den verschiedenen geologischen Arbeiten zusammen, so kommt man zu einer Auffassung, der man das gleiche Motto geben könnte, das Goethe der Sammlung seiner morphologischen Schriften voranstellt, das Wort aus Hiob: „Siehe, er geht vor mir über, ehe ich es gewahr werde, und verwandelt sich, ehe ich es merke.“

Goethe stellt sich die Entstehung der uns bekannten Teile der festen Erdrinde als einen ununterbrochen ablaufenden Prozeß vor. Mit Werner läßt er aus dem die ganze Erde umgebenden Urmeere sich die Urgesteine, zunächst als ältesten den Granit, die ganze Grundlage seines Systems, dann Gneis, Glimmerschiefer niederschlagen; langsam nahm die Meeresbedeckung ab, es tauchten einzelne Inseln und Festländer hervor, gleichzeitig veränderte sich der chemische Absatz der Meere, es entstanden die Gesteine des Übergangsgebirges. Für die zeitlich folgende Bildung des Flözgebirges nahm Goethe abweichend von Werner nicht einen von Kata-

strophen bedingten und unterbrochenen Absatz mechanisch losgerissener Teile an, sondern dachte in der Hauptsache auch hier chemische Kräfte wirksam, die von den im Urmeere wirkenden verschieden waren und somit von den Bildungen des Urmeeres abweichende Bildungen als Sedimente des Flözgebirges niederschlugen.

Vom geologischen Standpunkt aus ist das System Goethes, das er übrigens nach Ausweis der Annalen von 1807 auch persönlich Werner gegenüber in Karlsbad vertrat, unhaltbar und war es schon zu Goethes Zeit. Und doch ist der Grundgedanke Goethes, der ihn zur Ablehnung der Katastrophenlehre und zu der an sich unhaltbaren Auffassung von der Entstehung der Sedimentgesteine trieb, richtig. Goethe hat selber zweimal den Weg betreten, der in späterer Zeit eine für alle Phänomene der Geologie gültige Deutung ergab, eine Deutung, die zwar von Goethes geologischen Anschauungen durchaus abweicht, aber doch völlig seiner Sinnesart und seiner Weltanschauung entspricht.

Im Jahre 1820 beschreibt er die als Luisenburg bezeichneten Felsgruppen bei Alexandersbad im Fichtelgebirge:

„Ein Labyrinth zahlloser, alle Beschreibung und Einbildungskraft überragender, in sich zusammengestürzter und getürmter Felsmassen — — — gibt einen Anblick, dessengleichen mir auf allen Wanderungen nie mehr vorgekommen, und es ist niemandem zu verargen, der, um sich diese erstaun-, schrecken- und grauenerregenden chaotischen Zustände zu erklären, Fluten und Wolkenbrüche, Sturm und Erdbeben, Vulkane und was nur sonst die Natur gewaltsam aufregen mag, hier zu Hilfe ruft. Bei näherer Betrachtung jedoch und bei gründlicher Kenntniss dessen, was die Natur ruhig und langsam wirkend

auch wohl Außerordentliches vermag, bestätigt sich uns eine Auflösung dieses Rätsels.“

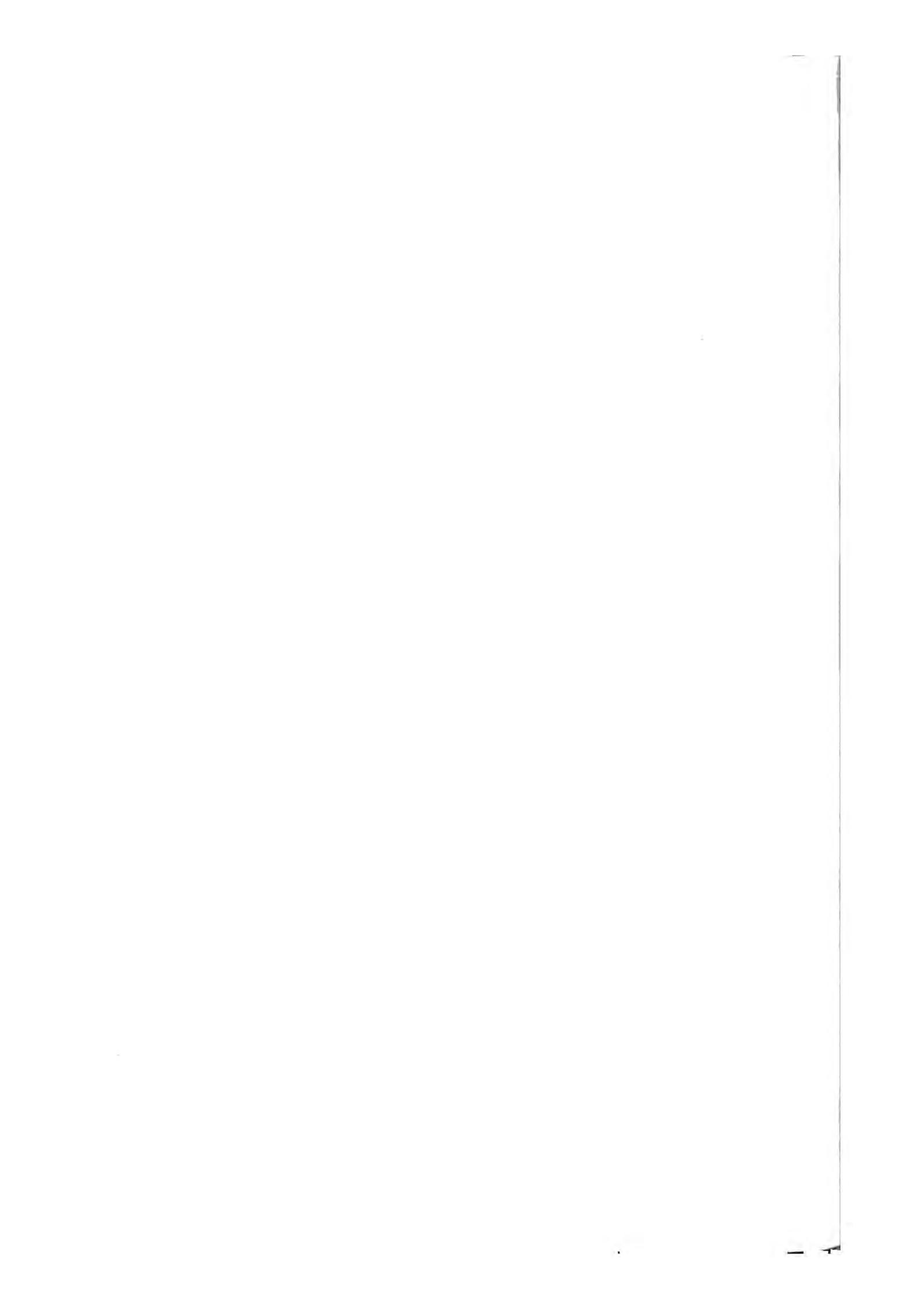
Goethe erklärt dann dieses Felsengewirr in vollständig moderner Weise durch verschieden starken Widerstand einzelner Teile der ursprünglich zusammenhängenden Granitmassen gegen Verwitterung, die täglich und stündlich stattfindende Einwirkung der Atmosphärien, der Luft und des Wassers. Durch die Zerstörung der leichter verwitternden Teile sind die schwerer verwitternden als Felsen aus der Umgebung herausragenden Gesteinsmassen scheinbar regellos in sich zusammengestürzt. Die von ihm zur Erklärung des Vorganges gezeichneten Skizzen können auch heute noch in jedem Lehrbuch der Geologie ihren Platz finden.

Auch in dem zweiten Falle gab Goethe, hier auch als Geologe seiner Zeit weit vorausseilend, für ein Phänomen die richtige Erklärung, das allen seinen Zeitgenossen unerklärlich blieb, oder ihnen zu sehr gewaltsamen und phantastischen Deutungen Veranlassung gab, für das Phänomen der erratischen Blöcke. Vom skandinavischen Norden bis tief nach Mitteldeutschland hinein und anderseits im bayerisch-schweizerischen Vorland der Alpen treten gewaltige Blöcke isoliert auf, deren Gestein wir nirgends in der Umgegend anstehend finden. Goethe beobachtete zunächst am Genfer See an der savonischen Seite „Blöcke, die nicht abgerundet, sondern scharfkantig sind, wie sie vom höchsten Gebirg losgerissen worden,“ und erklärt, „es habe eine Epoche großer Kälte gegeben. Damals gingen die Gletscher des Savoner Gebirgs weit tiefer herab bis an den



Im Park zu Weimar. Läuterbach und Sternbrücke.

Nach einer Radierung von Karl Hummel.



See, und die noch bis auf den heutigen Tag von den Gletschern niedergehenden langen Steinreihen konnten ebenso gut durch das Arve- und Dransetal hinunterziehen und die oben sich ablösenden Felsen unabgestumpft und unabgerundet in ihrer natürlichen Schärfe bis an den See bringen.“ Erst nach Goethes Tode errang diese einfachste und erschöpfende Deutung, heute die Grundlage eines ganzen Zweiges der Geologie, der Glazialgeologie, übrigens unabhängig von Goethe, besonders durch die Untersuchungen und Arbeiten von Agassiz, allgemeine Anerkennung.

Im Laufe des halben Jahrhunderts, während dessen Goethe seine Aufmerksamkeit der Geologie zuwandte, konnten die Grundlehren Werners, auf denen Goethe fußt, nicht unbestritten bleiben. Sie enthalten zwei besonders schwache Punkte, und an beiden setzte ein schottischer Gelehrter den Hebel an, der Werners Lehre stürzen und einen großen Fortschritt in der Geologie herbeiführen sollte. James Hutton erkannte, daß viele Gesteine, unter ihnen auch der Granit, nicht wässerigen Ursprungs seien, sondern aus einer schmelzflüssigen Masse auskristallisiert wären, und er erkannte weiterhin, daß die Gebirge nicht gleichalterig mit dem sie zusammensetzenden Gestein zu sein brauchen, sondern lange nach der Entstehung der Gesteine und ganz unabhängig von dieser sich aufrichten können. Als Ursache dieser Aufrichtung nahm er die innere Erdwärme an.

In Deutschland blieb diese Lehre zunächst wenig beachtet, bis nach Werners Tode seine beiden bedeutendsten

Schüler, Alexander v. Humboldt und Leopold v. Buch, sich ihr angeschlossen. Kühn und in großem Zuge baute Deutschlands bedeutendster Geologe, Leopold v. Buch, die Lehre Huttons weiter aus; er ging weit über ihn hinaus und erklärte die Entstehung der Gebirge als eine Wirkung aufsteigender vulkanischer Gesteine, welche die Gebirge plötzlich durch die vulkanische Kraft emporheben sollten. Dieser Auffassung L. v. Buchs schloß sich, durch die glänzende Beschreibung und scharfsinnige Auslegung zahlloser Beobachtungen in und außerhalb Europas fortgerissen, der größte Teil aller Geologen an.

Diese vulkanistische Lehre, wie sie mit einem alten Namen im Gegensatz zu der neptunistischen Werners genannt wurde, widersprach aufs schärfste Goethes Grundanschauungen: seine Unterlage des ganzen Systems, der Granit, wurde seines Alters und seiner Würde entkleidet und an Stelle der Stetigkeit in der Entwicklung der Natur, für die ihm selbst Werners Lehre nicht ausgereicht hatte, schien tatsächlich eine wilde Regellosigkeit zu treten. Aus diesem Grunde mußte ihm jede Bestätigung seiner Anschauung im höchsten Grade erwünscht sein, und so erklärt sich die Freude, der er in Vers und Prosa wiederholt Ausdruck verlieh, als der Salinen=Inspektor Glenk in der Tiefe eines Bohrloches von 1170 Fuß an der Stelle Steinsalz antraf, wo es nach den Lehren der Flözgeologie vermutet wurde. „Die Sicherheit, womit dieser treffliche Mann zu Werke ging, in der Überzeugung, daß die Flözlagen des nördlichen Deutschlands vollkommen denen des südlichen gleich seien, bestätigte meinen alten Glauben an die Konsequenz

der Flözbildung und vermehrte den Unglauben in betreff des Hebens und Drängens, Aufwälzens und Quetschens (refoulement), Schleuderns und Schmeißens, welches mir nach meinen obigen Bekenntnissen durchaus widerwärtig von jeher erscheinen mußte.“ Derartige Bestätigungen standen aber mit der Lehre der Vulkanisten nicht in ausgesprochenem Gegensatz, und da Goethe ebensowenig wie seine Gesinnungsgenossen zwingende Gründe gegen diese Lehre vorbringen konnte, machte er seinem Ärger in Worten des Unmutes Luft. „Die Sache mag sein, wie sie will, so muß geschrieben stehen, daß ich diese vermaledeite Polsterkammer der neuen Welterschöpfung verfluche; und es wird gewiß irgend ein junger geistreicher Mann aufstehen, der sich diesem allgemeinen verrückten Konsens zu widersehen Mut hat.“

Und der Ersehnte kam noch in den letzten Lebensjahren Goethes; doch scheint Goethe die neue Lehre nicht mehr kennen gelernt zu haben. Im Jahre 1830 veröffentlichte Charles Lyell den ersten, im Todesjahre Goethes den zweiten und 1833 den dritten Band seiner grundlegenden ‚Principles of Geology‘, in denen er auf Huttons Schultern, aber ganz im Sinne Goethes, in den noch in der Gegenwart wirkenden Kräften die Ursache zu den geologischen Vorgängen der Vergangenheit erkannte und die Katastrophenlehre, ebenso wie den übertriebenen Vulkanismus ablehnte. Wir denken der Erklärungen, die Goethe für das Felsenlabrynth der Luisenburg und für die erratischen Blöcke gegeben hat, und dürfen das Wort von Helmholz, der in bezug auf Physik und Biologie von „Goethes Vorahnungen

kommender naturwissenschaftlicher Ideen“ sprach, auch auf die Geologie übertragen.

Goethe hat direkt auf die Geologie seiner Zeit und in der Folge keine merkliche Wirkung ausgeübt; der Schatz des positiven Wissens war zunächst zu klein und wuchs während Goethes Leben zu rasch, als daß seine Betrachtungsweise der Natur, vom Ganzen zu dem Einzelnen, vom Totalen zur Beobachtung der Teile vorzuschreiten, sich mit sichtbarem Erfolg hätte anwenden lassen. Goethe fühlte es selbst und trat im Gegensatz zu seinem Verhalten gegen Botaniker, Zoologen und Physiker zurück in die Rolle eines Liebhabers, aber eines geistig hochstehenden Liebhabers, dem reichste Erfahrung und Schulung auf anderen Gebieten und genügende Sachkenntnis auch des Spezialgebietes die Berechtigung zum Mitarbeiten und Urteilen verleiht. Er selbst führt aus: „So nahm ich auf, was mir gemäß war, lehnte ab, was mich störte, und da ich öffentlich zu lehren nicht nötig hatte, belehrte ich mich auf meine eigene Weise, ohne mich nach irgend etwas Gegebenem oder Herkömmlichem zu richten.“

Was aber seine geologischen Studien für alle Zeiten wertvoll macht, das ist seine Stellung zum Wesen der geologischen Theorie, die wohl bestimmend für seine Auffassung der wissenschaftlichen Theorie überhaupt wurde und in dieser Gestalt Helmholtz zu dem Ausspruch veranlaßte: „Wo es sich um die höchsten Fragen über das Verhältnis der Vernunft zur Wirklichkeit handelt, schützt ihn ein gesundes Festhalten an der Wirklichkeit

vor Irrgängen und leitet ihn sicher zu Einsichten, die bis an die Grenzen menschlicher Vernunft reichen.“

Es sind unvergängliche Worte, die wir vielfach in seinen geologischen Schriften über die Theorie finden, so schon im Jahre 1808 bei der Beschreibung des Kammerbergs bei Eger: „Möchte man doch bei dergleichen Bemühungen immer wohl bedenken, daß alle solche Versuche, die Probleme der Natur zu lösen, eigentlich nur Konflikte der Denkkraft mit dem Anschauen sind. Das Anschauen gibt uns auf einmal den vollkommenen Begriff von etwas Geleistetem, die Denkkraft, die sich doch auch etwas auf sich einbildet, möchte nicht zurückbleiben, sondern auf ihre Weise zeigen und auslegen, wie es geleistet werden konnte und mußte. Da sie sich selbst nicht ganz zulänglich fühlt, so ruft sie die Einbildungskraft zu Hilfe, und so entstehen nach und nach solche Gedankenwesen (*entia rationis*), denen das große Verdienst bleibt, uns auf das Anschauen zurückzuführen und uns zu größerer Aufmerksamkeit, zu vollkommenerer Einsicht hinzudrängen.“ Und ähnlich schreibt er in seinen ‚Sprüchen in Prosa‘: „Theorien sind gewöhnlich Übereilungen eines ungeduldigen Verstandes, der die Phänomene gern los sein möchte und an ihre Stelle deswegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einschiebt.“

Aber sein Verhalten zur Theorie ist nicht nur negativ. Er spricht das für seine Zeit geradezu prophetische Wort: „Eines der größten Rechte und Befugnisse der Natur ist: dieselben Zwecke durch verschiedene Mittel erreichen zu können, dieselben Erscheinungen durch mancherlei Bezüge zu veranlassen“ (Recht und Pflicht) und ähnlich in

den ‚Sprüchen in Prosa‘: „Gleiche oder wenigstens ähnliche Wirkungen werden auf verschiedene Weise durch Naturkräfte hervorgebracht“, eine Ansicht, für welche die Gesteinslehre, von der auch Goethe ausging, täglich neue Beweise herbeischafft.

Aber einen Mann wie Goethe, welcher der Welt Unermeßliches geschenkt hat, darf die Wissenschaft nicht nur nach seinen Leistungen fragen; sie muß sich auch ausweisen, was sie ihm geboten hat. Und da kann sie sich auf ein Wort Goethes berufen, das er der Sammlung seiner geologischen Aufsätze zur Kenntniss der böhmischen Gebirge vorangestellt hat:

Was ich dort gelebt, genossen,
Was mir all dorthier entsprossen,
Welche Freude, welche Kenntniss,
Wär' ein allzulang Geständnis!
Mög' es jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!

Es lassen sich zahlreiche Beweise dafür beibringen, daß die Geologie für Goethe ein Quell der Freude und Beruhigung war. Seine Tagebücher und Briefe aus Italien an Frau v. Stein geben Kunde von der Hast und Unruhe, die ihn nach Rom trieb und die sich noch auf Tischbeins bekanntem Gemälde in seinen Zügen widerspiegelt. Am 18. Oktober 1786 schrieb er von Bologna: „Ich habe einen Entschluß gefaßt, der mich sehr beruhigt, ich will nur durch Florenz hindurchgehen und gerade auf Rom. Ich habe keinen Genuß an nichts, bis jenes erste Bedürfnis gestillt ist.“ Und am 20. Oktober,

nachdem er den ganzen Tag einen geologischen Ausflug nach Paterno gemacht hat, um den berühmten Bologneser Spat (Schwerspat der heutigen Mineralogie) anstehend zu sehen, schließt er seinen Brief an Frau v. Stein: „Heut war ein vollkommen schöner und froher Tag, an dem mir nichts fehlte, als Du.“ Und feierlich und beruhigt zugleich klingt es im Jahre 1816 zum Jubiläum des Staatsministers v. Voigt:

Von Berges Luft, dem Aether gleich zu achten,
Umweht, auf Gipfelfels hochwaldiger Schlünde,
Im engsten Stollen wie in tiefsten Schächten
Ein Licht zu suchen, das den Geist entzünde,
War ein gemeinsam köstliches Betrachten,
Ob nicht Natur zulezt sich doch ergründe.
Und manches Jahr des stillsten Erdenlebens
Ward so zum Zeugen edelsten Bestrebens.

Diese Beruhigung, die für Goethe von der Geologie ausging, nützte er zielbewußt in eigentümlicher Weise — sie mußte ihm dienen, um ihm auf seiner Reise nach Italien im Gegensatz zu vielen anderen Romfahrern den Blick frei und den Verstand klar zu halten, sie sollte ihn vor trügender Begeisterung und umnebelndem Enthusiasmus schützen. Er sagt selbst: „Wenn man hier nicht phantastisch verfährt, sondern die Gegend real nimmt, wie sie daliegt, so ist sie doch immer der entscheidende Schauplatz, der die größten Taten bedingt, und so habe ich immer bisher den geologischen und landschaftlichen Blick benutzt, um Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken und mir ein freies, klares Anschauen der Lokalität zu erhalten.“

Andererseits fehlt es, bei Goethes Eigenart, alles,

was ihn beschäftigte, in der Dichtung erklingen zu lassen, natürlich nicht an Einwirkungen seiner geologischen Bestrebungen auf seine Poesien. Im trivialen Sinne „Poetisches“ und „Unpoetisches“ gab es für ihn nicht, und fast klingt es wie eine Antwort auf das Drängen der Freunde, die ihn von der Naturbetrachtung zur Dichtung verweisen wollten, in den Versen „Immer und überall“:

Dringe tief zu Berges Gräften,
 Wolken folge hoch zu Lüften;
 Muse ruft zu Bach und Tale
 Tausend, aber tausend Male.

Unter den Versen, die nicht direkt einen geologischen Gegenstand behandeln, sondern mehr spielend an einen solchen anknüpfen, sind wohl die reizvollsten die Verse „An Schiller“, die eine Steinsammlung begleiteten:

Dem Herren in der Wüste bracht'
 Der Satan einen Stein
 Und sagte: „Herr, durch deine Macht
 Laß es ein Brötchen sein!“
 Von vielen Steinen sendet dir
 Der Freund ein Musterstück;
 Ideen gibst du bald dafür
 Ihm tausendfach zurück.

Auch die bekannten Verse „Den Vereinigten Staaten“ kann man hier einreihen: Goethe vergleicht die Burgruinen Europas, als Reste des Mittelalters Lieblingsgegenstand der Romantik, mit den Basalten, dem Ausgangspunkt der vulkanistischen Lehre, um beide tatsächlich verwandten Geistesrichtungen gemeinsam zu verhöhnen:

Amerika, du hast es besser
 Als unser Kontinent, das alte,

Hast keine verfallene Schlösser
 Und keine Basalte.
 Dich stört nicht im Innern
 Zu lebendiger Zeit
 Unnützes Erinnern
 Und vergeblicher Streit.

Benutzt die Gegenwart mit Glüd!
 Und wenn nun eure Kinder dichten,
 Bewahre sie ein gut Geschid
 Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten.

Unter den speziell geologischen Gedichten treffen wir zunächst zahlreiche Gelegenheitsgedichte, nicht nur im Sinne Goethes, sondern bestimmten festlichen Anlässen gewidmet. Erwähnt sei ein freundlicher Scherz für den Bergrat und Professor Lenz, einen eifrigen Neptunisten, dem der Großherzog Karl August zu seinem Dienstjubiläum ein Ehrengeschenk und die goldene Verdienstmedaille im Krater einer vom Konditor hergestellten Basaltinsel mit Goethes Versen überreichen ließ; ferner das Wiegenlied für seinen neugeborenen Enkel, den jungen Mineralogen Wolfgang v. Goethe, den, wie Goethe sagt, die mineralogische Gesellschaft zu Jena nicht früh genug an sich heranziehen könne, und schließlich der dichterische Dialog zwischen dem Gnomen, der Geognosie und der Technik, welcher der Herzogin zugleich mit den ersten Erzeugnissen der Stotternheimer Saline überreicht wurde, jenes Salzwerkes, dessen Erbohrung durch Glenk Goethen so viel Freude bereitet hatte, uns besonders wertvoll durch die schönen, der Geognosie in den Mund gelegten Verse:

Ist doch Natur in ihrem weiten Reich
 Sich stets gemäß und folgerecht und gleich;
 Und wer des Anäuels zarten Faden hält,
 Der schlingt sich wohl durchs Labyrinth der Welt.

Besonders bedeutungsvoll sind natürlich Stellen in Goethes Dichtungen, die er ohne äußere Veranlassung der Geologie widmete. Geologischen Ausführungen begegnen wir mehrfach in Wilhelm Meisters Wanderjahren; der Jarno der Lehrjahre tritt als eifriger Geologe namens Montan auf, und ihm legt Goethe die schöne Erklärung für sein Interesse an der Geologie in den Mund, die wir wohl als des Dichters eigene Ansicht ansprechen dürfen. Er bezeichnet die Felsen und Faden, die Spalten und Risse als Buchstaben, die er zu entziffern sucht, zu Worten bildet und fertig lesen lernen will — „die Natur hat nur eine Schrift, und ich brauche mich nicht mit so viel Krizeleien herumzuschleppen.“ An einer späteren Stelle, im 10. Kapitel des zweiten Buches, enthält die Schilderung des Bergfestes in Form einer Unterhaltung der Gäste eine Übersicht über die gleichzeitigen geologischen Theorien, die wohl objektiv sein soll, zwischen deren Zeilen aber die Polemik schlummert. Ausgesprochen polemisch sind die bekannten Verse aus den Rahmen Xenien:

Wie man die Könige verlegt,
 Wird der Granit auch abgesetzt,
 Und Gneis der Sohn ist nun Papa!
 Auch dessen Untergang ist nah:
 Denn Plutos Gabel drohet schon
 Dem Urgrund Revolution;
 Basalt, der schwarze Teufelsmohr,

Aus tiefster Hölle bricht hervor,
 Zerspaltet Fels, Gestein und Erden;
 Omega muß zum Alpha werden.
 Und so wäre denn die liebe Welt
 Geognostisch auch auf den Kopf gestellt.

Ähnlich, doch noch um eine persönliche Note bereichert
 sind die Verse:

Raum wendet der edle Werner den Rücken,
 Zerstört man das poseidaonische Reich;
 Wenn alle sich vor Hephästos bücken,
 Ich kann es nicht sogleich;
 Ich weiß nur in der Folge zu schätzen.
 Schon habe ich manches Credo verpaßt;
 Mir sind sie alle gleich verhaßt,
 Neue Götter und Götzen.

Das ist die Stimmung, die aus vielen Stellen des zweiten Teiles des Faust spricht, die überhaupt nur nach Einsicht in Goethes geologische Anschauungen zu verstehen sind. Hierhin gehören große Teile aus der klassischen Walpurgisnacht: geologische Vorgänge schaffen sogar für die größere Zahl dieser Szenen den Rahmen, der die zum Teil nur lose zusammenhängenden Gedanken und Bilder vereinigt. Seismos, wörtlich Erdbeben, hier die personifizierte vulkanische Kraft, wölbt plötzlich einen Berg empor und rühmt sich seiner Tat mit Versen, die das Herz jedes Vulkanisten hätten mit Freude erfüllen müssen, wenn der bittere Spott nicht nachkäme. Mephisto verirrt sich in der durch den neu entstandenen Berg veränderten Landschaft:

So toll hätt' ich mir's nicht gedacht,
 Ein solch' Gebirg in einer Nacht!

Das heiß ich frischen Hexenritt,
Die bringen ihren Blodsberg mit.

Ihm antwortet Oreas (vom Naturfels):

Herauf hier! Mein Gebirg ist alt,
Steht in ursprünglicher Gestalt.
Berehre schroffe Felsensteige,
Des Pindus lektgedehnte Zweige!
Schon stand ich unerschüttert so,
Als über mich Pompejus floh.
Daneben das Gebild des Wahns
Verschwindet schon beim Krähn des Sahns.
Vergleichen Märchen seh ich oft entstehn
Und plötzlich wieder untergehn.

Der geologische Abschnitt gipfelt in dem bekannten Gespräch zwischen Thales und Anaxagoras, in welchem dem durch Anaxagoras repräsentierten Vulkanismus Thales nicht, wie es immer heißt, als Vertreter des Neptunismus, sondern als Verfechter der speziell Goetheschen Vorstellungen entgegentritt und ausdrücklich auf das Nutzlose eines rein theoretischen Streites hinweist:

Nie war Natur und ihr lebendiges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen;
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.

Anaxagoras: Hier aber war's! Plutonisch grimmig Feuer,
Kollischer Dünste Knallkraft, ungeheuer,
Durchbrach des flachen Bodens alte Kruste,
Daß neu ein Berg sogleich entstehen mußte.

Thales: Was wird dadurch nun weiter fortgesetzt?
Er ist auch da, und das ist gut zuletzt.
Mit solchem Streit verliert man Zeit und Weile
Und führt doch nur geduldig Volk am Seile.

Noch schärfer wird Goethe in der den vierten Aufzug (nach der Helena-Episode) eröffnenden, im Hochgebirg spielenden Szene. Hier übernimmt Mephisto die Vertretung der vulkanistischen Lehre und führt sie in derb realistischen Weise durch; er beruft sich auch auf die erratischen Blöcke als Beweis für seine Anschauungen und gesteht schließlich:

Wir sind die Leute, Großes zu erreichen;
 Tumult, Gewalt und Unsinn! sieh das Zeichen!

Goethes Standpunkt wird durch Faust vertreten, und auch hier klingt leise Goethes Resignation gegenüber den letzten Ursachen mit:

Gebirgesmasse bleibt mir edel-stumm,
 Ich frage nicht, woher? und nicht, warum? —
 Als die Natur sich in sich selbst gegründet,
 Da hat sie rein den Erdball abgeründet,
 Der Gipfel sich, der Schluchten sich erfreut
 Und Fels an Fels und Berg an Berg gereiht,
 Die Hügel dann bequem hinabgebildet,
 Mit sanftem Zug sie in das Tal gemildet:
 Da grünt's und wächst's, und um sich zu erfreuen,
 Bedarf sie nicht der tollen Strubeleien.

Und ähnlich, aber feierlich und prophetisch, wie wir im Hinblick auf die jüngste Entwicklung der Geologie sagen können, tönt es in den Zahmen Kenien:

Keine Gluten, keine Meere
 Geb ich dem Innern zu;
 Doch allherrschend waltet Schwere,
 Nicht verdammt zu Tod und Ruh.
 Vom lebendigen Gott lebendig,
 Durch den Geist, der alles regt,

Wechselt sie, nicht unbeständig,
 Immer in sich selbst bewegt.

Goethe dankt der Geologie Stunden stiller Freude und sie dankt ihm ihre dichterische Verklärung — von beidem haben wir, die Nachwelt, unvergänglichen Gewinn. Seiner Neigung zur Geologie danken wir auch das herrlichste Bild von der Gestalt Goethes aus der Zeit, als ihm die Jahre höchste Weisheit geschenkt hatten, ohne ihm seine Kraft zu rauben, ein Bild, das uns des Kanzlers Müller Bericht schöner und eindringlicher überliefert hat, als es Pinsel und Meißel je gekonnt hätten.

An einem herrlichen Frühlingstage des Jahres 1818 besuchte Goethe den Kreis seiner jüngeren Freunde, unter ihnen den Kanzler Müller und Julie v. Egloffstein, auf der blütenüberschütteten Dornburg. Hier sprach er — und in dem Bericht des Kanzlers zittert noch die Erregung der Hörer nach — über die heiligsten und wichtigsten Anliegen der Menschheit, über Religion, sittliche Ausbildung und letzten Zweck der Staatsanstalten:

„Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben,“ sagte er, „ist die schönste Bürgerschaft unseres übersinnlichen Ursprungs. Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht, mit ihren tausend und aber tausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehrend zum Himmel auf, der sich in unermessenen Räumen über ihm wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen.“

In dieser Ahnung liegt das Geheimnis des ewigen Strebens nach einem unbekanntem Ziele. Es ist gleichsam der Hebel unseres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit.“

Mit jeder neuen Äußerung nahm sein ganzes Wesen etwas Feierlicheres an, ich möchte sagen, etwas Prophetisches. Dichtung und Wahrheit verschmolzen sich in einander und die höhere Ruhe des Weisen leuchtete aus seinen Zügen. Doch nur allzurasch entschlüpfen solche köstliche Stunden. „Laßt mich, Kinder,“ sprach er plötzlich, vom Sitze aufstehend, „laßt mich einsam zu meinen Steinen dort unten eilen, denn nach solchem Gespräch geziemt dem alten Merlin, sich mit den Urelementen wieder zu befreunden.“ Wir sahen ihm lange und frohbewegt nach, als er, in seinen lichtgrauen Mantel gehüllt, feierlich ins Thal hinabstieg, bald bei diesem, bald bei jenem Gestein oder auch bei einzelnen Pflanzen verweilend und die ersteren mit seinem mineralogischen Hammer prüfend. Schon fielen längere Schatten von den Bergen, in denen er uns wie eine geisterhafte Erscheinung allmählich entschwand.«

Nie aber darf er uns Nachgeborenen entschwinden, der Unvergleichliche, der alle ihm zugänglichen Teile der Natur mit einem geistigen Band zu einem harmonischen Ganzen einte, um durch seine Kunst auf diesem festen Grunde seiner Göttin, der Phantasie, den schönsten Tempel, das Wunderwerk seiner Dichtungen, zu erbauen.





Von und über Karl August.

Es ist wahr, obgleich es kaum denkbar ist, daß eine Biographie Karl Augusts, eine vollständige und ausführliche Lebensbeschreibung, noch fehlt. Um so wertvoller sind einstweilen noch die Teile, aus denen sie zusammengesetzt werden muß. Wir möchten hier einige Nachrichten über ihn und einiges Schriftliche von ihm abdrucken, und geben dabei der Liebe und Bewunderung nach, die dieser Fürst uns abgewonnen hat. Was für ein prächtiger großer Mensch er war, ist viel zu wenig bekannt. Il principe uomo nannten ihn die Italiener recht glücklich, und als Goethe auf einen Beinamen für ihn sann, schien ihm „der Mitteilende“ der passendste Titel zu sein. Kein Name kann einen Fürsten höher ehren, denn mitteilen ist die besondere Pflicht derer, die durch Geburt, Erbschaft oder Talent vor andern bevorzugt sind.

Wir drucken diesmal ein Kapitel aus Julius Schwabes ‚Erinnerungen eines alten Weimaraners‘ ab, die 1890 bei Moritz Diesterweg zu Frankfurt erschienen und die ebenso viele Leser finden sollten wie Kugelgens ‚Erinnerungen eines alten Mannes‘. Zuvor aber geben

wir die Rede wieder, die nach des Fürsten Tode, genauer: am 3. September 1828, der Kanzler Friedrich v. Müller vor den weimarischen Freimaurern zu Ehren des verstorbenen Bruders und Beschüfers gehalten hat. Schwabe gibt uns ein rasches deutliches Bild mit anekdotischen Zügen, der Kanzler eine feierliche Würdigung, zwar unvollständig, doch wahrhaftig; er sprach ja als ein genauer Kenner vor Personen, die gleichfalls gut unterrichtet waren.

I. Gedächtnisrede von Friedrich v. Müller.

Edle, große Menschen sind ein Segen der Gottheit, sind ihre größte Offenbarung.

Edle, große Fürsten sind es zweifach; als die leuchtenden Gipfel der Welt ragen sie über Tausende hervor, verbreiten die Strahlen ihres Wirkens über ganze Völker und Geschlechter und entzünden noch in späten Enkeln Mut und Begeisterung zu ruhmvollen Taten.

Wieviel schwieriger ihr Beruf, wie unabweislicher ihnen der Kampf mit Leidenschaft, Vorurteil und Schwäche ist, um so herrlicher sind auch ihre Kränze.

Nicht dankbare Angehörige und Zeitgenossen nur, auch die entfernteste Nachwelt flieht sie ihnen; ja, wie das himmlische Geschenk des Feuers mit jeder neuen Anwendung, mit jeder fortschreitenden Erfindung sich immer wohltätiger erweist, so wächst auch der Segen ruhmwürdiger Taten mit jedem neuen Jahrhundert.

Es ist so überaus schwer, auf dem Throne das rein Menschliche zu ergreifen und festzuhalten, auf den Höhen irdischer Gewalt den sichern und klaren Blick in

die verschlungenen Verhältnisse und mannigfachen Anforderungen bürgerlichen Lebens zu gewinnen, daß die Geschichte uns eher zehn ruhmvolle Eroberer, Gesetzgeber und Neubegründer mächtiger Staatsverhältnisse zeigt, gegen einen milden Genius, der Geisteshoheit und weisen Machtgebrauch mit dem sanftern Zauber friedlichen Wohlwollens vereinigt, in dem Fürsten nie den Menschen vergessen hätte.

Aber wie freudig erquidt ruht auch der Blick des Geschichtsforschers, ermüdet vom Schimmer eitler Trophäen und blutiger Kämpfe, auf dem mild-edlen Bilde eines Titus, Marc Aurel, der Antonine, auf den unvergeßlichen Zügen eines vierten Heinrich oder Friedrich des Großen, wenn er das Bewußtsein mächtigen Herrscherberufs mit der göttlichen Neigung zum Wohltun, den Sinn für höheren Lebensgenuß mit tiefer Achtung für die geistigen Zwecke der Menschheit, des Heldentumes Kraft mit gemütvoller Begrenzung gepaart und die lorbeergetränzte Stirne schöner noch mit dem Siegel der Menschlichkeit geschmückt findet.

Die Donner des Eroberers verhallen, die Blitze seiner Allgewalt erlöschen, glänzende Triumphbogen und Kolosse stürzen in Schutt und Trümmer, und ihre versunkene Größe entdekt sich nur noch dem bewaffneten Auge des Forschers.

Aber jener Ausruf des Titus, wenn er Glücklichem gemacht:

„Diesen Tag hab' ich gelebt,“

jedes großmütige Wort Heinrichs von Frankreich, so viel hundert bald schlagend geistreiche, bald menschlich-

wohlwollende Aussprüche des Großen Friedrich leben fort im Munde der Völker und tönen erfrischend durch die Nebel der Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlechtern. Das teure Bild solcher Fürsten bedarf zu seiner Bewahrung nicht erst des Marmors oder Erzes; wie die Urbilder einer heitern Fabelwelt, wie die Ideale der Sänger und Bildner wird es zum unzerstörbaren Eigentum der Nationalbildung, zum heiligen Erbteil der gesamten Menschheit; jedes edle Gemüt eignet es sich an, jede Phantasie erschafft es ewig in geistiger Treue wieder.

Und begegnen wir einem Fürsten, höchster Herrschaft würdig, doch vom Zufall nur mäßig begünstigt, der meist nur aus sich selbst, aus der Kraft eines edlen Willens und tiefen Gemütes, jedes Herrliche in beschränktem Kreise leistet, aber diesen Kreis mit der Fülle menschlich-schönsten Ruhmes überstrahlt, einem Fürsten, der die Würde des Menschen höher noch als die des Fürsten achtet, sie aber eben dadurch nur erhebt, dem zwar das Geschick versagte, über Millionen zu gebieten, der aber gleichwohl die Segnungen seines Wirkens über Millionen ausbreitet; der vom kleinsten Punkt ausgehend, doch das Größte in sich tragend, eine Richtung nur: dem menschlich Schönen und Guten nachzutrachten und es rings um sich her auf alle Weise zu fördern, sein ganzes langes Leben hindurch treu verfolgt; rastlos strebend, schaffend, bildend, mäßig und mild im Glücke, standhaft, unerschütterter im Unglück, heiter und ruhig in jeglichem Wechsel; tapfer und groß im Felde, größer noch in den Künsten des Friedens; nicht durch Gold und Macht, sondern durch den Zauber seiner

Persönlichkeit die größten und edelsten Geister seiner Zeit um sich sammelnd und festhaltend; liebevoll den Seinen, geliebt vom fremden Volke wie vom eignen; anspruchslos im Bewußtsein innerer Würde, in jeder Lebenslage durchaus derselbe, einfach und bedeutend unter mächtigen Kaisern und Königen, wie unter schlichten Bürgern und Kriegeren; einem Fürsten endlich, der im kleinen Vaterlande sich eine Welt, die Welt sich zum Vaterlande schafft — soll ich den Namen, den heiligen, erst noch nennen, der diesen Fürsten unter uns verewigt? Ist der Schmerz — wohl darf man es fragen —, ist der ewige Schmerz um den Verlust eines solchen Fürsten größer, oder das süße Bewußtsein: daß ihn zu besitzen, ihn bis fast an die äußerste Grenze menschlichen Daseins, ungezählte Jahre herauf, in immerwährender Geistesfrische und segensvoller Wirksamkeit zu besitzen, uns vergönnt war?

Ja, selbst in jenem unaussprechlich bittern Momente, als Tausende von Getreuen seiner irdischen Hülle die letzte Hulldigung darbrachten, als wir nun seine heilige Asche in die ewig stille Ruhestätte glorreicher Ahnen, die er selbst sich und ihnen frommen Sinnes gegründet, hinabsinken sahen und die letzten Trauermelodien unter Blumen austönten, zarten Kindern seiner Pflege und Liebe, selbst in jenem Moment schwebte das herrliche, lebensfrische Bild unvergänglichen Segens, den er uns hinterlassen, wie ein glänzender siegreicher Genius über der offenen Gruft, und strahlte mitten durch unsere Tränen uns das tröstende Bewußtsein bleibenden Besitzes zu.

Und das ist der schönste Triumph unserer geistigen

Natur, wenn wir, umringt von den Zeichen des Vergänglichen, ergriffen von dem Gefühl irdischer Nichtigkeit, dennoch in unserm Innern klar erkennen und gewahr werden, daß etwas Höheres in uns lebt und fühlt, als alles, was wir äußerlich anzuschauen vermögen, und daß dieses Etwas, jenseits aller Schleier des Raums und der Zeit, einem beharrlich Bleibenden unauflösbar verknüpft ist.

So lassen Sie uns denn, verehrte Anwesende, dieses schöne Bewußtsein auch heute erproben, an dem Tage, der unsern verklärten Fürsten einst ins Leben rief, an dem Tage, dem unsre Herzen so oft freudig entgegen schlugen und dessen goldne Wiederkehr vor wenig Jahren, in diesen nämlichen Hallen liebevoll gefeiert, uns als der höchste Gipfel unseres Glückes erschien.

Wohl umblühen und schmücken die Blumen seiner Wahl wie damals unsern Teppich, wohl leuchten die Sterne seiner Taten wie damals in unsre nächtliche Feier, aber den erhabenen Gärtner sucht unser Auge vergebens, und die Sonne, die jenen Sternen Licht und Leben gab, hat sich einem Schöneren, ewigen Osten zugewendet!

Doch uns Maurer mahnt die Pflicht nur um so ernster, solchen Tag nicht in niederbeugender Trauer, sondern in erhebender Betrachtung und Vergegenwärtigung jenes herrlichen uns entzogenen Daseins zu begehen, uns an dem Gedächtnisse seiner Taten, als an so viel unverlierbaren Stützen unsers eignen, innersten Seins, wiederum aufzurichten, damit das freie Auge dem Strahl des Lichtes begegne, das von seinem teuern Bilde ausströmt.

Fordern Sie nicht von mir, geliebte Brüder, daß ich die überzählige Reihe weiser Regentenhandlungen Ihnen vorüberführe, durch die er die Gesetze und Einrichtungen seines Landes verbessert, veredelt, neu begründet hat; die ehrwürdige Stimme unsres Meisters hat sie Ihnen an jenem Abend der goldnen Jubelfeier treu und wahr geschildert, und kein Tag vergeht, der uns im öffentlichen Leben nicht vielfach wohlthuend daran mahne. Fordern Sie nicht, daß ich Ihnen von seinem hohen Sinn, von seinem glühenden Eifer für Kunst und Wissenschaft spreche, der das früher kaum bekannte Weimar zum Lichtpunkte in der Geschichte der Literatur erhob; so viel unsterbliche Meisterwerke von Deutschlands größten Sängern und Weisen geben in der Sprache aller Nationen davon Zeugnis. Erwarten Sie nicht, daß ich den Zauber seiner anspruchslosen Persönlichkeit, durch die er die Geister wie die Herzen gewann und festhielt, die edle Stärke seines Willens, durch die er alle Unbilden der Zeit und des Geschicks besiegte, die reiche Gemüthlichkeit seines ganzen Seins, mit der er alles um sich her erfrischte, jede Beziehung zu ihm zu schmücken wußte, daß ich dies alles darzustellen versuche: wer unter uns, wer irgend, der ihm jemals genahet, hätte es nicht selbst erfahren, zählte nicht die Augenblicke seiner bald geistvollen, bald heitern, immer eigentümlich gehaltreichen Mittheilungen zu den köstlichsten des Lebens?

Überall, wohin immer unsre Blicke sich wenden, sei es zu den Fluren des Landmanns, in das Dunkel der Wälder oder zu den gesicherten Straßen und Pfaden der Wanderer, sei es zu belebten, freundlich umschmückten

Städten, zu freien, geschmackvollen Lustgängen und Pflanzensammlungen, oder zu den ernstesten Hallen der Wissenschaften, zu Schulen und Tempeln, zu jeder hilfreichen Anstalt für Gewerb- und Betriebsamkeit, für Bedrängte und Leidende, überall begegnen wir leuchtenden, wohltätigen Spuren und Denkmälern seiner rastlosen Wirksamkeit; dergestalt, daß, wer sie alle aufzählen und würdigen wollte, größerer Zeit und Kraft bedürfte, als ihm selbst, der dieses alles schuf, aufzuwenden vergönnt war.

Eins aber bleibt übrig, was dieser Stunde am meisten geziemen möchte: das Geheimnis — nicht zu entschleiern, wer vermöchte es? — sondern ahnungsvoll zu berühren, wie und durch welche besondere Eigentümlichkeit seines Geistes und Sinnes es unsrem erhabenen Fürsten gelingen mochte, mit so beschränkten Mitteln und bei oftmals so entschiedner Ungunst der Zeiten dennoch so viel Großes und Herrliches zu leisten und ins Dasein zu rufen?

Sei es immerhin gewagt es auszusprechen, was eigentlich nur der späten Nachwelt gelingen kann, welche, gleich wie die Herschel mit geschärfsten Teleskopen immer wieder neue Sterne und Lichtstraßen am nächtlichen Himmel und neue Gesetze ihrer Verbindung entdecken, ebenso auch mit hellern, aufgeklärtern Blicken den Lebensgang und die Verdienste wahrhaft großer Fürsten durchschauen und beleuchten wird.

Die vorzugsweise Achtung und Festhaltung des rein Menschlichen zuerst, sodann die klare Auffassung und Würdigung der Bedürfnisse seiner Zeit, und die Treue der Gesinnung endlich — diese seltne Dreieinigkeitsart ist es, in

der ich den wahren Talisman unsres Fürsten zu erblicken glaube.

Was die Natur mit dem Menschen gewollt habe? Auf den labyrinthischen Pfaden grübelnder Forschung sucht es der Philosoph sich zu enträtseln; im reinen Spiegel unwillkürlichen Bewußtseins zeigt die gütige Mutter es ihren Lieblingen.

In solchem Spiegel fand *Anna Amalia* das schöne Ebenmaß fürstlicher Würde und frauenhaft zarter Menschlichkeit; in diesen Spiegel zu schauen früh gewöhnt, gewann auch bald ihr erhabener Sohn den klaren, unbefangenen Blick über bürgerliche Verhältnisse, lernte früh schon fühlen, daß ein edles Gemüt noch zu einer höhern Würde und Selbständigkeit berufen ist, als die der Zufall der Geburt und äußerer Verhältnisse, seien es auch die günstigsten, ihm gewähren kann.

Daher jener frühe Entschluß, im Menschen den Fürsten zu überbieten; daher jenes unablässige Ringen, die Fesseln jedes Vorurteils und selbst althergebrachter Sitte und Konvenienz, sobald sie die freie Bewegung des innern Menschen zu hemmen drohten, von sich abzustreifen, daher jene unwiderstehliche Neigung, sich der wahlverwandten Brust des glücklich aufgefundenen Freundes, dessen kühnes Selbstbewußtsein ihm so innig zusagte, vertrauensvoll anzuschließen — fürs ganze Leben.

So wurde denn allem, was der Mensch aus eigener Kraft zu leisten vermag, rastlos nachgestrebt, der Blick in die tausendfachen Bedingungen menschlichen Wertes und Wissens mehr und mehr geschärft, und das Urtheil über jede Erscheinung oder Anforderung des Lebens nur

nach ihrem Verhältnis zu dem Zwecke rein menschlicher Ausbildung abgemessen.

Daraus ging jene edle Einfachheit hervor, die, weil sie stets nur will, was jedem gesunden Sinn als das nächste beste einleuchtet, sich alsobald mit allen befreundet, mit jedem tüchtigen Streben verbündet, keinen ein Übergewicht, keinen beengende Willkür fühlen läßt.

Daraus jene bewundernswürdige Ruhe, mit der er mitten unter Sorgen und Leistungen der verschiedensten Art, auf dem Schlachtfelde wie in seinem heitern Landhause, im Gedränge unausschieblicher Anforderungen wie in der frühen Stille des Morgens, ja selbst in Momenten, wo sein ganzes Geschick von dem nächsten Augenblick abhing, frei und sicher die gewohnte Sinnesart behauptete, unberührt von allen Stürmen. Es sei mir vergönnt, aus eigener, unvergeßlicher Erfahrung Zeugnis davon abzulegen: in Stunden trübster Umwölkung, drohendster Gefahr, in jenen schwülen Gewittertagen 1806—1808 zu Berlin, Dresden, Erfurt, oder gleich nach der Schlacht zu Leipzig, als feindliche und alliirte Streifkorps jeden Augenblick in Weimar wechselten und kaum zu unterscheiden waren, habe ich ihn nie beklommen oder unruhig, stets nach eigentümlicher Weise heiter, gefaßt, schlicht und tatbereit gesehen.

Daher denn auch jene milde Duldung abweichender Ansichten, jenes schnelle Begreifen und Ahnen verschiedenartiger Lebenszwecke, jene verständige Schonung der Irrtümer und Schwächen, jene großartige Weltbetrachtung, die in der vielseitigen Entwicklung aller Kräfte ein notwendiges Naturgesetz anerkennt, kurz jene seltene Ver-

einigung all der liebenswürdigen Eigenschaften, die unser Herder als den Grundcharakter veredelter Menschheit mit dem schönen Namen Humanität bezeichnet.

Einer solchen Fürstenseele waren Mißtrauen und Furcht, Argwohn und Eigensucht durchaus fremd; jedem das Beste gönnend und zutrauend, erfuhr er zwar oft bittere Täuschungen, doch ohne sie zu rächen; wußte er sich unbewacht sicher; lehrte er prunklos und schlicht bei königlichen Freunden wie in der niedrigen Hütte ein; überall er selbst, äußern Schmuckes nicht bedürftig.

Fremdes Glück zu fördern, galt ihm für eignes; eine heitere Stunde der Mittheilung ausgezeichnete Menschen für hohen Lebensgewinn. Niemand erkannte inniger fremde Vortrefflichkeit, fremdes Verdienst an; niemand strebte unablässiger von andern zu lernen, die Erfahrungen anderer zu den seinigen zu machen; niemand aber verstand auch die schwere Kunst in höherem Grade, sich im Austausch der Ideen durch Geben und Empfangen gleich sehr zu bereichern und aus jedem Individuum hervorzurufen, was in ihm lag.

So wurde das ungemessene Reich der Ideen und gemeinnütziger Bestrebungen ihm zum eignen, so schlossen sich fern und nah Gleichgesinnte ihm treulich an, so fühlte der weitgereiste Wanderer aus allen Zonen sich heimisch in seiner milden Nähe, und so mochte der leicht im weitesten Gebiete herrschen, der gleichwohl nur im kleinsten Kreise gebot.

Dieselbe, seinem ganzen Wesen tief eingeprägte Achtung des Menschlichen führte ihn denn auch zu der klaren

Anschauung und Anerkennung seiner Zeit und ihrer Bedürfnisse.

Ihm lag es klar vor der Seele, daß jede Periode vorschreitender Entwicklung ihren eignen Maßstab, ihre eigne Temperatur, ihre eigentümlichen Anforderungen habe und notwendig haben müsse, und daß es die höchste Aufgabe jedes Fürstenlebens sei, jenen Maßstab zu prüfen, diese Anforderungen zu würdigen und ihnen mit kluger Umsicht, aber aufrichtig zu genügen.

Nicht immer gönnt das Geschick edlen Geistern, in einer ihrem Naturell gerade anpassenden Zeit hervorzutreten oder, die ihrige zu verstehen; nur zu oft begegnen wir in der Geschichte charaktervollen Erscheinungen, die um Jahrhunderte zu spät oder zu früh kommen.

Günstiger im ganzen war hierin das Los unsres Fürsten; hatte das Schicksal ihn schon auf keine seiner innern Kraft genugsam entsprechende Stufe der Macht und Wirksamkeit gestellt, so begünstigten doch die Umstände gar sehr die vielseitige Entwicklung seiner reichen Geistes- und Charakteranlagen.

Seine Regierung begann in einer Zeit allgemeinen, fast leidenschaftlichen Aufstrebens nach Licht und edlerer Gesittung; ihre Mitte fiel in eine Periode zwar gewaltvoller Aufregung der Völker und blutiger Thaten, aber auch großer welthistorischer Erscheinungen; ihr Ende in ein Jahrzehnt meist friedlicher Ausgleichung und Ruhe, bei immer rascherem Fortschritt in der Zivilisation und im Verkehr der intellektuellen Welt.

So mochte der junge Fürst sich jenem Aufstreben ungestört anschließen, der ausgebildete Mann Kräfte und

Charakter bei dem Umschwung und Umsturz früherer Verhältnisse erproben, und das Alter die reifen Früchte jenes festen Strebens weise pflücken, teilnehmend genießen. Schon seine frühesten Jugend war ihm unter jenen siebenjährigen Kriegerunruhen und Bedrängnissen verfloßen; rasche Wechselfälle des Geschickes gingen seinen ersten Blicken vorüber, das hohe Bild eines edlen, noch mehr durch Geisteskraft als Macht gegen überzählige Feinde ankämpfenden, nach errungenem Frieden wohlthätig und rastlos wirkenden Königs prägte sich tief seiner feurigen Seele ein.

So lernte er bald, daß auch die Mächtigsten dem Geschick und den Zeitumständen nicht gebieten, wohl aber durch weise Beachtung und Benutzung sie bis auf einen gewissen Grad beherrschen, den Zufall zum Zweck gestalten können, wenn sie, aufmerksam auf seine Anlässe, seinen Wirkungen klug und fest entgegengehen.

Gab er sich in der ersten Periode jenem freien Aufstreben, jenem fesselscheuen Ringen nach Selbständigkeit, ja schrankenlosem Wollen, anscheinend sorglos hin, so ahnte er doch bald die gefährlichen Krisen, die daraus kommen mußten, und bereitete sich vor, sie männlich zu bestehen.

Voll ritterlicher Lust an den Wagnissen des Kriegs, trat er gleichwohl von dem festen Kampfe gegen Frankreich alsobald ab, als die Pflicht gegen sein Land und klare Einsicht in die Vergeblichkeit jenes Kampfes es zu fordern schien.

Im Vorgefühl einer Zeit, die alle bisherigen Berechnungen der Politik täuschen, nach gewaltigen Ereignissen

nissen gewaltige Männer bringen würde, nutzte er die Zwischenjahre, sich durch Anknüpfung sichernder Verbindungen, mehr noch durch Ausbildung innerer Gemütskraft, mit standhafter Ergebung in das Unabwendliche zu waffnen.

Die beschränkte Lage und geringe politische Wichtigkeit seines Staates unbefangen würdigend, verschmähte er jedes eitle Haschen nach Glanz und Prunk und suchte dagegen um so eifriger sein geistiges Gebiet zu erweitern, durch den Verein der ausgezeichnetsten Geister im kleinsten Raume Großes und Würdiges zu gestalten. Als jene gefürchtete Epoche nun wirklich hereingebrochen war, als Napoleons Übermacht fast dem ganzen Kontinent unbeugsame Gesetze vorschrieb, hatte er kaum zu Dresden des Kaisers erste persönliche Bekanntschaft gemacht, als ich selbst noch in derselben Stunde ihn äußern hörte: der ungemäßigte, seine Zeit überstürzende Sieger werde gesicherter Herrschaft sich nimmer erfreuen.

In dieser festen Zuversicht ließ er sich durch keine noch so blendende Erscheinung irre machen; hütete sich vor jeder Annäherung durch Gunst und Vortheil, die ihm widerwillige Pflichten auflegen möchte; spürte im stillen den Fäden nach, die allmählich zum Gewebe allgemeiner Reaktion sich verschlangen, und war, als der große Tag zur Befreiung anbrach, einer der ersten mit, ihn durchzukämpfen.

Er erkannte nicht nur, er fühlte auch in tiefster Seele, daß nach so großen Anstrengungen der Völker ihnen die vollste Sicherheit geordneten Rechtszustandes gebühre, und daß nur in dessen freier und väterlicher Ge-

währung vom Throne herab die Bürgschaft bleibender Ruhe nach so vielseitigem Wechsel zu finden sei.

So gab er, der erste wieder, seinem treuen Lande eine zeitgerechte Verfassung und fürchtete nicht — gleich sehr im Bewußtsein reinen festen Willens wie im erprobten Vertrauen auf deutschen Volkscharakter — an Macht zu allem Guten und Rechten einzubüßen, wenn er Beratung und Gültigkeit der Gesetze an frei gewählter Volksvertreter Zustimmung knüpfte.

Das Wesen geheimer Verbindungen hatte er früh schon eifrig durchforscht, was sie zu nützen, was zu Schaden vermögen, ungeblendet von äußerem Schimmer, erprobt, aber auch sich überzeugt, daß, sobald sie politischen Zwecken sich hingeben, Entartung und Auflösung unaufhaltbar eintreten müssen.

Dagegen konnte sein heller Sinn in unserm gereinigten Maurerbunde die Pflegeschule reiner Humanität, den Keim edlerer weltbürgerlicher Ausbildung nicht verkennen, und von solcher Überzeugung geleitet, widmete er ihr Schutz und Achtung sein ganzes Leben lang.

Schmerzlich bemerkte er in den letzten Jahren die Verirrungen, zu denen eine mitten im Kampf und Gärung aller politischen Elemente aufgewachsene und dadurch überreizte Jugend sich verführen ließ; aber sie erschienen ihm wie eine moralische Krankheit, die weniger durch drastische Mittel als durch sorgsame Beachtung und Milderung ihrer Krisen zu heilen stehe.

Nichtsdestoweniger, der eigenen Ansicht keineswegs unbedingt vertrauend, schloß er sich zeitgerecht den all-

gemeinen Beschlüssen mächtigerer Bundesstaaten an, Ernst und Schonung in ihrer Vollstreckung paarend.

Die Fesseln, unter welchen Deutschlands Handel und Gewerbe seufzten, waren ein fortgesetzter Gegenstand seiner eifrigsten Sorge und umsichtigen Erwägung; er erkannte klar, was not tue, was auch hierin an der Zeit sei, und ging immer kräftig und vorurteilsfrei voran, wenn es den Versuch, sie abzustreifen, mindestens zu erleichtern galt. Noch wenige Tage vor seinem Hinscheiden wirkten sein Beispiel und sein Mahnen auf den Abschluß einer deshalb getroffenen Vereinbarung bedeutend ein.

Wo ist eine gemeinnützige Erfindung, wo eine zu Beredlung des Gewerbes, zum Fortschritt der Kunst, zur Ausbreitung praktischen Wissens versuchte Unternehmung, die, fern oder nahe, nicht seine wirksamste Unterstützung erfahren hätte? Wieviel junge, mittellose Talente hat er gepflegt, gefördert, beschützt?

So ist es denn wohl zu begreifen, daß Liebe und Bewunderung für ihn auch im entferntesten Auslande mit jedem Jahre stiegen, daß er überall, wo er sich in der Fremde zeigte, als ein Heimischer begrüßt und gefeiert, als der Fürst seiner Zeit umhuldigt wurde, und daß die Kunde seines Hinscheidens unter allen Gebildeten, selbst jenseits der Meere, tiefe Trauer, wie um einen Verlust der gesamten Menschheit, hervorrief.

Aber zu dieser klaren Würdigung der Bedürfnisse seiner Zeit, zu jener tiefen Achtung des rein Menschlichen gesellte sich noch in ihm die seltenste und köstlichste aller Eigenschaften, die unwandelbare Treue der Gesinnung.

Was er wollte, er wollte es ganz; was er liebte, er umfaßte es mit ganzer Seele; was er gelobte, er hielt es unverbrüchlich. Diese echt deutsche Treue der Gesinnung war der wahrhaft goldene Faden, der sich durch sein ganzes Leben hinzog, der alle seine Tugenden zur menschlich-schönsten Einheit verknüpfte.

Er hat diese Treue in guten und bösen Tagen, an dem Größten wie an dem Kleinsten, gegen sich selbst wie an Freund und Feind, in Streben, Richtung, Neigung, Sinn und Lebensweise, in jedem politischen Bündnis, in Zeiten höchster Gefahr, in jeder Handlungsweise gegen seine Diener und Untertanen, er hat sie in dem unvergleichbar edeln Verhältnis zu seiner gleich großartigen, gleich hochsinnigen, durchlauchtigsten Gemahlin, zu all den Seinen, zu jedem einzelnen, der ihm irgend jemals näher gekommen, ein langes, vielbewegtes Leben hindurch bis zum Tode bewährt; ja, kaum kann man sich des schmerzlichen Glaubens entschlagen, daß die standhafte Festhaltung und Durchführung alles dessen, was Sinn und Gemüt und der Zug seines Herzens von ihm forderten, noch zulezt die kostbaren Tage seines Lebens verkürzt habe.

Ein so lebhafter, kühn alles versuchender, von jedem Wagnis angezogener, von jedem Neuen, das begehungs- oder nachahmungswürdig schien, entzündbarer Geist wie der seine würde zu tausend Abwegen, Verirrungen und abenteuerlichen Unternehmungen, selbst durch die edelsten Eigenschaften seines Naturells, verführt worden sein, hätte die Treue der Gesinnung dem nicht gewehrt, zu rechter Zeit gewarnt und gemahnt, alles ausgeglichen



Friedrich v. Müller.

Nach einer Radierung von Schuchardt.

und beruhigt und, wie Minervas Schild, in jeglicher Gefahr ihn beschützt.

So aber, mit diesem sichern Kompaß in der Brust, mochte er sich dem hohen Meere des Lebens immerhin heiter und sorglos vertrauen, das Ziel seines Strebens und Ringens, das geistige Reich veredelter Menschheit, in welchem der wahre Ruhm seine ewigen Kränze flücht, das konnte er trotz aller Klippen und Brandungen nicht verfehlen, und hätte noch kein Schiffer es erreicht: ihm stieg es leuchtend und belohnend aus den stürmenden Fluten des Lebens empor!

Ja, geliebte Brüder, dies Reich hat er sich sieghaft errungen, in diesem Reiche wird er ewig herrschen, und, was auch der kreisende Schoß der Zeiten Großes und Edles der Menschheit noch bringen mag, keine Nachwelt wird Karl August von dem Mitbesitz dieses geistigen Thrones je verdrängen.

Wir aber, so großer Tugenden, so edlen Lebens Zeugen und Mitgenossen, wir, die der ewige Baumeister der Welten mit so reicher Ernte seines segensvollen Wirkens begnadet, wir müssen es fortan als die heiligste unserer Pflichten erkennen und geloben, so herrliches Erbteil nicht müßig anzustaunen nur, sondern in seinem Sinne tatkräftig zu bewahren, zu schützen, zu vermehren, Licht und Wahrheit überall zu suchen und zu verbreiten, Geistesbildung und reine Menschenwürde höher als alles zu ehren und zu achten und jene goldne Treue der Gesinnung, den magischen Gürtel seines ruhmvollen Lebens, in liebevoller Ehrfurcht, Dankbarkeit und Hoffnung um den erhabenen Durch-

lauchtigsten Sohn zu schlingen, der, wie der verwaisten Lande, so auch unsres Bundes und jeder schönen Ansaat und Stiftung eines geliebten, glorreichen Vaters, mildgerechter Schutzherr, Hort und Pfleger sein wird.

Dann, wenn solches Gelübde, an so heiligem Tage tief ergriffenen Herzens gebracht, endlich von uns nach allen Kräften erfüllt wird, dann, geliebte Brüder, dürfen auch wir dem Bürgerrechte in jenem geistigen Reiche, in Karl Augusts unsterblichem Reiche, ruhig gefaßt, entgegenhoffen.

Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht den Menschen ewig dauerhaft.

II. Skizze von Julius Schwabe.

Auf dem Wiener Kongresse wurde das Herzogtum Weimar zum Großherzogtum erhoben. Im ganzen waren der Veränderungen, die infolgedessen im großherzoglichen Hofhalte stattfanden, nur wenige, und der Großherzog selbst blieb sich gleich in seiner Neigung zu schlichter Einfachheit im äußeren Auftreten, die er, wo es darauf ankam, so gut mit fürstlicher Würde zu verbinden wußte. Was die Kleidung betraf, liebte er, besonders in seinem höheren Alter, die Bequemlichkeit über alles. Man sah ihn selten anders als in seiner dunkelgrünen Befesche. Mit dem Namen Befesche, oder auch polnischer Rod, bezeichnete man damals ein Kleidungsstück, welches einen ähnlichen Zuschnitt wie unsere heutigen Joppen oder Jadedts hatte, nur durch sogenannten Schalfragen sich davon unterschied und auf

der Brust mit Schnüren von gleicher Farbe wie die des Rodes besetzt war. Diese Befesche bildete einen nicht unwesentlichen Bestandteil des Bildes, welches der Weimaraner von seinem „alten Herrn“ im Herzen trug. Wenn Karl August hohen Besuch hatte und diesem zu Ehren sich in der Generalsuniform sehen ließ, schien es dem Publikum, als sei das gar nicht sein rechter, echter alter Herr. Wenn er aber in seiner alten Jagddroschke, die ein Hofkutscher in sehr prunkloser Livree lenkte, durch die Straßen fuhr oder, angetan mit der Befesche und auf dem Haupte die dunkelgrüne Mütze mit Goldstreif, sich in den schattigen Wegen des Parkes erging, so imponierte seine Erscheinung den ihm Begegnenden nicht weniger, als wenn sie ihn mit Krone und Hermelin auf dem Throne gesehen hätten.

Je älter die Befesche war, die Karl August trug, desto bequemer und lieber war sie ihm, und es hielt oft schwer, ihn zum Anlegen einer neuen zu bewegen. Eines Morgens beim Ankleiden war er kaum mit dem einen Arm in den Ärmel des Rodes, welchen der Kammerdiener Heder hinhielt, gefahren, als er, das Kleidungsstück betrachtend, den Arm wieder herauszog und unwillig fragte: „Was ist das für ein Rod?“ — „Es ist eine neue Befesche, Königliche Hoheit!“ antwortete Heder. „Die alte war schon einigemal ausgebessert und so fadenscheinig, daß sie sich wahrlich für einen Großherzog nicht mehr schickte. Da habe ich denn eine neue machen lassen.“ Heder war ein alter treuer Diener und als solcher wohl bisweilen ein wenig dreist, was ihm sein hoher Herr in seiner großen Bonhommie meist ungerügt hingehen ließ. — „Du

weiß," sagte der Großherzog, „daß ich neue Röcke nicht gern trage. Jedenfalls hättest du mich erst fragen müssen. Wo hast du denn meine alte Pefesche?" — „Die habe ich draußen im Vorzimmer. Ich wollte sie, sobald Königliche Hoheit angekleidet wären, forttragen.“ — „Wohin denn?" fragte der Großherzog. „Was machst du denn mit meinen abgelegten Röcken?" — „Die verkaufe ich an einen Erfurter Trödler. Die Erlaubnis dazu habe ich vom Herrn Hofmarschall.“ — „Wieviel bekommst du denn für so eine Pefesche?" — „Ach, Königliche Hoheit, nicht viel! Die Röcke sind ja immer so abgetragen, daß ich nur einen Taler, oder wenn's hoch kommt, einen Speziestaler dafür erhalte.“ — „Na, du sollst nicht zu Schaden kommen. Hier hast du einen Speziestaler. Aber jetzt bringst du mir sogleich meine alte Pefesche!"

Karl August war ein großer Tierfreund. Er hat die Entstehung der jetzt so zahlreichen zoologischen Gärten nicht erlebt, die ihm gewiß das größte Interesse abgewonnen haben würden. An Stelle dieser großartigen Institute hatte man ehemals die wandernden Menagerien, die von sehr verschiedener Qualität waren. Von den reichen Menagerien eines Aken, Martin usw. herab bis zu den kleinen Tierbuden, in welchen ein alter grämlicher Bär, ein magerer Wolf und ein als Adler figurierender Uhu gezeigt wurden, gab es alle möglichen Abstufungen. Zum weimarischen Bogelschießen, welches zu Karl Augusts Zeiten noch den Charakter eines wirklichen Volksfestes trug, erschienen auf dem Festplatze außer anderen Sehenswürdigkeiten stets eine oder mehrere Menagerien, die sich, mochten sie groß oder klein sein, des Besuches des Groß-

herzogs zu erfreuen hatten. Im Jahre 1824 wurde mein Vater, der damals Bürgermeister von Weimar war, offiziell benachrichtigt, daß der Großherzog am nächsten Vormittag die in der Schießhausallee aufgestellte Martinsche Menagerie zu besuchen beabsichtige. Mein Vater empfing den Großherzog zur festgesetzten Stunde beim Schießhaus und geleitete ihn in die Menagerie. Außer dem gewöhnlichen Kontingent von Löwen, Tigern usw. befand sich hier auch ein durch Größe und Stärke ausgezeichneter Wolf. Derselbe saß nach Hundeart in seinem Käfig, gegen dessen eisernes Gitter er sich lässigtrüge lehnte. Ohne weiteres steckte der Großherzog seine Hand zwischen den Eisenstangen durch und krauelte den Wolf im Nacken. Mit erschreckter Miene bat der Menageriebesitzer meinen Vater, dem Großherzog zu sagen, daß der Wolf ein höchst gefährliches, bissiges Tier sei, und daß weder er selbst, noch einer der Wärter es wagen würde, sich dem Wolf in dieser Weise zu nähern. Der Großherzog hörte, was der Menageriebesitzer zu meinem Vater sagte, und entgegnete: „Lassen Sie das nur gut sein! Die Bestie weiß, wer es gut mit ihr meint.“ Und er fuhr noch eine Weile fort, dem Wolfe mit fester Hand die dicke Halskrause zu kraueln. Der Wolf aber war durch die ihm ganz neue Liebkosung offenbar in eine so gemüthliche Stimmung versetzt, als dies bei einem Wolfsgemüt möglich ist, und gab sein Behagen dadurch zu erkennen, daß er nicht nur still hielt, sondern auch seinen ohnehin stattlichen Mund durch Ziehen der Winkel desselben bis zu den Ohren verlängerte und ein wohliges Anurren hören ließ. Der schiefe Blick, welchen er dabei

auf das umherstehende Menageriepersonal warf, schien sagen zu wollen: „Von jedem leide ich's freilich nicht!“

Der in den früheren Jugendjahren Karl Augusts hervorgetretene lebhafteste Drang zu frischem, heiterem Lebensgenuß wich schon frühzeitig dem ernstesten Streben, seine Regentenpflichten zum Wohle des Volkes gewissenhaft zu erfüllen und durch Vermehrung seiner Kenntnisse unermüdet an seiner eigenen höheren Ausbildung zu arbeiten. Aber auch in seinen alten Tagen hat ihn die ihm innewohnende Neigung zum Humor nicht verlassen. Es gewährte ihm stets großes Vergnügen, einen guten Scherz oder komische originelle Äußerungen zu hören, selbst wenn dieselben ein etwas kräftiges Kolorit hatten. So gewährte es ihm ein wahres Gaudium, den Förster Stöcker zu Eisenach fluchen zu hören. Dieser, übrigens ein braver und tüchtiger Forstmann, verstand das aus dem ff, und seine Flüche, in denen es von himmelblauen, schwefelgelben und anders gefärbten Donnerwettern regnete, waren weit und breit berüchtigt. Einmal überließ ihn seine große natürliche Heftigkeit dergestalt, daß er in Gegenwart des Großherzogs auf der Jagd einen ungeschickten Treiber mit den Worten anfuhr: „Ei, du verdammter Tölpel, so wollt' ich doch, ein aschgraues Donnerwetter schlug' dich gleich fünfzigtausend Klafter tief in den Erdboden hinein, daß der Teufel deine verfluchten Knochen am jüngsten Tage mit der Laterne zusammensuchen müßte!“ — Ein anderes Mal war auf der Anhöhe über der von Eisenach nach Marktsuhl führenden Chaussee ein Treibjagen gehalten worden. Nach dessen Beendigung stand der Großherzog mit dem General v. Seebach bereits

unten auf der Chaussee, während die übrige Jagdgesellschaft, meist Herren vom Hofe, sich noch auf dem herab ins Tal führenden Fußpfade befand. „Hören Sie nur, Seebach, wie der Stöcker da oben tobt,“ sagte der Großherzog. Und in der Tat, oben auf dem Waldplateau über der etwa fünfzig Fuß hohen senkrechten Felswand, welche neben der Chaussee aufsteigt, hörte man den Stöcker wie ein Ungewitter toben und fluchen. Er war ganz außer sich über den Hergang des letzten Treibens geraten, die schönsten Hirsche und Rehböcke waren durch die meist mit ungeschickten Schützen besetzte Linie gegangen. Und gerade von diesem Treiben hatte Stöcker einen glänzenden Erfolg erwartet, und sein waidmännisches Gefühl war durch das Mißlingen tief verletzt. Fluchend und schimpfend auf Treiber und Jäger erschien er oben am Rande der Felswand, und der Großherzog rief ihm zu: „Na, Stöcker, was hast du denn so fürchterlich zu schimpfen?“ — „Gott straf' mich, Königliche Hoheit,“ rief Stöcker hinunter, „wenn Sie nicht dabei wären, so spräch' ich: — — alle miteinander — —!“ (Vgl. Götz von B.)

In der Begleitung des Großherzogs im letzten Dezennium seines Lebens erblickte man gewöhnlich den General v. Seebach, einen der vier Generale, welche das Großherzogtum gleichzeitig besaß. Seebach war ein hagerer, langer Mann von aristokratischem Aussehen, mit einem faltigen, sehr intelligenten Gesicht. Er war bekannt und beliebt durch seine große humoristische Begabung. Eine zahllose Menge zum Teil vortrefflicher Witze ist von seinen Lippen geflossen, aber leider in das Meer der Vergessenheit, denn kein aufmerksamer Memorabilien-

sammler stand mit dem Notizbuch hinter ihm. Was seinen witzigen Aussprüchen einen besonderen Reiz gab, war die unbewegte Miene und der trodene Ton, mit welchem er sie vortrug. Man schrieb Karl August die Autorschaft der auf Seebach gemünzten Charade zu: „Das Erste ist ein großes Maß, das Zweite ist ein kleines Maß und das Ganze ist trocken.“

Wie erwähnt, der Großherzog hatte den General Seebach gern in seiner Begleitung. Einst reiste er mit ihm nach Leipzig. Die beiden Herren trugen sehr einfache Zivilkleidung und fuhren in der bekannten alten Jagdroschke mit Extrapostpferden. Als einzige Bedienung saß der Kammerdiener Heder hinten auf der Pritsche. Als sie dem Leipziger Stadttor nahe waren, sagte der Großherzog zu Seebach: „Wir reisen natürlich inkognito!“ Es war damals und noch lange nachher Gebrauch, daß jeder Passant an der Torwache Namen, Stand und Wohnort angeben mußte. So trat denn auch an den großherzoglichen Wagen der Sergeant der Wache und bat um die Namen. „General v. Seebach aus Weimar,“ sagte der Großherzog. „Und Sie, mein Herr?“ wendete sich der Sergeant an Seebach. „Großherzog von Weimar!“ antwortete Seebach, ohne sich zu besinnen. „Aber, Seebach,“ sagte der Großherzog unwillig, als sie weiterfuhren, „was in aller Welt fällt Ihnen denn ein?“ — „Nun, Königliche Hoheit befahlen ja, daß wir inkognito reisen, und da Sie geruhten, sich meinen Namen beizulegen, war es ja ganz natürlich, daß ich den Ihnen wählte. Das Inkognito ist damit gewahrt worden.“

Von der schlichten Einfachheit, die Karl August liebte,

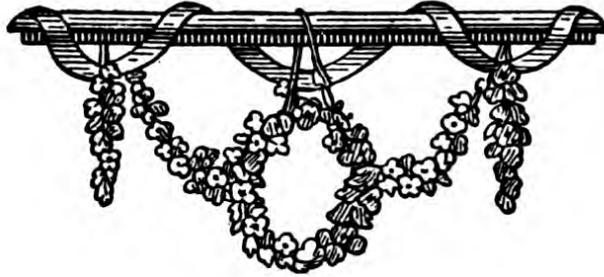
sei hier noch ein Zug berichtet: Eines Tages sagte er zu seinem Kammerdiener: „Heder, packe sogleich etwas Wäsche ein, auch für dich, wir verreisen.“ Heder, in der Meinung, daß sein Herr eine der häufigen kleinen Reisen im Lande vorhabe, machte für ihn nur einen kleinen Mantelsack zurecht. In einer halben Stunde war alles fertig, und der Großherzog bestieg die bekannte Droschke, Heder setzte sich hinten auf, und der Wagen rollte zur Stadt hinaus auf die nach Süden führende Chaussee. „Aha,“ dachte Heder, „es geht nach Ilmenau. Doch hoffentlich nicht nach Meiningen? Da hätte ich wohl mehr Wäsche einpacken sollen.“ Um sich hierüber zu beruhigen, frug er, „ob Königliche Hoheit sich längere Zeit in Ilmenau aufhalten würden?“ „Nein,“ erwiderte der Großherzog, „wir nehmen von Ilmenau an Extrapostpferde und fahren nach Mailand.“ — „Großer Gott, nach Mailand?“ rief Heder entsetzt aus, „und ich habe ja nur etwas Leibwäsche für Sie eingepackt, und Königliche Hoheit haben nichts weiter, als was Sie an sich haben, die grüne Pefesche und . . .“ „Beruhige dich, Alter,“ unterbrach ihn der Großherzog, „wir werden schon auskommen.“ Und so ging die Reise weiter, und vermöge der den Postillonen gespendeten guten Trinkgelder kam der Großherzog am sechsten Tage in Mailand an. Das in der Lombardei liegende österreichische Militär aller Waffengattungen war zum Zweck einer großen Heerschau in Mailand und nächster Umgebung zusammengezogen worden. Eine Heerschau, an der eine ganze Armee sich beteiligte, war damals ein weit selteneres Schauspiel als in unseren Tagen, und der Großherzog, der ja selbst

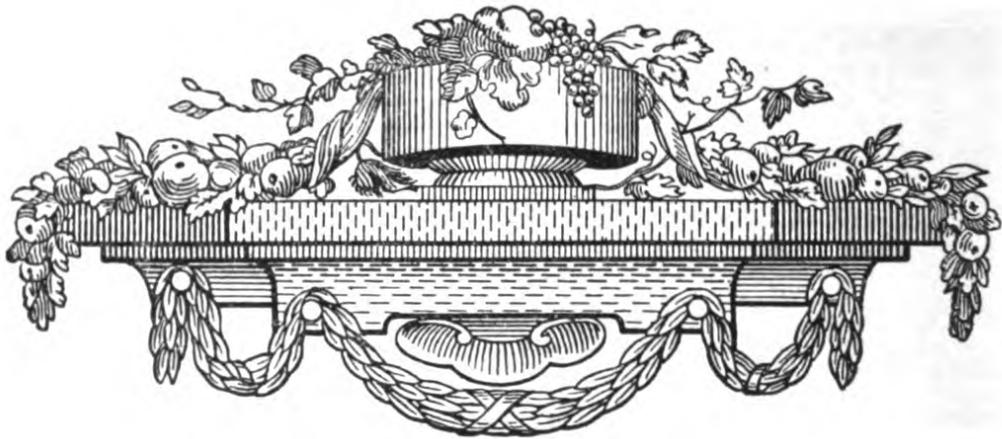
ein tüchtiger General war, hatte sich schnell entschlossen, der ihm von seinem Freunde, dem Vizekönig der Lombardei, Erzherzog Rainer, zugegangenen Einladung zu folgen. Er setzte den Erzherzog von seiner Ankunft in Kenntnis und wurde mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen, obgleich er dagegen protestierte und sein Inognito zu wahren suchte. So kam er auch nicht darüber hinaus, der Revue anders als in einer kaiserlichen Equipage, begleitet von einem General, beizuwohnen. Dem alten Herrn in der unscheinbaren Pefesche wurden dabei die höchsten militärischen Ehren erwiesen.

Nach dreitägigem Aufenthalt in Mailand ging es an die Rückreise. Heder war wieder bei dem nur geringe Mühe erfordernden Geschäft des Einpackens, als der Großherzog zu ihm trat und ein auf dem Tisch liegendes Paket bemerkte. Er frug, was das sei. „Es ist ein Stück Leinwand,“ antwortete Heder, „ich möchte doch meiner Frau etwas von Mailand mitbringen.“ — „Kauft man denn dergleichen hier billig?“ — „Ach ja, recht billig ist der Stoff; es ist freilich nichts Feines.“ „Hm!“ machte der Großherzog. „Geh' mal hin zu dem Kaufmann und kaufe mir ebenso ein Stück Leinen.“ — „Aber da muß ich doch etwas Feineres nehmen,“ sagte Heder. „Doch nein,“ war der Bescheid des Großherzogs, „du nimmst ganz dasselbe billige Zeug!“

Als Karl August nach Weimar zurückgekehrt war und seiner Gemahlin und seinem eben anwesenden zweiten Sohn Bernhard von der Mailänder Reise erzählte, sagte er zur Großherzogin: „Da fällt mir ein, ich habe von Mailand etwas für den Haushalt mitgebracht. Heder

soll sofort das Paket bringen!“ Das Paket wurde gebracht, geöffnet, und der Großherzog sagte: „So billige Leinwand gibt es hier nicht. Laß mir Hemden davon machen.“ Die hohe Frau besah die Leinwand und sagte: „Nein, das geht wirklich nicht an, dazu ist das Zeug viel zu schlecht.“ Als die Großherzogin hiernach das Zimmer verlassen hatte, wendete sich der Großherzog an seinen Sohn mit den Worten: „Nun, Bernhard, so will ich dir ein Geschenk mit der Leinwand machen. Du hast ja kleine Kinder, für die können Windeln daraus gemacht werden. Dazu ist das Zeug jedenfalls gut genug.“ — Der Prinz Bernhard hielt den Stoff prüfend gegen das Fenster und sagte: „Nein, gnädigster Papa, auch dazu ist das Zeug zu schlecht!“





Spaziergänge.

Die angeborene Kenntnis der Welt. Was man früher Instinkt nannte, erscheint uns jetzt ein angeborenes Wissen. Das eben geborene Kätzchen, das seine Augen noch nicht öffnen kann, sucht sofort die Zitzen der Mutter, als ob es wüßte, daß es nichts nötiger braucht als ihre Nahrung. Und wenn ein Tier zum ersten Male Junge wirft, benimmt es sich vorher und nachher so zweckmäßig, als habe es die größte Erfahrung in solchen Sachen. Der menschliche Säugling ist täppischer und hilfloser, und auch im Leben des erwachsenen Menschen wird ein angeborenes Wissen nie sehr deutlich, weil sein Handeln und Reden auch auf das zurückgeführt werden kann, was andere Menschen ihm mitgeteilt haben. Aber oft genug gewahren wir auch beim Menschen ein „instinktives“ Handeln, das wir auf eine angeborene Kenntnis, z. B. einer Gefahr, zurückführen möchten. Und das „Gewissen“ ist ein angeborenes Wissen in sittlichen Dingen, wenn es auch wohl mehr als das ist. Da wir von unsern Vor-

fahren nicht nur Blut und Knochen, sondern auch Charaktereigenschaften und Talente haben, warum sollten wir nicht auch einen Auszug des von ihnen Gelernten und Erlebten erben? Manche Menschen haben uns bezeugt, daß es ihnen zuweilen vorkomme, als ob sie früher schon einmal dagewesen seien und dies und jenes erlebt hätten. Auch Goethe gehört zu ihnen. Und wahrlich: wenn auch einige Erinnerungen unserer Voreltern auf uns übergängen, so würde dadurch das Wunder der Fortpflanzung um nichts wunderbarer. Goethe behauptete bekanntlich auch, daß dem Dichter die Kenntnis der Welt angeboren sei und daß er zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe. Sein ‚Götz‘ sei ein Beispiel, daß ein poetisch begabter Jüngling mannigfache menschliche Zustände richtig darstellen könne, ohne sie schon in eigener Person durchlebt oder beobachtet zu haben. Ein andermal äußerte er sich genauer: „Die Region der Liebe, des Hasses, der Hoffnung, der Verzweiflung, und wie die Zustände und Leidenschaften der Seele heißen, ist dem Dichter angeboren und ihre Darstellung gelingt ihm. Es ist ihm aber nicht angeboren, wie man Gericht hält oder wie man im Parlament oder bei einer Kaiserkrönung verfährt, und um nicht gegen die Wahrheit solcher Dinge zu verstoßen, muß der Dichter sie aus Erfahrung oder aus Überlieferung sich aneignen. So konnte ich im ‚Faust‘ den düstern Zustand des Lebensüberdrußes im Helden, sowie die Liebesempfindungen Gretchens recht gut durch Antizipation in meiner Macht haben; allein um z. B. zu sagen:

Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des späten Monds mit feuchter Glut heran.

bedurfte es einiger Beobachtung der Natur.“ Als Edermann hierauf antwortete, es zeuge doch jede Zeile im ‚Faust‘ von Lebenserfahrung und Weltdurchforschung, antwortete der Dichter: „Mag sein, allein hätte ich nicht die Welt durch Antizipation bereits in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben, und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen als ein ganz totes und vergebliches Bemühen.“

Eine bemerkenswerte Bestätigung erhält Goethes kühne Behauptung durch Äußerungen Anzengrubers, die Rosegger in der ‚Jugend‘ wiedergibt. Rosegger bemerkte zu seinem Freunde, er müsse viel in Oberbayern gelebt und mit oberbayrischen Bauern verkehrt haben, denn seine Bauerngestalten und deren Mundart erinnerten an diesen Schlag.

Anzengruber setzte seinen Zwider auf die scharfgebogene Nase und sagte:

„Oberbayern? Nein. Ich habe eigentlich mit Bauern überhaupt nie verkehrt. Wenigstens nicht näher.“ Als er darüber meine Verwunderung merkte: „Ich brauche das auch nicht. Mir ist's zur Anregung genug, wenn ich so einen Bauersmenschen von weitem sehe, ein paar gleichgültige Worte von ihm höre oder irgend eine Geste an ihm beobachte. Dann kenne ich den ganzen Kerl aus- und inwendig.“

Mir war das sonderbar. Einer, der seinen Mann gleichsam per Distanz auf die Müde nimmt.

„Lieber Freund,“ sagte er. „Sie wissen es ja selber. Alle äußeren Gelegenheiten und Anlässe sind nur Hebammen. Gebären muß der Dichter aus sich heraus. — Nun ja, Bauern. Ich bin ein Großstadtmenſch. Aber wenn ich, wie Sie sagen, besser bauern-dichten als stadtleutdichten kann, so mag das wohl im Blut stecken

oder irgendwo in den Knochen — wie eine vererbte Gicht. Meine Vorfahren vaterseits sind oberösterreichische Bauern gewesen. Na, und so was rumort halt nach.“

„Ein großer Teil von Oberösterreich hat vor nicht langer Zeit noch zu Bayern gehört,“ sagte ich, „da sind Sie am Ende doch von bayrischer Abkunft.“

Danach wäre es also Erinnerung aus der Vorfahren Leben heraus, was Goethe nicht eben glücklich „Antizipation“ nannte. Und aus seinen Gretchen und Klärchen heraus redeten seine weiblichen Vorfahren. — Aus den Zeitungen sehen wir, daß über diesen ebenso wichtigen wie schwierigen Gegenstand jetzt ein sehr gelehrtes Buch erschienen ist: „Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens“ von Prof. Richard Semon.

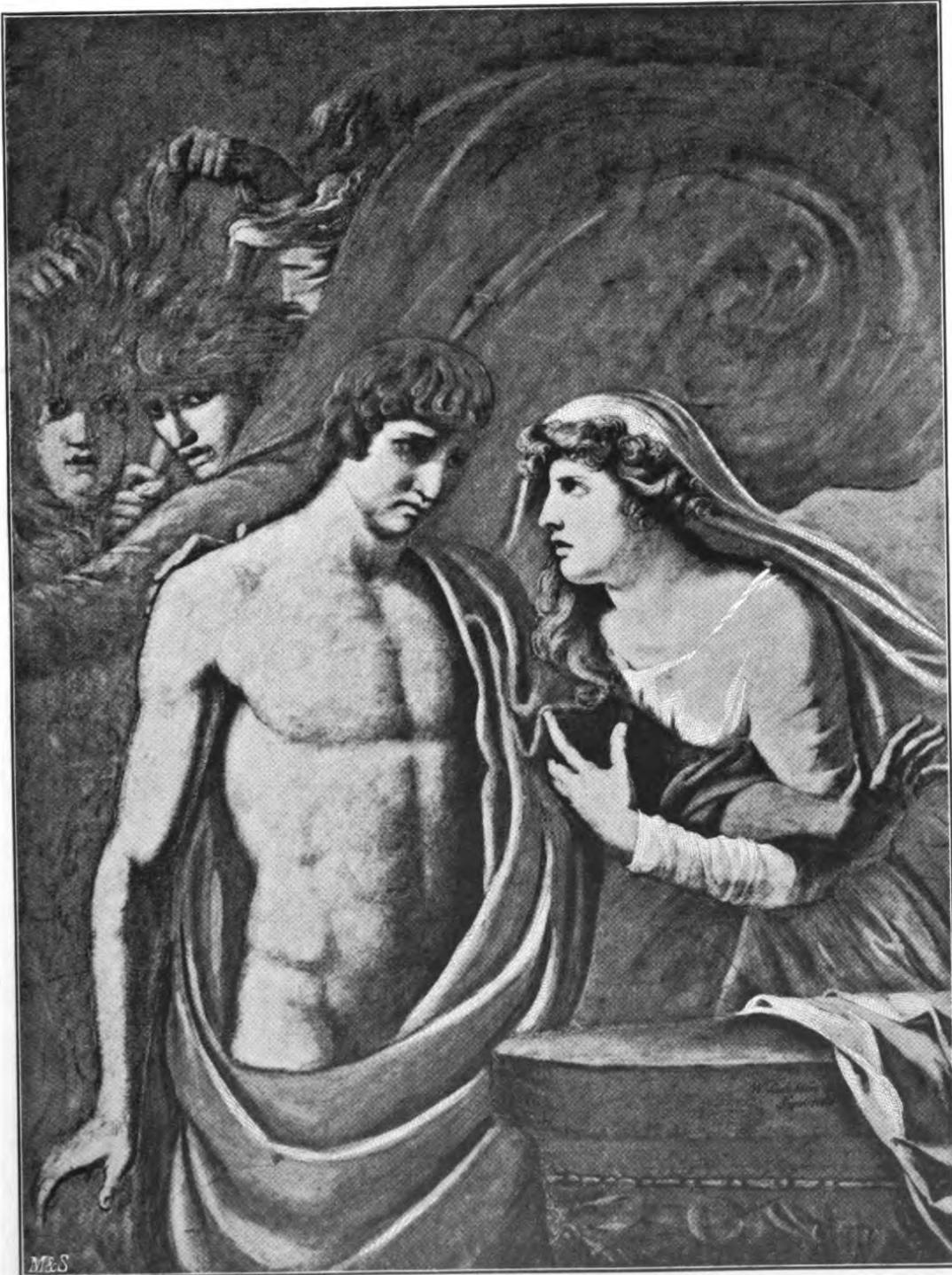
Um übrigens die Vergleichung mit Anzengrubers Aussage noch zu steigern, sei ein weiterer Ausspruch Goethes hinzugefügt:

„Es liegt in den Charakteren eine gewisse Notwendigkeit, eine gewisse Konsequenz, vermöge welcher bei diesem oder jenem Grundzuge eines Charakters gewisse sekundäre Züge stattfinden. Dieses lehrt die Empirie genugsam; es kann aber auch einzelnen Individuen die Kenntnis davon angeboren sein. Ob bei mir Angeborenes und Erfahrung sich vereinige, will ich nicht untersuchen; aber soviel weiß ich: wenn ich jemand eine Viertelstunde gesprochen habe, so will ich ihn zwei Stunden reden lassen.“

* * *

Für den Vegetarismus beansprucht Benno Buerdorff in einer Aufsatzreihe der ‚Vegetarischen Warte‘ außer andern Dichtern auch Schiller. Man weiß ja, wie die Anhänger der verschiedensten Bestrebungen alle be-

rühmten Bücher und Persönlichkeiten als Zeugen für ihre Sache ins Feld zu führen wissen, und in der leicht erregten Dichterseele spiegeln sich die verschiedenartigsten Gedanken und Gefühle wieder, so daß man ohne weiteres vermuten kann, daß auch die schöne vegetarische Utopie einen Mann wie Schiller ansprach, nachdem er durch Plutarch und Rousseau mit ihr bekannt geworden war. Unsere klassischen Dichter waren Kulturpolitiker (im Gegensatz zu den folgenden Generationen von Dichtern, die entweder National- oder Parteipolitiker waren oder jeder Politik und „Zukunftsmusik“ aus dem Wege gingen). Für Herder, Lessing, Klopstock, Wieland, Schiller, Goethe war die Erhöhung der Menschheit, die Reinigung vom Niedrigen, die Verbesserung der Kultur die höchste Angelegenheit; sie alle fühlten sich als Bahnbereiter eines edleren Geschlechtes. Schiller zumal hatte es beständig mit der Entstehung der Kultur zu tun, und seine Gedanken flossen wohl auch einmal über eine vegetarische Stimmung hin. Buerdorff erklärt nicht nur den ‚Alpenjäger‘, sondern auch das ‚Eleusische Fest‘ als ganz vegetarisch und übersieht, daß dies letztere Gedicht ursprünglich ‚Bürgerlied‘ hieß und schon durch diese Überschrift den Grundgedanken angibt, daß durch Aderbau und Sesshaftwerdung die anarchischen Nomaden sich zu Bürgern umwandeln und unter die große Erzieherin Sitte geraten. Doch folgen wir einmal Herrn Buerdorff! Er betont: „Dieses Gedicht ist das einzige, in dem Schiller eine einzelne griechische Gottheit feiert. Und diese Gottheit, die Schiller vor allen seinen Lieblingen des Olymps auszeichnete, ist Ceres, die Göttin des Landbaues.



Orest und Iphigenie.

Nach einem Ölgemälde von J. S. W. Tischbein.

Er feiert sie als die Erzieherin der Menschheit vom Raubtierzustande zur Menschlichkeit und die Einführung des Landbaues und damit aller Künste geradezu als religiöse Tat. Erinnern wir uns:

Ceres durchirrt die Erde in jener Zeit tiefster Erniedrigung der Menschheit, als die Menschen als Nomaden und Jäger das Land verwüsteten und Menschen opferten.

Ja, so weit sie wandernd kreiste,
 fand sie Elend überall,
 Und in ihrem großen Geiste
 Jammert sie des Menschen Fall.
 „Find' ich so den Menschen wieder,
 Dem wir unser Bild geliehn? . . .
 Daß der Mensch zum Menschen werde,
 Stift' er einen ew'gen Bund
 Gläubig mit der frommen Erde,
 Seinem mütterlichen Grund“ . . .
 Und den Nebel teilt sie leise,
 Der den Bliden sie verhüllt;
 Plötzlich in der Wilden Kreise
 Steht sie da, ein Götterbild,
 Schwelgend bei dem Siegesmahle
 Findet sie die rohe Schar,
 Und die blutgefüllte Schale
 Bringt man ihr zum Opfer dar.
 Aber schauernd, mit Entsetzen
 Wendet sie sich weg und spricht:
 „Blutige Tigermahle nehen
 Eines Gottes Lippen nicht.
 Keine Opfer will er haben,
 Früchte, die der Herbst beschert,
 Mit des Feldes frommen Gaben
 Wird der Heilige verehrt.“

Das Opfer, das ihr gebracht wurde, war offenbar

Menschenblut. Sie verlangt dafür nicht Tierblut, wie der Gott des Alten Testaments, oder Götterblut, wie der des Neuen, sondern Früchte, also gerade dasjenige Opfer, das Jahve dem Kain verwirft. Höchst bezeichnend ist nun das Folgende: Sie ergreift den Speer eines Jägers, und mit diesem ‚Mordgewehre‘ furcht sie die Erde, um das erste Korn darin keimen zu lassen. Mit klarem, unzweideutigem Worte ist hier die Fleischgewinnung als Mord bezeichnet! — Von den rasch entsprossenen Ähren legt sie eine Gabe für Zeus auf einen Steinaltar und betet — ganz im Sinne Kains:

„Vater Zeus, der über alle
Götter herrscht in Äthers Höh'n,
Daß dies Opfer dir gefalle,
Daß ein Zeichen jetzt gescheh'n!
Und dem unglücksel'gen Volke,
Das dich, Hoher, noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!“

Und Zeus, der oberste der Götter, der griechische Inbegriff der Gottheit (nach dichterischer und religiöser, nicht nach mythologischer Vorstellung), bekräftigt die Lehren seiner Schwester, daß wahre Götter nicht Blut, sondern Früchte lieben, und entzündet mit seinem Blitze das Opfer, das in lohender Flamme zu ihm aufsteigt.

Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Öffnen den düster gebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

Die so vorbereitete und veredelte Menschheit ist nun würdig der Hilfe und Gesellschaft der Götter. Alle Götter eilen herbei, legen Hand an und schaffen einen behaglichen festen Wohnplatz.“

Buerdorff gibt noch verschiedene Anmerkungen, auch diese: „Überraschend, obgleich auch wieder fast selbstverständlich ist die Ähnlichkeit, ja teilweise wörtliche Übereinstimmung der Opferszene mit der in Byrons ‚Rain‘. Zwar ist die Verwandtschaft Schillers und des erst nach Schillers Tode auftretenden Vegetariers Byron nach Goethes Urteil überaus groß, aber ebenso groß ist wohl auch die Verwandtschaft der behandelten Stoffe. Man vergleiche hier den Abschnitt aus Rains sogenanntem Gebet und seine Folgen. Abel hat einen ‚Altar mit dem Blut von Lamm und Zidlein, die Milch genährt, damit in Blut sie sterben‘, aufgebaut, und hat es durchgesehen, daß auch Rain opfert. Rain bringt Früchte dar. Beide zünden ihre Opfer an. Abel betet zuerst, dann Rain:

Zwei Wesen haben sie dir hier gebaut.
 Wenn Blut du liebst: des Hirten Altar, dampfend
 Zur Rechten mir, vergoß es deinem Dienst
 In seiner Herden Erstling, dessen Glieder
 In blut'gem Brand zu deinem Himmel rauchen, —
 Doch wenn die süße, blühende Frucht der Erde
 Und milder Jahreszeit, auf reinem Rasen
 Dir dargebracht im Angesicht der Sonne,
 Die sie gereift, dir lieblich scheint, da sie
 An Form und Leben nicht verstümmelt ist, —
 Kann dich ein Opfer, welches nicht geschlachtet,
 Ein Altar ohne Blut dich günstig stimmen:
 So schau' ihn an!

Der Erfolg des Opfers ist bei Jahve umgekehrt wie bei

Zeus: das Feuer auf Abels Blutaltar lodert in heller Flamme empor und steigt gen Himmel, indes ein Wirbelwind Rains reinen Altar umstürzt und die Früchte am Boden umherstreut. Rain ist sittlich empört über diese Wahl von Seiten eines Gottes und will Abels Altar umstürzen und keinen Altar fürder dulden. Abel widersezt sich ihm:

Den Altar laß! Geheiligt
Ist durch die ewige Guld Jehovahs er,
Durch sein Gefallen an dem Opfer.

Rain: Durch sein Gefallen! Was ist Wohlgefallen
Am Rauch gebratenen Fleisches, blut'gen Dampfes,
Für all den Schmerz blökender Mütter, welche
Noch jammern um ihr Junges? und die Qual
Unschuld'ger Opfer, die dein frommes Messer
Geschlachtet? Fort! Dies blut'ge Denkmal soll
Nicht stehn im Sonnenschein, der Schöpfung
Schmach.

Im weiteren Streite fällt Abel durch einen unglücklichen Schlag mit einem der Feuerbrände von seinem Blutaltar. Die erste Tragödie: der Edle wird schuldig infolge seiner höheren Gesittung. Byrons Stoff schließt mit einer trassen Dissonanz, Schillers Stoff mit harmonischem Zusammenleben — beide in vollkommenster Übereinstimmung miteinander. Der eine zeigt den Fluch der Blutgottverehrung, der andere den Segen der Fruchtgottverehrung.“

* * *

Einige Verbesserungen im Text Goethescher Gedichte hat Franz Sandvoß (Xanthippus) in der

Weimarischen Zeitung vorgeschlagen. Zunächst handelt es sich um eine Stelle in der ‚Harzreise im Winter‘:

Und mit den Sperlingen
Saben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Auch wir haben unter dem Wort „Reichen“ oft gelitten und es im Stillen für einen Druckfehler und dagegen „Reiher“ für die richtige Lesart gehalten. Das Bild: die Reichen haben sich bei Anbruch des Winters wie die Sperlinge in ihre Sümpfe gesenkt, halten wir für abschaulich und wir trauen nicht Goethen eine Geschmadslosigkeit zu, die wir auch dem kleinsten heutigen Dichter nicht verzeihen könnten. Das Schlimme ist nur, daß Goethe selber in alten Tagen „Reichen“ für richtig und „Reiher“ für falsch erklärt hat. Er schrieb zu unserer Stelle:

„Wer seine Bequemlichkeit aufopfert, verachtet gern diejenigen, die sich darin behagen. Jäger, Soldaten, mühsam Reisende bedürfen guten Mutes, der sich leicht zu Übermut steigert. Unser Reisender hat alle Bequemlichkeiten zurückgelassen und verachtet die Städter, deren Zustand er gleichnisweise schmähslich herabsieht. Wahrscheinlich ist ein wunderbarer Druckfehler daher entstanden, daß Sezer oder Korrektor die Reichen, die ihm keinen Sinn zu geben schienen, in Reiher verwandelte, welche doch auf einiges Verhältnis zu den Rohrsperlingen hindeuten möchten.“

Xanthippus wagt es, dem alten Goethe zu widersprechen und rund heraus zu sagen, er habe 1820 selber nicht mehr gewußt, was er 1777 sich bei dieser Stelle gedacht. Er habe ursprünglich Reiger — die ältere Form für Reiher — geschrieben oder diktiert.

Wir wissen, ja, Goethe war ein guter Bibelleser. Es liegt

doch nahe, zu denken, daß dem in den Harz Hinaufreitenden die Psalmstelle (bei Luther 104, 17) einfallen konnte:

„Daselbst nisten die vögel, und die reiger wohnen auf den tannen.“ Daselbst? Der Psalmist redet vom Libanon, und Goethe durfte, von Erfurt ausreitend, gar wohl und schädlich den Harzwald als den norddeutschen Libanon preisen. Zu den Reigern passen die Sümpfe (ihre Sümpfe) recht gut.

Es entsteht jedoch die Frage, wie kommt die von dem späteren Goethe (von 1820) bevorzugte Lesart „die Reichen“ in unsere Texte?

Da wüßte ich nichts anderes zu sagen, als: es ist bekannt genug, daß sich der Dichter im Laufe der Jahre die thüringische Aussprache, die nicht eben klassisch zu heißen verdient, dermaßen angewöhnt hatte, daß er gar kein Ohr mehr für die Unkorrektheit vieler seiner Reime hatte. Ich brauche nur an den berühmten Reim: „unter dem himmlischen Tage, Ein jedes in seiner Sprache“ zu erinnern. Wer Täche sprach, der wird also auch Reicher für Reiger gesagt haben und überredete sich gar, er habe die divites gemeint, nicht Luthers „reiger“.

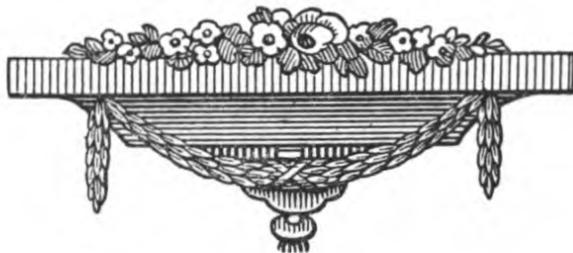
Verdrießlich bleibt es immer, daß wir entweder dem alten oder dem jungen Goethe eine Geschmacklosigkeit zuschreiben müssen, aber dem Dichter von 1777 dürfen wir vertrauen, daß er nicht die Städte als Sümpfe angesehen habe, wohin sich die Reichen im Spätherbst herabsenkten, nachdem sie im Sommer auf den Höhen gewohnt haben, was ja damals noch gar nicht Mode war. Im Alter hatte Goethe viele Zeiten, wo der Dichter in ihm schwach war, und da mag er sich denn überredet haben, das versehenlich gedruckte „Reichen“ gebe einen guten Sinn. Wir stellen uns also auf Seite von Sandvoß-Kanthippus.

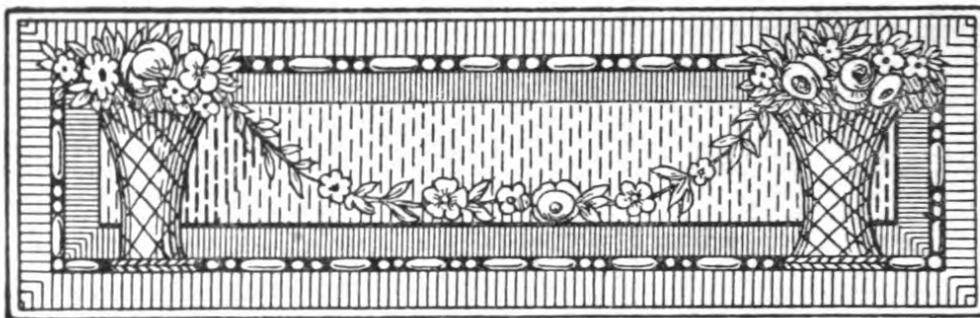
Kanthippus schlägt ferner vor, in den ‚Geheimnissen‘ den Vers „Und aus der Mitte quillt ein heilig

Leben — Dreifacher Strahlen, die aus einem Punkte dringen“ so zu ändern, daß Mirte statt Mitte gelesen wird, denn Mitte gebe keinen Sinn, wohl aber Mirte, deren Blätterstand ein Symbol der heiligen Dreifaltigkeit sei; in einer Abschrift des Gedichts, die Herder besessen habe, lese man Mirte. Endlich will Xanthippus im Gedichte „Eins und Alles“, das er „das Programm der monistischen Naturphilosophie des Dichters“ nennt, lesen:

Statt heißem Wünschen, wildem Wollen
Statt läss'gem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben ist Genuß.

In unsern Ausgaben steht bekanntlich „statt läst'gem Fordern“; das Fordern sei aber nicht lästig für den Fordernenden. Wir bekennen, daß wir uns bei „läss'gem Fordern“ auch nichts denken können, viel eher bei läst'gem Fordern. Unsere Anforderungen sind eine Last für andere und im Grunde auch für uns. Der Anspruchsvolle erschwert sich das Leben.

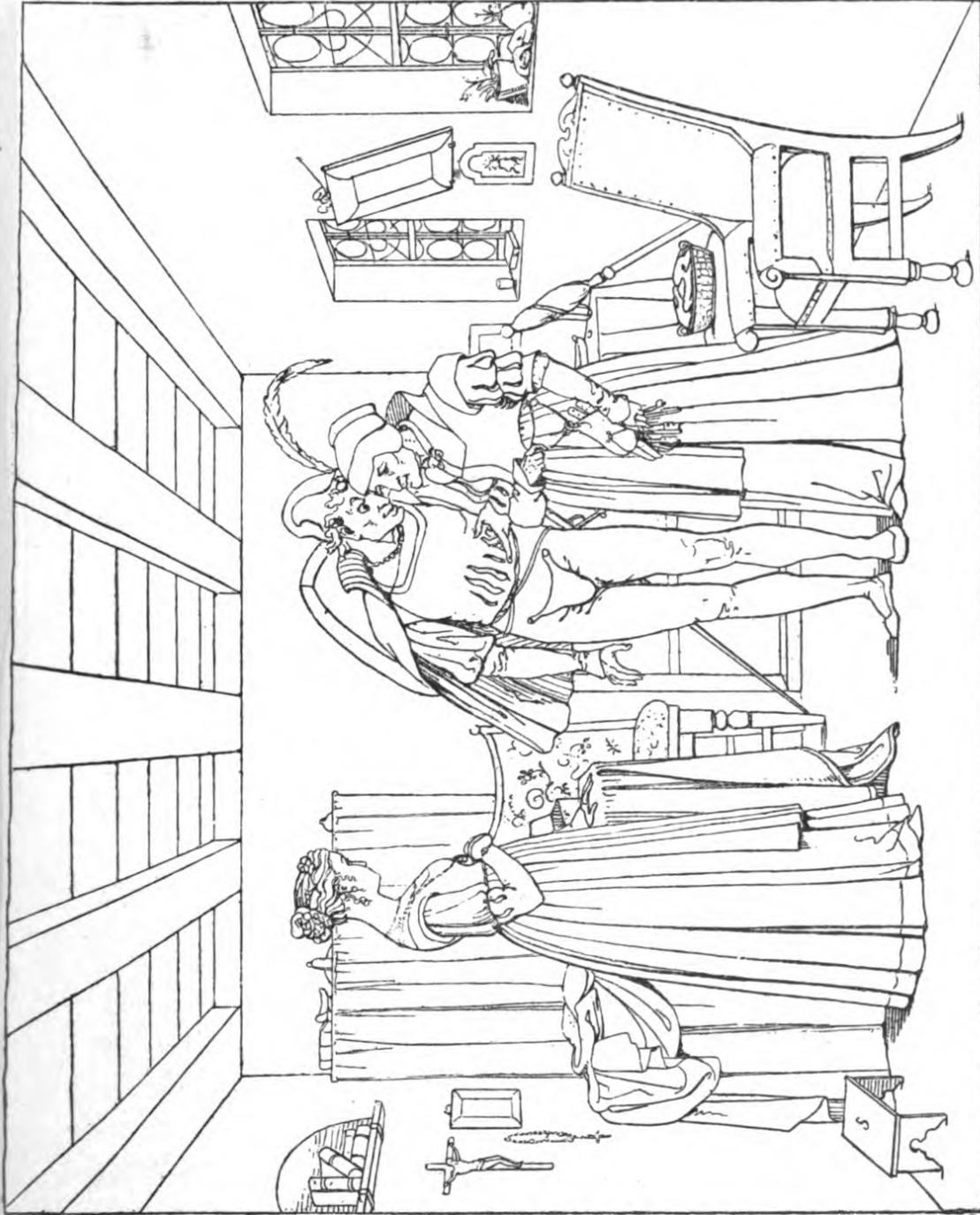




Am Büchertische.

Pantheon-Ausgabe. Berlin, S. Fischer. **Goethes Gedichte.** Textrevision, Einteilung und Erläuterungen von Otto Pniower. Zwei Bände zu 3 Mk., in echt Leder gebunden. — **Hermann und Dorothea.** Textrevision und Einleitung von Max Morris. Desgl. 2,50 Mk.

Man denkt bei diesen Ausgaben leicht an Lederbissen, die in der lieblichsten Weise aufgetischt werden. Aber sie sind mehr als Kunstwerke des Druckers; ein tüchtiger Fachmann gibt zu jeder Dichtung wünschenswerte Zugaben und besorgt die Feststellung des Textes, was oft eine feine Auswahl erfordert. Diese Leistung ist namentlich bei Goethes Gedichten eine große. Pniower behält zwar die Abteilungen, die Goethe selber gewählt hat, im großen ganzen bei, ordnet darin aber die Gedichte nach der Zeit ihrer Entstehung. Das ist durchaus zu loben; daß Goethe ein schlechter Redaktor war, läßt sich doch nicht verbergen, und mit der Ehrfurcht vor seinen Anordnungen und Zusammenstellungen fällt man gar zu leicht hinein: man glaubt sich vor Goethe zu verneigen, und wenn man die Augen wieder aufrichtet, stehen plötzlich



„Sie hat da gar vornehmen Besuch!“
Von Moritz Reisch.

Riemer und Edermann als Empfänger unserer Höflichkeit vor uns.

Wir haben hier wunderhübsche Bände vor uns; man kann in die Überziehtasche nichts Besseres stecken, wenn man auf eine Reise geht. Aber daß die Gedankenlosigkeit selbst bei solchen mit größter Liebe geschenehen Drucken nicht ganz fehlen! Bei der Ausgabe von ‚Hermann und Dorothea‘ liest man über 78 Seiten: Hermann und Dorothea, und über 78 anderen „Erster Gesang. Kalliope“ oder wie der Gesang sonst heißt. Wozu das? Seitenüberschriften haben doch nur Sinn in Büchern, die Verschiedenes bringen, sie sollen das Auffinden der einzelnen Teile erleichtern. Hier stehen nun gar die Seitenüberschriften gleich über dem Texte in derselben Schrift, so daß man unwillkürlich liest:

. . . beschädigt, ätzen und jammern.

Hermann und Dorothea

Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube.

* * *

Goethe-Kalender auf das Jahr 1906. Zu Weihnachten 1905 herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, mit Schmucl von E. R. Weiß, einem Dreifarbendruck nach einem Gemälde M. A. Stremels sowie mehreren Holzschnitten und Ägungen nach alten Vorlagen im Dieterichschen Verlage (gegründet zu Göttingen 1760) bei Theodor Weicher in Leipzig. 4°. 112 S. Ausgaben zu 1 M. und 3 M.

Der Kalender hat sein Publikum schon gefunden, ehe dies Heft erscheinen kann, aber ein Urteil wird begehrt. So wollen wir denn in das allgemeine Lob mit Vergnügen einstimmen. Es war eine fluge Idee,

den Altmeister zum Kalenderheiligen eines in altmodischem Gewande auftretenden Kalenders zu machen, und in einem solchen Jahreshefte eine große Zahl ausgewählter Goethischer Äußerungen schön zusammenzustellen. Es ist leider wahr, daß „Goethes sämtliche Werke“ durch ihren Umfang etwas Abschreckendes haben (auch wenn man nicht an die Weimariſche Ausgabe denkt, für die gewöhnliche Sterbliche weder Geld noch Raum genug beſitzen), und es iſt leider noch nötig, daß geſchickte Leute auf den Markt treten: „Kommt, Kinder, und ſehet, daß der Alte gar nicht ſo langweilig iſt!“ Natürlich wählen Bierbaum, Hartleben und Verwandte nach eigenem Geſchmack aus; ſie haben es lieber mit dem Goethe des achtzehnten als dem des neunzehnten Jahrhunderts zu tun, mit der Redheit und Verliebtheit des Jünglings lieber als mit dem Ernſte, der Reſignation, dem Konſervatismus, der Würde des alten Herrn; ſie genießen lieber die aufgeregten Momente als den ruhigen Meiſter, der durch den Alltag und ſeine Arbeit ſchreitet und „das Hauptgeſchäft fördert“. Bierbaum gibt faſt nur Proben aus Goethes Werken und Briefen, beſonders den jugendlichen, und aus zeitgenöſſiſchen Briefen. Eine Antithesen-Sammlung von Freimund Pfeiffer „Goethe und Klopſtock“, die einem 1842 erſchienenen Büchlein entnommen iſt, ſagt uns wenig zu. Ihr erſter Satz iſt: „Von der Kunſt die Sittlichkeit trennen, hieß Klopſtock einen Tempelraub begehen. Goethen gilt die Kunſt mehr als die Sittlichkeit.“ Das iſt eine durchaus unbegründete, unwahre Behauptung, und dergleichen läßt die Befürchtung aufkommen, daß der Kalender nebenbei im Sinne der

Goethe-Bünde wirken solle. Man kann es keiner Partei verdenken, daß sie gern Goethes Namen auf ihre Fahnen schreiben möchte, aber wir übrigen müssen immer dagegen protestieren. Der ganze Goethe paßt in keine Partei, und wenn er lehrte, die Kunst habe nicht der Moral zu dienen, so meinte er damit etwas ganz anderes, als daß die Kunst mehr wert sei als die Sittlichkeit. — Möge Bierbaum uns in den nächsten Jahren überzeugen, daß er den ganzen Goethe liebt und zeigt!

* * *

Goethebrevier. Auszüge aus Goethes Briefen und Gesprächen nebst einem Zitatenschatz aus Goethes Werken. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Gießen, Emil Roth, 1905. 8°. 384 S. 2 Mk., gbd. 3 Mk.

Der Gedanke, das Gehaltreichste aus Goethes Werken zusammenzustellen und dabei besonders auch die Briefe, Tagebücher und Gespräche auszunützen, liegt nahe; auf diese Weise gibt man den Käufern immer einen großen Schatz für ihr Geld. Da der Verleger auch einen außerordentlich niedrigen Preis gestellt hat, so kann man sich kaum beschweren. Dennoch sind wir nicht befriedigt. Der Herausgeber schreibt in der Vorrede:

„Meine Tätigkeit an diesem Buche beschränkte sich darauf, daß ich bei Gelegenheit einer Lektüre der Werke, Briefe und Gespräche die Stellen bezeichnet habe, die aufgenommen werden sollten. Alles andere hat der Verleger übernommen.“

Da hat sich der „Herausgeber“ doch eine allzu bescheidene Aufgabe gestellt. Obwohl wir Goethen nichts geben oder nehmen können, werden doch auch solche Bücher

besser oder schlechter je nach der Liebe und Sorgfalt, die wir aufwenden, und wir Gelehrten haben Ursache, unser eigenes Arbeitsgebiet gegen die Bücherunternehmer zu verteidigen. Eine besondere, fast spielerische Lust haben die Verleger jetzt am Buchschmuck. Bei diesem Werke ist z. B. die Seite 12 cm breit, die Druckspalte aber nur 5,8 cm; mindestens 3 cm Breite verschlingt auf jeder Seite die 370mal wiederkehrende zeichnerische Umrahmung, ebenso beansprucht sie den fünften Teil der Höhe. Das ‚Brevier‘ könnte um ein Drittel kleiner und leichter sein, wenn diese Spielerei, die das Lesen Goethescher Gedanken keineswegs verschönert, weggeblieben wäre; jetzt hat es für ein Brevier zu viel Gewicht; die Vorläufer von Levy und Siegfried waren viel handlicher, und die Pantheon-Ausgaben könnten dem Verleger zeigen, wie man auch einen reichen Inhalt in ein hübsches handliches Büchlein bringt.

In fetter Schrift steht über jeder Seite entweder „Briefe und Gespräche“ oder „Gedichte“ oder „Sprüche in Prosa“; als „Sprüche in Prosa“ werden uns die schönsten Verse aus Tasso, Faust usw. angeboten! Briefe und Gespräche durcheinander zu würfeln, ist auch bedenklich. Die vierte Zeile des Vorworts läßt auch die Verwertung der Tagebücher erwarten; sie ist jedoch nicht geschehen.

* * *

Goethe und die königliche Kunst. Von Dr. Hugo Bernede, vormals Meister vom Stuhl der Loge Amalia in Weimar. Leipzig, Boeschel & Rippenberg, 1905. 8°. 194 S. 5 M., gbd. 6 Marl.

Ein abschließender und vollständiger Bericht über Goethes Verhältnis zur Freimaurerei. Wernede hatte die Urkunden reichlicher zur Hand und war persönlich besser unterrichtet als die bisherigen Berichterstatter; wir gewinnen allerdings keine neue Meinung über das kühl-freundschaftliche Verhältnis Goethes zur Loge, aber wir werden sicherer in unserer Kenntnis der Dinge und erfahren doch auch allerlei Neues, z. B. daß Goethe Aufnahme in den Illuminaten-Orden beehrte; gern wird man auch lesen, welche Mitteilungen über das „Geheimnis“ des Ordens Goethen bei seinem Eintritt in den Meistergrad gemacht wurden. Mancher Leser wird schon dankbar sein für den Einblick, den er hier in die Arbeit der Freimaurer tut. Dankenswert sind auch die zahlreichen Zugaben: Goethes Logenreden, des Kanzlers Reden auf Goethe, freimaurerische Gedichte und Stellen aus Wilhelm Meister und besonders auch die elf Porträts; ich suchte vergebens ein zwölftes, das meinen Namensgenossen Bode hätte zeigen müssen. Wernedes Stellung zu Bode macht es mir zweifelhaft, ob der heutige Freimaurer die Vorgänge im achtzehnten Jahrhundert völlig unparteiisch sehen kann. Bodes Bestrebungen harmonieren nicht mit dem zum Siege gelangten System, und die Nachkommen der Sieger lassen dem Besiegten selten Recht widerfahren.

Ärgerlich muß dem Leser des Buches sein, daß die Zitate nicht durch Anführungszeichen oder anderen Druck gekennzeichnet werden; wo sie anfangen, sieht man am Doppelpunkt, wo sie aufhören, muß der Leser durch besonderes Aufmerken und Nachdenken feststellen.

* * *

Goethe. Sechs Vorträge von Arthur Luther. Jauer und Leipzig, Oskar Hellmann, v. J. (1905). 8°. 208 S.

Inhalt: Goethe und wir — Der Urfaust — Goethe und Charlotte v. Stein — Torquato Tasso — Die Wahlverwandtschaften — Zur Charakteristik des Mephistopheles.

Diese Vorträge wurden im Winter 1904/05 in Moskau gehalten und dankbar aufgenommen. Am Schlusse der ersten Rede schilderte der Vortragende sich selber recht gut:

„So manchem dürfte der Ton dieses Vortrages gar zu überschwenglich vorkommen. Aber ich kann nun einmal über Goethe nicht anders sprechen. Von Verehrungsmichelei weiß ich mich frei, aber Objektivität im Sinne von Temperamentlosigkeit ist mir fremd. Der Historiker, der Kritiker soll objektiv sein, so heißt es jedesmal, wenn der Leser mit dem Schriftsteller verschiedener Meinung ist. Jawohl, er soll, aber kann er es auch? Wenn er selbst lebhaften Anteil nimmt an den Dingen, von denen er spricht — nein! Absolut und überall gültige Lehrsätze, die sich mit Zirkel und Lineal beweisen lassen, hat die Literaturwissenschaft nicht und wird sie nie haben.“

Wir zweifeln nicht daran, daß Arthur Luthers Weise geschickt ist, um viele zu dem unbekanntem Goethe heranzuziehen. Warum haben wir in Deutschland keinen Verein, der nach solchen Rednern Ausschau hält und sie in allen Städten zwischen Memel und Mülhausen wiederholen läßt, was sich vor den Deutschen in Moskau bewährte? Ein gedrucktes Buch sollte freilich einen andern Stil haben als eine lebhaft gesprochene Rede, aber mancher schätzt das Temperamentvolle auch beim Lesen.

Schiller-Predigten. Von Julius Burggraf, Pastor an der Ansgarikirche in Bremen. Jena, Hermann Costenoble, 1905. Gr.-8°. 396 S. 4 M., gbd. 5 M.

Da wir eine dieser zwanzig Schiller-Predigten abgedruckt (I, 204 ff.), auch eine Erklärung des Verfassers wiedergegeben haben (I, 250), so konnten sich unsere Leser bereits eine Meinung über das kirchliche Unternehmen bilden, aus dem dieses Buch hervorging. Und schon weil der Verfasser seine Reden vornehmlich als grundsätzliche kirchliche Tat betrachtet wissen will, müssen wir an dieser Stelle davon schweigen.

* * *

Eleonore Kemp, Schillers Welt- und Lebensanschauung in Ausprüchen aus seinen Werken und Briefen. Mit einem Geleitworte von Prof. Dr. J. Wychgram. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. Zweite Auflage 1906. 8°. 300 S. In reichem Empireband 4 M., geheftet 3 M.

In sechs Abteilungen (Religion, Leben, Natur, Staat, Kunst, Wissenschaft) sind die wichtigsten Äußerungen Schillers zusammengestellt; entnommen sind sie namentlich auch seinen Briefen. In den einzelnen Kapiteln sind wieder Unterabteilungen, wir haben also bequem beisammen, was Schiller z. B. über Fürsten oder über den Krieg oder über den Wert des Lebens geschrieben oder gesprochen hat. Solche Bücher sind vielen willkommen, wenn sie so sorgfältig gemacht sind wie das vorliegende. Die Ausstattung ist sehr schön; eine Gedankenlosigkeit daran möchten wir rügen, weil wir sie öfters finden: obwohl das Buch in sechs Kapitel geteilt ist, steht über jeder der 300 Seiten gedruckt: „Schillers

Welt- und Lebensanschauung“; Seitentitel haben doch nicht den gleichen Zweck wie Buchtitel.

Die Unterhaltungen mit Christiane v. Wurmb sollte man jetzt nach Abelens Buche ‚Goethe in meinem Leben‘ wiedergeben, nicht mehr nach Karoline v. Wolzogen. Erwähnt sei noch, daß die Herausgeberin keine Anmerkungen macht. Wir wollen das nicht tadeln, aber doch bemerken, daß der Laie manche Sätze Schillers mißverstehen muß, wenn er ihren Anlaß nicht kennt, wenn er nicht weiß, auf welche Personen oder Ereignisse Schiller anspielt. Wie weit die Äußerungen dramatischer Personen oder der Balladenhelden Schillers eigene Meinung spiegeln, wird oft schwierig zu beurteilen sein; aber es scheint uns, daß die Herausgeberin vorsichtig genug war.

* * *

Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna v. Sydow. Erster Band. Briefe aus der Brautzeit 1787—1791. Mit den Nachbildungen zweier Briefe. Berlin, E. S. Mittler & Sohn 1906. Gr.-8°. 488 S. 9 M., gebunden 10 M.

Zunächst überrascht die vornehme, gediegene Ausstattung des Buches; noch vor drei, vier Jahren hätte man eine solche Brieffammlung in ein geringeres Gewand getan.

Zum vornehmen Kleide paßt hier der Inhalt durchaus. Zwei junge Leute reden darin, der Referendarius Wilhelm v. Humboldt und seine Braut Karoline v. Dacheröden, aber welche merkwürdige Weisheit, welche vornehme Gesinnung steckt in ihnen! Und diese Weisheit

und Gesinnung sind nicht aus Büchern zusammengelesen, sondern erscheinen wie angeboren. Wenn über Wert und Berechtigung des Adels gestritten wird, könnten seine Freunde dies Buch hervorholen, um zu beweisen, daß auch eine höhere Richtung der Seele mit dem höheren Range sich vererbt. Was wir andern in hartem Kampf gewinnen können, bekamen solche echten Adligen in der Wiege mit. Man braucht nur den Bräutigam Humboldt neben den gleichzeitigen Bräutigam Schiller zu stellen, ihre Briefe nacheinander zu lesen, so hat man deutlich vor sich: Schiller mußte erst durch mancherlei Läuterungen hindurch, um adlig zu werden; sein Freund Humboldt hatte von Knabenjahren an die vornehmste Gesinnung, blickte stets auf Menschen und Welt von hoher Warte herab.

Der Wert dieser Brieffammlung beruht also darin, daß sie uns einige Abende in Gesellschaft mit zwei allerbesten jungen Leuten bringt. Aber auch der kulturgeschichtliche Wert ist groß. Es ist erstaunlich, wie Menschen und Sitten um 1780 und 1790 andere waren als heute. Unsere heutigen jungen Leute werden lachen über die Gefühlseligkeit ihrer damaligen Vorgänger, über das viele Schwärmen, Seufzen, Umarmen, Küssen, Weinen. Die ersten Briefe der Sammlung gehören geradezu in ein kulturhistorisches Lesebuch; sie verdanken ihre Entstehung dem „Tugendbunde“, einer schwärmerischen geheimen Vereinigung, wie sie heute auch nicht mehr möglich erscheint. Die Einleitung belehrt uns vortrefflich über diesen Bund; diese Einleitung ist überhaupt musterhaft, ein Professor hätte sie zehnmal so lang gemacht, aber

was Frau v. Sydow schreibt, genügt vollkommen zur Einführung.

Da das Buch im Verlage dieser Zeitschrift erschienen ist, könnte mein Lob verdächtig erscheinen; ich will deshalb einen gewichtigen Tadel nicht zurückhalten. War es nötig, alle diese Schwärmereien, diese gegenseitigen Anhimmelungen abzudrucken? Hätten nicht einige Proben genügt? Liebesbriefe haben das dankbarste Publikum, aber es besteht immer nur aus einer einzigen Person. Verweist man mich auf Goethes Briefe an Frau v. Stein? So antworte ich: sie zeichnen sich durch große Kürze aus, es sind kleine lyrische Gedichte in Prosa; die Ergießungen von Wilhelm und Karoline sind aber erheblich länger und breiter. Ich gestehe, daß ich viele Seiten nur oberhin angesehen und zumeist nur dort aufmerksam gelesen habe, wo die lyrische Ergießung von Erzählungen abgelöst wurde. Auf diese Weise findet man denn auch viel Wertvolles und Neues: über Schiller, Lotte v. Lengefeld, Karoline v. Beulwitz, Goethe, Dalberg, Alexander v. Humboldt und besonders auch über Wilhelm v. Humboldts Entschluß, um seiner eigenen Bildung willen eine ausichtsreiche Laufbahn im Staatsdienste zu verlassen. Hier imponiert uns der junge Referendarius am meisten.

* * *

Wilhelm Bölsche, Naturgeheimnis. Mit Buchornamenten von Anna Gramatjka. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig, 1905. 8°. 311 S. 5 Mk., gebd. 6,50 Mk.

Bölsches Art ist bekannt; er hat sehr viele dankbare Leser, und unter tausend angestellten Lehrern der Natur-

wissenschaften ist kaum einer, der so viel Aufmerksamkeit erweckt und so viel Kenntnisse mitteilt wie der freie Schriftsteller Bölsche. Ich will bekennen, daß ich mich zuweilen über ihn ärgere, denn ich glaube, er könnte noch viel Besseres leisten. Es ist in seinen Büchern zu viel Eile, zu wenig Feile; er baut und bildet sie nicht, sondern er redet darauf los, und so wenig er sonst den Pastoren gleicht, so hat er doch den Wortschwall einiger Kanzelredner. Seine Bücher könnten um ein Drittel kürzer sein, ohne an Inhalt oder Gehalt einzubüßen. Dieser Art von Schriftstellern sollte die Nation Renten aussetzen mit der Verpflichtung, daß sie in der Zukunft nur halb so viele Bücher und Aufsätze herausgeben dürfen als bisher.

Doch warum erwähnen wir Bölsche in dieser Zeitschrift? Weil er von Goethe erfüllt ist und immer wieder von ihm redet; Goethe gehört ja nicht so sehr zur philologisch-historischen Fakultät, wie man das nach den Autoren der Goethe-Literatur vermuten könnte. Es ist noch nicht lange her, da galt der Philosoph und der Naturforscher Goethe wenig; seine und seiner Zeitgenossen Naturphilosophie war etwas Totes, Überwundenes. Jetzt finden Fehner, Hädel, Wilhelm Bölsche, Bruno Wille und Verwandte einen sehr großen Leser- und Hörerkreis: und zwar in ihrer Eigenschaft als Fortsetzer Goethescher Naturphilosophie.

* * *

Wege nach Weimar. Monatsblätter von Fritz Lienhard. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Vierteljährlich 1,50 M. Seit Oktober 1905 erscheinend.

Eine persönliche Zeitschrift, gleichsam ein gedruckter monatlicher Brief Lienhards an seine Freunde und Geistesverwandten. Der Titel der kleinen Zeitschrift hat mehr als Einen irregeführt; er läßt erwarten, daß die Blätter von Schiller, Goethe, Herder und Wieland reden. Das tun sie auch, aber bisher kamen mehr als sie Heinrich v. Stein, Gobineau, Wagner und Nietzsche zur Geltung; auch Tauler, Selma Lagerlöf und das Harzer Bergtheater erschienen in Lienhards Beleuchtung. Der Herausgeber faßt eben das Wort „Weimar“ in besonderer Art: es ist ihm „das Verständigungszeichen für einen feiner-menschlichen Zustand“; „demnach ist der Weg nach Weimar ein Weg in die schöpferische Stille“. Lienhard predigt die Weltabkehr Goethes und Schillers, also z. B. die Abkehr vom politischen Parteiwesen und von der Polemik mit Geringeren oder Andersartigen. Ein Bild von Heinrich v. Stein eröffnet die Zeitschrift.

* * *

Ferner erhielten wir:

Fritz Lienhardts Gedichte. Buchschmuck von Hermann Hirzel. Zweite Auflage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1906. 217 S.

* * *

Kunstwart. Herausgeber: Ferdinand Avenarius. Verlegt bei Georg D. W. Callwey in München. Erscheint monatlich zweimal, Preis vierteljährlich 3,50 M. Im Oktober 1905 begann der 19. Jahrgang.

Eine so reichhaltige Zeitschrift zu besprechen, würde viel Raum und Zeit erfordern. Hier sei nur gesagt, daß sie sicherlich in Goethes Sinne geleitet wird und nach

seinen Wünschen wirkt. Der ‚Kunstwart‘ ist kein Organ von und für Ästheten oder von und für Kunstgelehrte, sondern er hat es immer mit dem ganzen Menschen zu tun; er predigt sicherlich nicht *l'art pour l'art*, auch nicht eigentlich „die Kunst für das Volk“, wohl aber, daß die Kunst den Menschen etwas Gutes geben, ihnen wohlthätig sein muß. Der gesunde Menschenverstand herrscht hier, Phrasen werden nicht zugelassen. (Wir haben jetzt auch ein halbes Duzend sehr schöner Kunstzeitschriften, deren Text zu zwei Dritteln aus Phrasen besteht; es schadet das freilich nicht viel, weil der Text nur zur Abwechslung mit den Bildern mitgedruckt wird.) Daß Goethe im ‚Kunstwart‘ immer wieder genannt wird, versteht sich von selbst. Daß der Schreiber dieser Zeilen gelegentlicher Mitarbeiter ist, sei der Ordnung halber erwähnt.

* * *

Meisterbilder, herausgegeben vom Kunstwart, Blatt 127—144. Jedes Blatt im Umschlag, der erläuternden Text enthält, 25 Pf.

Wenn Goethe sich in seinem eigenen Hause ein Museum schuf, so können wir Heutigen ihm das viel bequemer nachmachen. Wir erlangen schon für wenig Geld viele Schätze, wenn wir nur die Meisterbilder und andere Kunstwart-Unternehmungen bestellen. Das letzte Paket „Meisterbilder“ bringt uns von Rembrandt: Jan Six, Jan Six am Fenster, Die Vorsteher der Tuchmacherzunft, Brustbild daraus; von Franz Hals: Ein Offizier; Johann v. d. Meer: Lesendes Mädchen; Paulus Potter: Kopf des jungen Stieres; Ruisdael: Bewegte

See; Holbein d. J.: Samuel und Saul; Dürer: Auferstehung, Anbetung der Könige; Kethel: Sieg des Todes; Melozzo da Forli: Engel mit Geige, Engel mit Laute; Sodoma: Sebastian; Filippo Lippi: Madonna im Walde; Palma Vecchio: Violante; Michel Angelo: Daniel.

Wir meinen: Goethe hätte den blutigen Märtyrer Sebastian voll Abscheu von sich geschoben, die andern Blätter aber alle mit Entzücken betrachtet und dabei gebremmt: Sie sollen gelobt sein und abermals gelobt sein.

* * *

Kritik der Kritik. Monatschrift für Künstler und Kunstfreunde. Herausgeber A. Halbert und Leo Horwik. Breslau, Schlesiſche Verlagsanstalt von S. Schottländer. Jedes Heft 30 Pf., jährlich 3 M.

Was hätte Goethe hierzu gesagt? Etwa dies: Das geschieht ihnen ganz recht, den professionellen Besserwissern, daß nun auch sie an die Reihe kommen und in schändlicher Blöße auf offenem Markte an den Pranger gestellt werden. An Wiß und Schärfe fehlt es diesen neuesten Kritiker-Kritikern nicht; so mögen sie denn eine Zeitlang ihres Amtes walten und dem verzerrenden, herunterreißenden, naseweisen Gelichter einigen Schreden einjagen. Das besonders freut mich, daß so viele Künstler und Schriftsteller, die befragt wurden, in diesen Blättern von sich sagen konnten, daß sie gar nicht lesen, was man über sie schreibt.

Nicht Augenblide steh' ich still
Bei so verstockten Sündern,

Und wer mit mir nicht schreiten will,
Soll meinen Schritt nicht hindern.

* * *

Schlufwort. In den künftigen Heften sollen keine Bücherbesprechungen mehr erscheinen. Es macht mir kein Vergnügen, an meine Kollegen und die Herren Verleger Lob und Tadel auszuteilen, und die Bücher ohne jedes Urteil zu charakterisieren, gelingt mir nicht. Einem andern möchte ich diese Aufgabe auch nicht übertragen. Die Auswahl der besprochenen Bücher war bislang eine recht zufällige; hätte ich aber nach Vollständigkeit gestrebt, so würde ein allzu großer Teil der Zeitschrift in Anspruch genommen worden sein. Auch kann der bisher dafür verwandte Raum besser einer unmittelbaren Beschäftigung mit Goethe und seinen Zeitgenossen dienen. Man wolle mir also keine Rezensionsexemplare mehr zusenden. Aus eigenem Antrieb auf vortreffliche neue Bücher hinzuweisen, habe ich in den andern Abteilungen der Zeitschrift immer noch Gelegenheit, und sie wird benutzt werden.

Weimar.

Dr. W. Bode.





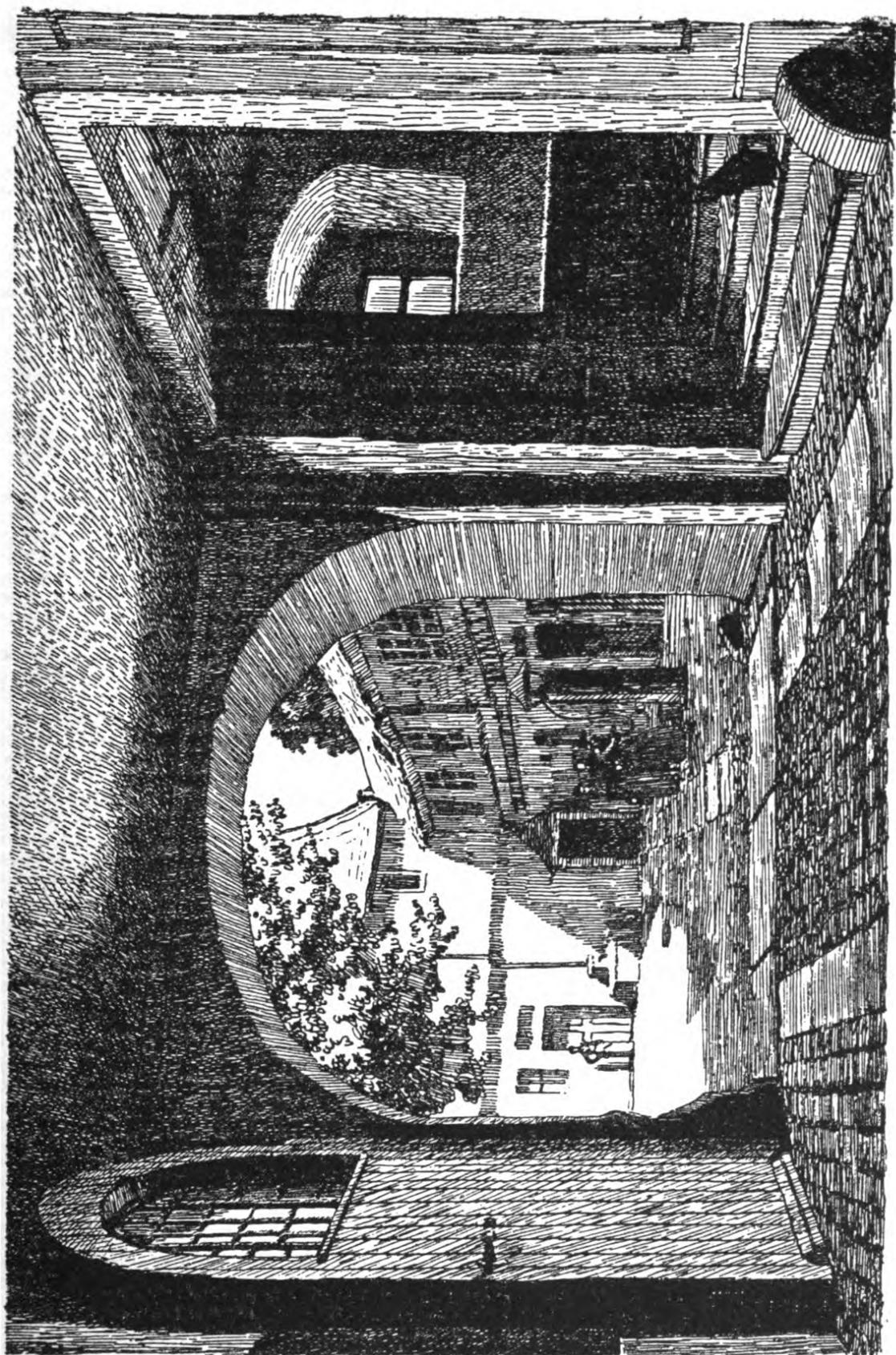
Unsere Bilder.

Das Heiligtum der Verehrer Goethes ist ein gar bescheidenes Zimmer. Nur der Arbeit war es gewidmet, und darum fehlt hier alles Schmückende, alles die Aufmerksamkeit Ablenkende; im Hause waren viele Kunstwerke, in diesem Zimmer keins. Auch das Bequeme, Behagliche suchen wir vergebens; Goethe meinte, daß man in der Arbeitsstube keine Verführung zur Faulheit haben dürfe. Aber man darf sich die „Klosterzelle“ auch nicht gar zu nüchtern vorstellen. Daß sie nach Süden lag und auch im Winter von Licht durchflutet war, läßt uns Tessenow empfinden. Von der Nordwand aus heizte ein breiter, gemütlicher Ofen, der mit Holzklöhen gefüllt wurde, so kräftig, daß er es den Gästen des alten Herrn oft zu gut meinte. Links an der Seite stand auch nicht immer das Schubladenpult, sondern manches Jahr hindurch war ein Sofa dort. Daß noch im hohen Alter Goethe das bequeme Möbel hinaustragen ließ, um von seinen Sammlungen etwas allernächst zu haben, ist charakteristisch genug. Das Korbgestell auf der rechten Seite nahm sein Taschentuch auf; auf dem Tische liegt ein Kissen, auf dem er beim Diktieren die Ellenbogen stützte oder die Arme ruhen ließ,

weniger aus Bedürfnis, als damit die Geschenke der Freundinnen, die immer etwas stiden und häfeln wollten, doch auch benutzt würden.

Eine der schönsten Stellen im weimarischen Parke zeigt uns Karl Hummel. Die Sternbrücke führt vom Schlosse aus über die Elm und dann auch noch über ein eben aus der Erde gequollenes klares Wasser, den Läuterbach, der über Moos und Kresse seinen kurzen Lauf zur Elm tut, aber unter dem Brückenbogen von fleißigen Wäscherinnen rasch noch gezwungen wird, ihre Linnen zu spülen. Links davon sehen wir einen Eingang, der in die Brücke hinein und auf ihre Fahrstraße hinauf führt; noch weiter links haben wir dann die Elm und das Schloß. Der Maler, der uns dieses poesiedurchglänzte Bildchen schenkte, ist einer der wenigen Lebenden, die Goethe noch gekannt haben; sein Vater war der große Virtuose und Komponist Johann Nepomuk Hummel, seine Vornamen hat er von seinem Paten Karl Maria v. Weber. Hummel macht die alten Sprüche „Unser Leben währet siebzig Jahre“, „vita brevis“ zu Schanden; der jetzt Vierundachtzigjährige zeichnet und malt nun schon siebzig fleißige Jahre hindurch, und als ich ihn neulich nach seiner diamantenen Hochzeit besuchte, stand er wie immer vor seiner Staffelei; er klagte, diese großen Festlichkeiten hätten ihn ein bißchen aus der Ordnung gebracht, aber er werde schon wieder hineinkommen. Ich will ein andermal mehr von ihm und seiner Lebensgenossin erzählen.

Ludwig Bartnings Zeichnung läßt mich an den dänischen Märchendichter Andersen denken: er sollte den



Blick in das Kirmsche Haus.
Von Ludwig Bartning.

Text dazu schreiben! Er würde der alten Torfahrt Gedanken und Sprache verleihen, und die ungeheure Pforte würde um Mitternacht, wenn der Hof abgeschlossen ist und der Mondschein durch ihre vielen Fensterscheiben fällt, zu plaudern anfangen, mit der schwarzen Katze vielleicht, die auf den Stufen im Vorderhause sitzt. „Vieles aus alter Zeit habe ich vergessen; es sind ja auch so viele Tausende von Menschen dort von der Jakobsstraße hereingekommen und dann vorn im Hause die Treppen hinaufgestiegen oder über den Hof oder noch weiter in unsern hübschen Garten gegangen. Aber ich fühle es, wenn ein Großer in meiner Nähe vorübergeht. Von Luther und Kranach habe ich nur erzählen hören; Luther soll die Gasse hinter unserm Hinterhause manchmal gegangen sein. Der erste, an den ich mich erinnere, ist Johann Sebastian Bach, er wohnte ganz in unserer Nähe auf dem Töpferberge, den sie jetzt Herderplatz nennen. Er pfiff vor sich hin, als er, in der einen Hand ein Knopfstöckchen, in der andern ein Blumensträußchen, unsere Treppe herunterkam. Später sah ich öfters eine edle junge Fürstin, Anna Amalia; sie wollte sich mit unseren Hausherren beraten, mit Karl Kirms und Franz Kirms, die doch selber noch junge Leute waren. Das Land litt unter schlimmer Hungersnot, die Regentin hatte Getreide aus Polen kommen lassen, damit die Bauern Saatkorn für nächstes Jahr hätten, aber die Bauern hatten es kaum in Händen, so verzehrten sie es. Anna Amalia ließ viele neue Fuhren kommen, und man riet ihr, sie solle sie durch die Familie Kirms abgeben lassen. Da kamen viele Säcke Korn in unser Haus; die Mutter unserer Herren, die

Witwe von Joachim Kirms, der Lehrer von Herzog Ernst Konstantin war, buk viele Brote; die Hungrigen wurden gespeist, aber die Bauern mußten geloben, das Saatkorn nicht vor der Zeit anzurühren, und vor den Brüdern Kirms und ihrer Mutter fürchteten sie sich mehr als vor ihrer jungen, freundlichen Herzogin.

Später kam viel Theatervolk in unser Haus, als Franz Kirms mit Goethe die Geschäfte für Karl Augusts Theater leitete: Jffland kam oft, die Karoline Jagemann von Kindheit an — ich wunderte mich immer, wie gern sie unsern dummarigen weimarischen Dialekt sprach, als sie schon Frau von Hengendorf hieß und hier nebenbei im Deutschherrenhause wohnte, das ihr der Herzog geschenkt hatte. Es kamen auch die Theaterdichter, die Kogebue, Zacharias Werner und viele andere; es kamen auch Schiller und Goethe. Als unser Herr Karl, der Legationsrat, 1815 sein Jubiläum feierte, schickte Goethe seinen Sohn mit einem Glückwunschgedicht; den Anfang weiß ich noch, denn er handelt von meinesgleichen:

Frage nicht, durch welche Pforte
Du in Gottes Stadt gekommen,
Sondern bleib' am stillen Orte,
Wo du einmal Platz genommen . . .

Damals wohnte auch eine gar schöne und fluge Frau bei uns, eine Nichte der Brüder, Frau Amalie Vogt, geborene Ludewig, sie war von ihrem Manne, dem Sohne des Ministers, geschieden und hatte unter Schriftstellern und Künstlern überall viele Freunde. Später zog auch Herr v. Beaulieu ein, der Hofmarschall, und merkwürdige Menschen kamen, ihn zu besuchen. Der riesenhafte russische

Gesandte Apollonius v. Maltiz brachte einst einen russischen Grafen an, einen seltsamen Menschen, der Leo Tolstoi hieß und von nichts als Kindergärten und Volksschulen redete. Und einmal wohnte mein bester Freund, Hans Christian Andersen aus Dänemark, monatelang bei uns und hat mich oft angeschaut, wie wenn er meine Gedanken verstünde, oder wie wenn er aus meinen Reizen und Runen Geschichten ablesen wollte. Hinten im Garten hat er unsern Fräuleins seine Geschichte vom roten Schuh vorgelesen, und zu ihrer Tante sagte er: „Frau Airms, Ihr Garten ist ein ganzer Blumenkorb.“ Unsere jetzige Herrin, Fräulein Kradow, war damals noch jung; sie hat noch heute seine Albumblätter: „Das Leben ist das schönste Märchen“ und die Verse:

O Thüringen, bei deines Namens Klang
Ist's mir, als hört ich Weltenstimmen tönen,
Das Land, wo Luther sprach und Goethe sang,
Die Heimat ist's des Herrlichen und Schönen. — —

So schwächt das alte, große Tor und würde weiter schwächen, aber „der beschränkte Raum unserer Zeitschrift gestattet uns leider nicht“, weitere Beiträge von ihm anzunehmen. Er gestattet uns auch nicht, ausführlich von Goethes letztem Sekretär Schuchardt zu reden, der nicht nur Freund manches Künstlers und Kunstgelehrten, sondern auch selber zuweilen ausübender Künstler war; sein Kanzlerbild zeigt uns nicht den gemütlichen Hausfreund Goethes, an den wir durch Schmeller gewöhnt sind, sondern den würdevollen Festredner, als welcher er auch in diesem Hefte zu uns gesprochen hat.

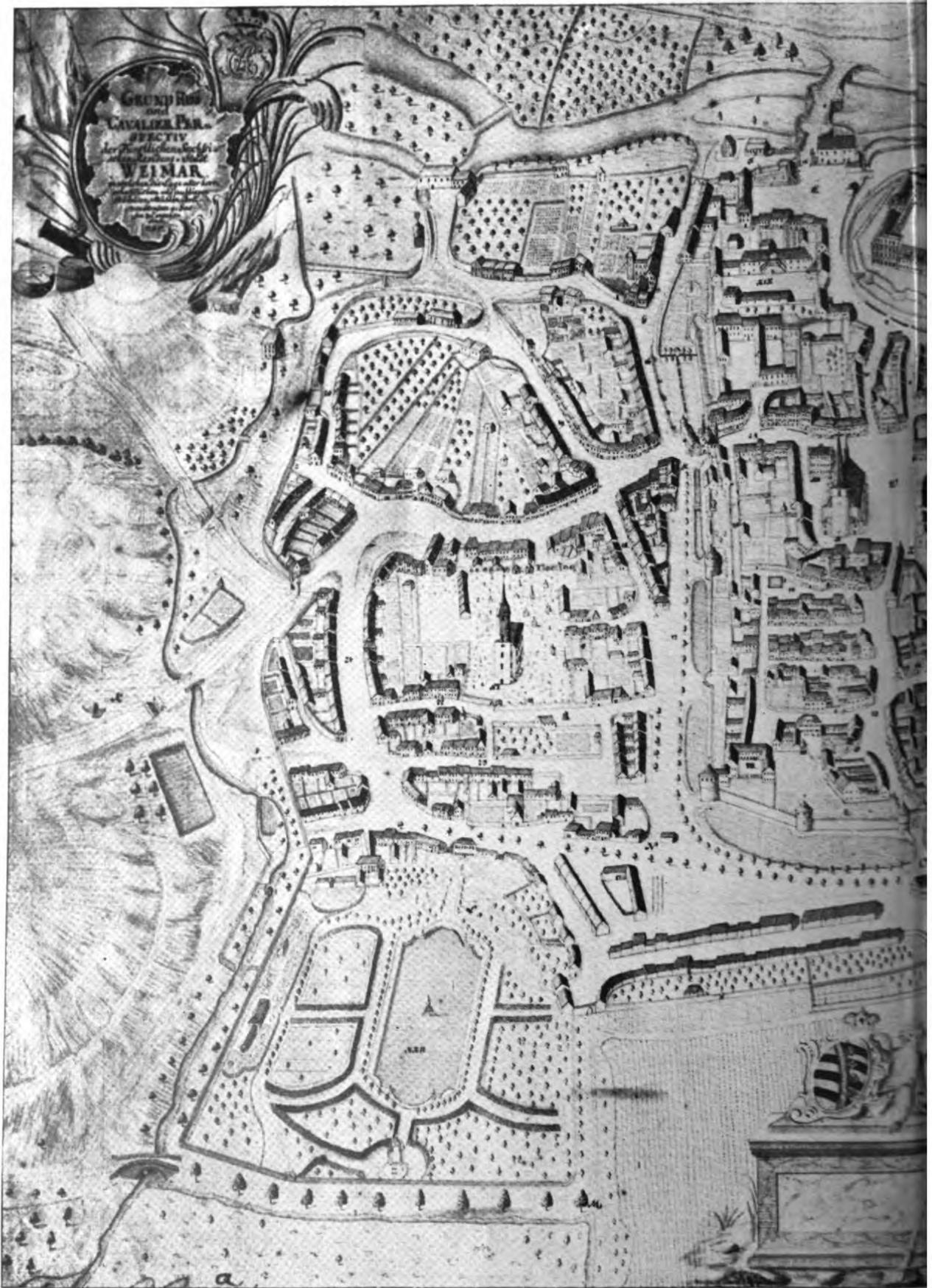
Mancher Leser weiß, daß Goethe die „Umriffe“,

die Moritz Rejsch zu seinem ‚Faust‘ gemacht hat, hochschätzte, aber wenige wissen sonst etwas von diesem Künstler. Er ist Sachse, Dresdner, 1799 geboren, 1857 gestorben. Seit 1816 war er in der Vaterstadt nach vollendeten Studien Mitglied der Kunstakademie, 1824 wurde er Professor; später zog er sich aufs Land, nach Hoflößnitz zurück. Er erlangte eine nicht geringe Berühmtheit, nachdem er sich von der Ölmalerei abgewandt hatte und Radierungen zu Goethes, Schillers, Bürgers und besonders auch Shakespeares Dichtungen zeichnete und selber radierte. Namentlich in England war es eine Zeitlang in feinen Häusern Sitte, eine seiner Mappen im Salon zu haben.

Vor Tischbeins Bild wollen wir nur von dem Modell zur Iphigenie sprechen. Als Goethe im Frühjahr 1787 nach Neapel kam, besuchte er dort den englischen Gesandten Sir William Hamilton, denn dieser war ihm als großer Kunstliebhaber und Altertumsforscher bekannt. Und er berichtete alsbald nach Weimar: „Hamilton ist ein Mann von allgemeinem Geschmac, und nachdem er alle Reiche der Schöpfung durchwandert, an ein schönes Weib, das Meisterstück des großen Künstlers, gelangt.“ Und an anderer Stelle: „Er hat sie bei sich, eine Engländerin von etwa zwanzig Jahren. Sie ist sehr schön und wohlgebaut.“ Diese Frau, die in Wahrheit 27 Jahre zählte, nannte sich Emma Harte; ihr wahrer Name war Emma Lyons. Aus den untersten Schichten heraufgekommen, war sie Dienstmagd, Kellnerin, Geliebte von mehreren Offizieren und Vornehmen gewesen. Ihre üppige Schönheit können auch wir Heutigen noch er-

kennen; in ihrer englischen Heimat malte sie Romney, in Italien Tischbein wiederholt, ein sehr schönes Bild von ihr ist im Wittumshaus zu Weimar. Im Herbst 1791 wurde sie rechtmäßige Gemahlin des alten Ritters Hamilton; sie spielte dann auch in der Politik noch eine wichtige Rolle, bis sie 1798 den Liebeswerbungen Nelsons nachgab, der sie 1793 in Neapel kennen lernte. Als der große Seeheld 1805 den Tod für sein Vaterland starb, begehrte er von seiner Nation, daß sie für Lady Hamilton und sein und ihr Töchterlein Horatia Sorge; das geschah nicht, denn die tugendhaften Engländer dachten nur an die Sünden und Fehler der Hamilton. Sie starb 1815 zu Calais in Armut und Elend.

Emma Harte gehörte übrigens nicht nur zu den schönsten und berühmtesten Favoritinnen, sondern war auch eine hervorragende Künstlerin. Sie war eine Vorgängerin der Mendel-Schütz, die vor hundert Jahren auch in Weimar auftrat; am raschesten wird sie uns Heutigen deutlich, wenn wir an Isadora Duncan denken. Sie war eine Wiedererwederin der antiken plastischen Mimik und Orchestik; auch erfand sie einen Schaltanz, der viel bewundert wurde. Goethe durfte ihre Künste in Hamiltons Hause bewundern. Er erzählt davon unter dem 16. März und 27. Mai 1787 in der „Italienischen Reise“: „Man schaut, was so viele tausend Künstler gerne geleistet hätten, hier ganz fertig in Bewegung und überraschender Abwechslung.“

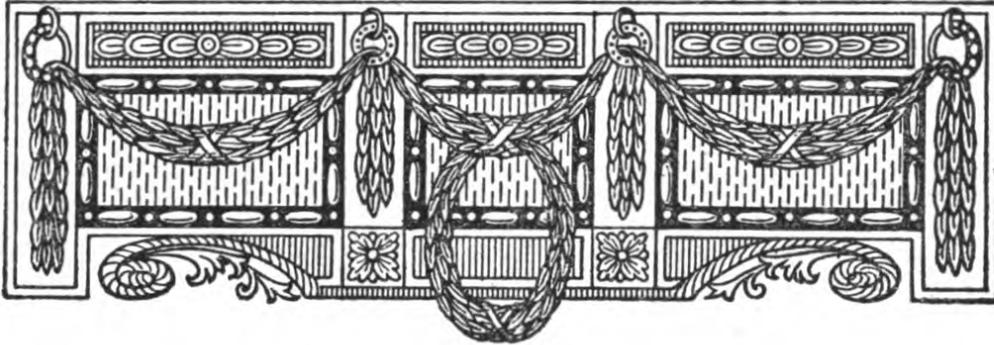


Weimar
Grundriß und Kavalier



Nach dem Original in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.

785.
 pektive von Lössius.



Achtzehnhundertundsechs in Goethes Dichtung.

Goethes Annalen über 1806 haben einen sonderbaren Schluß, und die über 1807 einen sonderbaren Anfang. Nämlich:

1806. Den 6. [Oktober] fand ich in Weimar alles in voller Unruhe und Bestürzung. Die großen Charaktere waren gefaßt und entschieden; man fuhr fort, zu überlegen, zu beschließen: Wer bleiben, wer sich entfernen sollte? Das war die Frage.

1807. Zu Ende des vorigen Jahres war das Theater schon wieder eröffnet: Balkone und Logen, Parterre und Galerie bevölkerten sich gar bald wieder, als Wahrzeichen und Gleichnis, daß in Stadt und Staat alles die alte Richtung angenommen.

Goethe hat nicht den Mut gegen sein eigenes Gemüt gehabt, die Katastrophe zu schildern, die am 14. Oktober über Weimar hereinbrach und am 24. Dezember mit der Unterwerfung unter Napoleon und Anschluß an seinen Rheinbund ein vorläufiges Ende fand. Er hatte 1797 in einem Briefe an Schiller gestanden: „Ich kenne mich zwar selbst nicht genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte, ich erschrecke

aber bloß vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte.“ Hier schreckte er auch vor einer bloßen kurzen Chronik tragischer Vorgänge zurück. Während der Unglückstage schrieb er Einzelheiten für den abwesenden Herzog oder für Freunde wie Schelling auf Briefbogen nieder; aber er vernichtete sie wieder, statt sie fortzusetzen. Im nächsten Jahre wollte es ihm scheinen, daß diese Ereignisse sich zu einer epischen Darstellung eigneten; aber das war nur ein flüchtiger Gedanke. Lange nachher, im Frühjahr 1825, besuchte ihn ein englischer General namens Congreve und fragte ihn im Gespräch: „Sie waren doch zur Zeit der berühmten Kriege hier; haben Sie nie Ihre Feder in derartigen Schilderungen geführt?“ Und Goethe antwortete: „Nein. Das war mir eine zu schreckliche Wirklichkeit und zu nahe stehende Verhältnisse. Sie waren zu poetisch, als daß des Dichters Phantasie etwas hinzufügen könnte, und deshalb war es nicht meine Sache.“

Aber Goethe irrte sich, als er das sagte. Er hat doch, bei aller Abneigung gegen das Furchterliche, jene Ereignisse poetisch dargestellt, in Versen, aus denen trotz aller Stilisierung seine Erregung über das Erlebte sich uns noch kräftig mitteilt. Er dachte 1825 offenbar nicht mehr an das ‚Vorspiel zur Eröffnung des Weimariſchen Theaters am 19. September 1807‘. Dies Vorspiel zerfällt in zwei Teile: eine Schilderung des Krieges und eine Lobpreisung des wahren Patriotismus. Der Krieg tritt uns in zwei Figuren entgegen: die *Kriegsgöttin*, gleichsam Napoleons Seele, und eine *Flüch-*

tende, die das friedliche weimarische Volk darstellt.
So sprechen die Tat und das Erleiden zu uns.

Unter Donner tritt die Kriegsgöttin in eine
nächtige Wald- und Felsenlandschaft:

Durch dieser nachtbedeckten Felder still Gebreit,
Mit unbemerkten Schritten, stürm ich rasch heran,
Ob irgend jemand widerstände meiner Kraft.
Noch aber find' ich niemand. Ja, behende soll
Dies Schwert mir Raum verschaffen, wenn sich mir
Die aufgeregte Menge kühn entgegenstellt:
Denn diesem Stahle widersteht kein Sterblicher.
Ein grauser Kampf umhüllt sich bald mit Nebelnacht,
Und meine Fadel leuchtet weit und breit zur Flucht.

Schon reihenweis liegt ausgestreckt Getötetes,
Wie hinter emsig Mähenden das Blumengras.
Ich aber, unaufhaltsam, kräftig schreite vor,
Dem Glücksgestirn entgegen, das mich leitete.
Wohlauf denn, Schlachtruf!
Töne gräßlich durch die Nacht!
Du Blitzgeschloß, verbreite Schreck, verbreite Tod!
Heran, ihr Donner, ihr mich längst verkündenden!

Entwidle dich, du hagelschwerer Wolkenzug!
Stürz', alles überrauschend, flutendes Gestein,
Und schwemme, was entgegensteht, vom Grund hinweg!

Eine Flüchtende:

Wo flieh ich hin? wo berg ich mein bedrohtes Haupt?
Denn überall umgeben mich die Drängenden.

Gewalt'ger Kriegskampf, Waffenklang und Mord-
 geschrei
 ertönen heute, wo noch gestern Friede sang.
 Und aufgeschreckt wir Armen, scharweis fliehen wir,
 Und gleich zersprengt, von Ungemach zu Ungemach.
 Umsonst! Kein Ausgang aus dem Irrsal zeigt sich
 mir.

Der finst're Bergwald, Nacht und Schrednis heget er,
 Die Felsenwand an aufgeregter, wilder Flut,
 Sie halten hier und überall den Schritt mir an;
 Und aus der Tiefe tönet mir der Schredensruf:
 Zurück! zurück! Wohin entfliehst du, Einzelne?
 Zurück! Des Gatten denke, den das scharfe Schwert,
 Der Kinder, die des Hauses Flamme tobend faßt!
 Vergebens! ach! an dieser Stelle trennet mich
 Der breite Strom des mörderischen Ungefühls
 Mit blut'gen Bogen von bekannter Spur hinweg.

O, Seligkeit verhüllendes und nie genug
 Geschätztes Dach der Friedenshütte, die mich barg!
 O, nie genug verehrter Engraum, kleiner Herd!
 Du runde Tafel, die den holden Kinderkreis
 Anmutig anschloß elterlicher Sorgenlust —
 Dort lodert's auf! Die Ernte strömt in Feuerquall
 Zum Himmel an, und des Besizes treu Gehäus
 Schwankt unterflammt und beugt sich, widersteht und
 sinkt.

Durchglühter Schutt stürzt, Flammenrauchstaub kraust
 empor,
 Und unten krachend, schwerbelastet, dumpfgedrückt,

Verloht so vieler Menschenjahre werter Fleiß,
Und Grabesruhe waltet über Trümmern.

— — — — —

Ach!

Selbst in das Grab dringt wilder Elemente Wut
Und reißt die Toten zwischen die Lebendigen;
Sie sollen schauen, welch ein Elend uns betraf,
Und irren, unsre Väter, heimatlos wie wir.

— — — — —

Schon kehrt zurück das Wetter, das zerstörende —
Vergebne Hoffnung, ausgewütet hab es nun;
Es kehrt zurück und raset allgewaltiger,
Und Land und Meer bewegen sich in wildem Bund.
Ist dies der Erde fester Boden? Weh mir! Weh!
Und dies die Pfade, sicher sonst betretene?
Im Schiffe steh ich, wogend schwankt es hin und her;
Mein Knie versagt mir; nach dem Boden zieht es mich;
Zu knieen und zu flehen dränget mich das Herz.

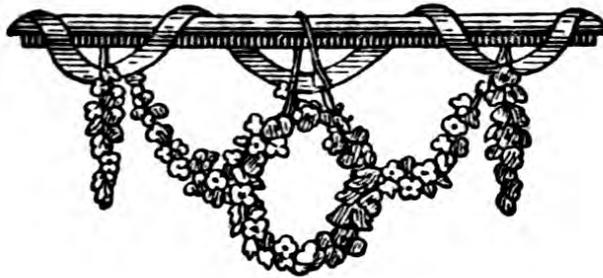
— — — — —

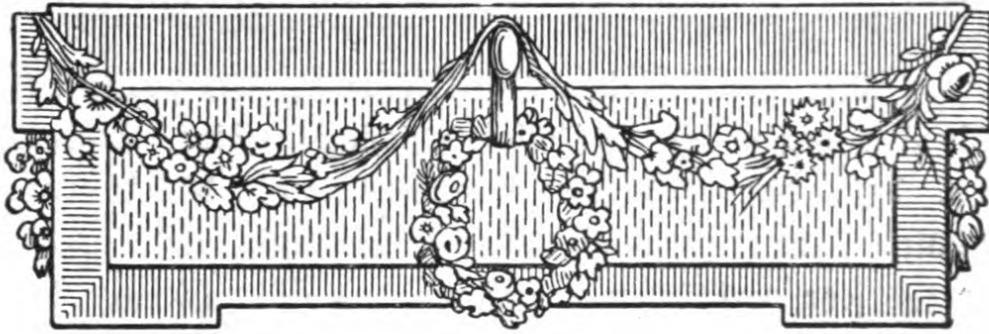
Ist über dieser Wolkendecke düstrer Nacht
Kein Stern, der in der Finsternis uns leuchtete?
Kein Auge, das heruntersah auf unsre Not?
O du, dem ich von Jugend auf hinangefleht,
Du, dessen heil'gen Tempel ich mit Kinderschritt
Und Kindersinn erst, dann mit warmer, jugendlich
Bewegter Brust hinanstieg, im vertrauenden
Andächt'gen Chor der Älteren und Ältesten
Mit heitrem, festtags=sonnenhaften Freudeblick
Ein Danklied, ein Triumphlied deiner Vaterkraft
Und Vatergüte tausendstimmig dargebracht —

Warum verbirgst du hinter düstern Teppichen
Dein Antlitz, deiner Sterne strahlende Heiterkeit?
Ist es dein ew'ger Wille? Sind es der Natur
Unbänd'ge, taube Kräfte, dir im Widerstreit,
Dein Werk zerstörend, uns zerfnirschend?

Weh mir! Weh!

Bergebens alles! Immer wilder drängt's heran.
Die Elemente hassen sich, die tobenden;
Die Welle sprüht des Felsenwaldes Äste durch,
Und in dem blickdurchflamnten Aether schmelzen hin
Die Gipfel, Glutstrom stürzt um Verzweifelnde!





Achtzehnhundertundsechs in weimarischen Briefen.

Am 19. August 1806 hatte Goethe in Jena mit dem jungen Professor Heinrich Luden ein langes Gespräch über den Beruf des Geschichtschreibers und den Wert der Geschichte. Goethe war entweder in Mephistolaune oder er ging darauf aus, den eben nach Jena berufenen Luden durch Einspruch und Widerspruch zu offenen Bekenntnissen zu reizen. Er sprach der historischen Wissenschaft überhaupt jeden Wert ab. Es sei unmöglich, über etwas Vergangenes die Wahrheit festzustellen. Sir Walter Raleigh habe die Handschrift eines geschichtlichen Werkes ins Feuer geworfen, als er Augenzeuge eines Vorganges gewesen war, den andere Augenzeugen, abweichend voneinander, ganz anders erzählten, als er ihn wahrgenommen hatte. Luden entgegnete: an der Wahrheit vieler Tatsachen könne man trotzdem nicht zweifeln; z. B. sei es ganz sicher, daß am 2. Dezember 1805 bei Austerlitz eine Schlacht zwischen dem französisch-deutschen und dem russisch-österreichischen Heere stattgefunden habe, daß die Franzosen den Sieg gewonnen und die Russen sich nach Schlesien zurückgezogen haben.

Über dies Beispiel Ludens führt auf das zweite Bedenken gegen die Geschichte. Schlacht, Sieg, Rückzug u. dgl., das sind Summationen und Abstraktionen. Wir können je nach unserer Kenntnis und Denkweise sehr verschieden summieren und abstrahieren. Bei Schlacht, Sieg, Rückzug sind wir zwar noch ziemlich einig, aber wenn von der Kultur, der Blüte, dem Glück eines Volkes die Rede ist, vom Zustande und Verhalten der höheren und niederen Stände, von Freiheit und Gerechtigkeit, Tugend und Laster: wer kann da noch die Wahrheit objektiv feststellen? Wer kann die vielen Millionen Einzelthaten richtig summieren? Luden wagte den Satz, die Geschichte eines Volkes sei das Leben des Volkes. „Das ist kühn!“ rief Goethe aus. „Wenig enthält auch die ausführlichste Geschichte, gegen das Leben eines Volkes gehalten!“

Wir wollen hier ein Stückchen Weltgeschichte so auseinanderfalten, daß ein ungewöhnlich großes Maß von Wahrheit erreicht wird. Wir lassen eine große Zahl Einzelthaten deutlich werden, alle aus dem Jahre 1806, alle aus Weimar. Briefe und Briefstellen sind unsere unmittelbaren Zeugnisse; sie sagen uns, was die gebildeten Bewohner Weimars in diesem ereignisreichen Jahre objektiv oder subjektiv erlebten. Dem Historiker ist solche ausführliche Darstellung sehr selten vergönnt; in anderen Städten müßte er uns erst Hinz und Kunz vorstellen, und ihre Erlebnisse müßten sehr absonderlich sein, um uns innerlich zu berühren; in unserm Falle kennen wir von vornherein die wichtigsten der 8000 Menschen, die in den 800 Häusern der Hofstadt wohnten.

Vergegenwärtigen wir uns die Personen! Da ist zunächst die fürstliche Familie: Herzog Karl August, als preußischer General viel abwesend, und seine Gattin, Herzogin Luise, stets anwesend; beide 49 Jahre alt. Sie hatten drei Kinder: den Erbprinzen Karl Friedrich, seit kurzem vermählt mit Maria Paulowna, einer Schwester des Kaisers Alexander von Rußland, die Prinzessin Karoline, 20 Jahre alt, und den Prinzen Bernhard, der erst 14 Jahre alt war, aber während des Jahres schon ins preußische Heer eintrat. Außerdem lebte noch die alte Mutter des Herzogs, Anna Amalia. Von den Damen und Herren des Hofes nennen wir Gräfin Henkel, Frau v. Wedel, die Fräuleins Thusnelda v. Göchhausen, Adelaide v. Waldner und Henriette v. Anebel, die Herren v. Egloffstein, v. Einsiedel, v. Seebach, v. Pappenheim, v. Spiegel, v. Hinzenstern. Dem Hofe nahe stand die englische Familie Gore.

Die wichtigsten Beamten des Staates waren Geh. Rat Voigt und Geh. Rat Wilhelm v. Wolzogen, Schillers Schwager. Dem Range nach höher stand der Geh. Rat v. Goethe, seit einigen Jahren Excellenz, aber er war nur für einige wissenschaftliche und künstlerische Anstalten tätig und verantwortlich. Andere höhere Beamte: v. Fritsch, v. Stein, Schnauß, Lahn, Weylandt, v. Koppenfels, Ridel, zwei Brüder Kirms, Voigt, Müller, Schmidt, Stichling, Böckel.

Angesehene Damen: Charlotte v. Stein, Charlotte v. Schiller, Karoline v. Wolzogen, Gräfin Bernstorff, Miß Gore, Karoline Jagemann, die auch Frau v. Hengendorf genannt wurde.

Dichter und Schriftsteller: Goethe, Wieland, Bertuch, Fernow, Falk, Riemer, Boß der Jüngere, Stephan Schüze, Georg Reinbeck, Vulpius.

Bildende Künstler: die Maler Kraus, Jagemann, Heinrich Meyer, Horny, Karoline Bardua; die Bildhauer Klauer und Weißer; der Steinschneider Jacius; der Baumeister Steiner.

Schauspieler und Sänger: Pius Alexander Wolff, Bohs, Graff, Malcolmi, Strohmeyer, Genast, Beder, Haide, Dels, Strobe, Denny.

Schauspielerinnen und Sängerinnen: Jagemann, Wolff, Teller, Bohs, Beck, Beder, Elstermann, Brand, Silie, Engels, Häßler.

Geistliche: Weber und Günther.

Ärzte: Huschke, Hunnius, Helmershausen.

Im nahen Jena lebten die Professoren Griesbach, Gabler, Starke Oheim und Neffe, Seebeck, Schelver, Lenz, Voigt, Eichstädt, Hegel, Luden, Seidensticker, Schnaubert. Goethe standen dort ferner nahe Major v. Anebel, Major v. Hendrich, Buchhändler Frommann, Buchdrucker Wesselhöft. Von den jenaischen Damen: Frau Griesbach, Frau Frommann, Minchen Herzlieb, Luise Seidler, Frau v. Anebel.

Von den genannten Personen waren der Herzog und seine Mutter preußenfreundlich gesinnt; außer ihnen wohl niemand. Feinde der französischen Nation und ihrer alten Kultur gab es kaum; als Krieger waren die Franzosen natürlich nicht willkommen. In den ersten Revolutionszeiten hatten selbst einige, die dem Hofe sehr nahe standen, wie Wieland, Herder und Anebel, die neuen

Republikaner verehrt. Dem alten römischen Reiche trauerte außer der stets legitimistischen Herzogin Luise wohl niemand nach; die noch bestehenden politischen Einrichtungen genossen wenig Ansehen. Über die Mission Napoleons, dessen ungeheure Kraft und Betätigung zur Bewunderung hinriß, war man noch zweifelhaft; manche hofften, daß er nach einigen weiteren herrlichen Siegen als Friedenskaiser über die Vereinigten Staaten Europas regieren würde, tausend Mißbräuche und veraltete Übel abschaffend. Übrigens fühlten sich alle als ohnmächtige Zuschauer; die Bürger hatten keine politischen Rechte, und auch die höchsten Beamten dieses Kleinstaates mit nur 100000 Einwohnern wußten, daß sie in dem gegenwärtigen Welt drama nur als Volk mitzuspielen hatten.

Am 20. Mai 1804 war Napoleon zum Kaiser der Franzosen ausgerufen. 1805 hatte er Süddeutschland unterworfen und die Österreicher und Russen besiegt, am 26. Dezember schloß Österreich mit ihm den berüchtigten Preßburger Frieden, Deutschland und Italien preisgebend. Preußen holte sich gleichzeitig durch seine erbärmliche Politik moralische Niederlagen, die es vor Deutschen und Franzosen verächtlich machten. Im Sommer 1806 gründete Napoleon mit 16 süd- und westdeutschen Fürsten den Rheinbund; diese trennten sich vom Reiche; am 6. August erkannte Franz II. durch Niederlegung der deutschen Kaiserwürde die Auflösung des Reiches an. Die sächsischen und norddeutschen Fürsten, darunter Karl August, hatten nur die Wahl, sich an Napoleon oder an Preußen anzulehnen. In Frage kam auch ein engeres

Bündnis der sächsisch-thüringischen Staaten unter Kur-sachsens Führung.

Trotz oder wegen seiner schwächlichen Politik geriet Preußen in Krieg mit Napoleon, der die norddeutsche Vormacht zu vernichten wünschte. Im September 1806 versammelte sich die preußische Feldarmee, 130 000 Mann stark, in Thüringen. Unter ihren Bundesgenossen und Generalen war auch Karl August, alten Verbindungen treu, aber mit vielen preußischen Maßregeln unzufrieden. Schon seit dem Herbst 1805 hatte sein Land beständig preußische und sächsische Einquartierung gehabt. Zu Beginn des Jahres 1806 lagen von Eisenach bis Jena 46 000 Mann, in der Stadt Weimar allein 1600, also ein Mann auf fünf Einwohner. Von dieser Kriegslast berichten die ersten unserer Briefe.

Goethe an F. A. Wolf.

5. Januar.

Wenn die lieben Preußen uns gleich nicht die willkommensten Gäste sind, weil wir diesen Winter auch ohne sie ein teures Leben gehabt hätten, so muß es uns doch trösten, wenn wir vernehmen, daß im Königreiche selbst Kirch' und Altar nicht geschont wird. Indessen haben wir alle Ursache, das Regiment Dwestien zu loben, das bei uns in Winterquartier liegt. Man sucht von beiden Seiten die Unbequemlichkeit so gering als möglich zu machen.

Charlotte v. Schiller an Fritz v. Stein. 12. Januar.

Die Not, die uns von allen Seiten umgibt, die Furcht vor dem Künftigen, die traurigen, niederschlagen-

den Begebenheiten der Welt erfreuen das Gemüt gar nicht. Dazu kommt, daß ich alle Roheiten und wilden Ausbrüche täglich vor mir sehe, denn ich bin täglich belagert von Wagen und Pferden, weil in dem Brauhause neben mir, dessen Platz Sie wohl noch kennen, ein Korn- und Brotmagazin ist, wo wir unsre wenigen Vorräte von Getreide vorführen sehen müssen, und nicht wissen, ob noch etwas für uns selbst zur Zeit der Not bleibt. — Bewacht ist mein Haus jetzt sehr; denn auf dem Platz, wo der kleine, rote Pavillon stand, steht jetzt ein neu-gebautes Haus, das eingerichtet wird, und wo die Hauptwache unsres hier einquartierten Regiments liegt. — Ich selbst muß so viel beitragen, daß ich wohl eine ganze Kompagnie halte, die Durchmärsche mitgerechnet und die Magazinsteuern. — Eine Freude hatte ich durch die Schlesier, die ich Ihnen gern danke; sie haben so warmen Anteil an meinem Schmerz [um Schiller] genommen und mir durch ihre Aufmerksamkeit [schmerzlich] wohl-gemacht. Ein Major vom Regiment Braunsfels hat an meinem Hause, als er mit seinem Bataillon vorbeizog, befohlen, daß man Wallensteins Marsch spielen mußte.

Charlotte v. Schiller an Fritz v. Stein. 13. Januar.

Ich habe einen recht guten Menschen zum Hofmeister, der die alten Sprachen gut kennt; es ist ein Schüler von Voß. Auch der Sohn Bossens, der hier angestellt ist, ist ein Freund von ihm und auch meiner Kinder. Sie haben also zwei Lehrer statt einen. Es ist ein sehr braver Mensch, dieser Voß.

Goethe hat Trauer im Haus. Die Schwester der

Vulpius ist gestorben; der arme Mann hat so geweint! Dies schmerzt mich, daß seine Tränen um solche Gegenstände fließen müssen. — Ich hoffe, Goethe bleibt diesen Winter wohl; er war einigemal krank, doch ist es jetzt vorüber. Seine Mittwochsgesellschaften sind sehr interessant. Ich wollte, Sie hätten es hören können. Ich habe manches aufgeschrieben. Seine Farbenlehre wird jetzt gedruckt. Sie haben wohl Herders Schriften, die ersten sechs Teile in Breslau? Ich bitte Sie, lesen Sie den ‚Cid‘! Es ist eine so reiche, große Komposition und so eine Fülle der Bilder und Gedanken; man kann Lehren für ein ganzes Leben darin finden; dabei ist der Charakter des Cid so prächtig. Man fühlt sich ordentlich reicher im Gemüt durch diese Erscheinung. Die Reden von Herder sind auch wunderschön. — Alles Große und Schöne, was ich auffinde, knüpft mich immer mit meinen Gedanken an eine unsichtbare Welt an, zu der mein Gemüt mit Innigkeit strebt. Ach wie eng und klein wird mir oft die Welt! Ich muß meine Kinder ans Herz drücken, mein Herz durch den Glauben an meine Freunde aufrichten; ich weiß sonst das Leben nicht zu ertragen. — Diese Zeiten, diese Demütigungen, die wir als Nation erfahren mußten, hätten G. [Schillers] Geist tief geschmerzt! Seine ruhige Tätigkeit würde er unterbrochen gefühlt haben, und sein Geist würde schmerzlicher das Enge seines leidenden Lebens gefühlt haben. Wie er selbst Kraft in sich fand, seinen Geist über die Wirklichkeit zu erheben, so sah er auch die Welt gern in Harmonie und Ruhe, und wo ist diese jetzt? Ich fühle mich oft stärker in dem Gedanken, daß ich allein stehe und

diese Gefühle allein trage. Er fühlt keinen Schmerz über das Leben mehr! Wir werden einst auch diese Ruhe finden!

Henriette v. Knebel an Karl v. Knebel. 18. Januar.

Was Du mir Gutes vom jungen Blomberg sagst, freut mich gar sehr. Wieland, welchen wir vorgestern bei der Herzogin=Mutter antrafen, lobte ihn auch. Goethe war diesen Abend auch da und war sehr lebhaft und brillant, fast ein wenig zu sehr in der Gegenwart vom alten Wieland, welcher jedoch wie der sanfte Mond seinen Platz am Himmel auch nicht schlecht behauptete und dem die sanft empfindenden Gemüter fast noch williger folgten. Indes sprach Goethe sehr geschickt, und ich kann sagen, daß ich sein Gespräch mit Vergnügen angehört und behalten habe. Nur daß man den Vorsatz in ihm zu bemerken glaubte, allein gelten zu wollen, schreckte etwas ab.

Henriette v. Knebel an Karl v. Knebel. 27. Januar.

Es wäre mir ein wahres Vergnügen gewesen, wenn ich Dir neulich von Goethes und Wielands Kampfgespräch einiges hätte mitteilen können, und ich zog mich ungern zurück, da ich unterbrochen wurde. Aber ich gestehe meine Schwäche, daß ich gar nicht fähig bin, etwas Zusammenhängendes zu schreiben, wenn ich mich nur in der Gefahr sehe, gestört zu werden. Der Streit kam über Tischbeins Zeichnungen her, die er kürzlich an die Herzogin=Mutter geschickt. Unter dem Lobe, das ihnen Goethe erteilte, sprach er viel von Talent und Übung in der Kunst, welche durchaus zu ehren und zu preisen wäre, sollte es auch nur an dem Manne sein, welcher einst

vor Alexander dem Großen die Hirsenkörner durch ein Nadelöhr geworfen hätte. Es war artig, wie Wieland noch lange ruhig zuhörte und endlich gleich wieder bei den Hirsenkörnern anfang, welche Kunst er so dumm und albern fand, daß er den Mann noch ganz besonders hätte strafen lassen, daß er so unendlich viel Zeit darauf verwendet hätte. Alle Künste der Technik, wodurch die Engländer sich auszeichneten, behauptete Goethe, wären durch diese Geduld und Anhaltbarkeit entstanden, und Alexander als Monarch hätte ganz unrecht gehabt, den Mann so verächtlich zu behandeln. Er hätte vielmehr zu den Umstehenden sagen sollen: „Seht, dieser Mann hat es durch außerordentliche Geduld und Übung zu solch einer Fertigkeit gebracht. Könntet ihr es nicht lieber in etwas Geseiterem auch so weit bringen?“

Noch lieber möchte ich Dir von Goethes letztem Vortrag vom vorigen Mittwoch Bericht abstaten können, der mir ganz außerordentlich wohl gefiel. Es war das angenehmste Gefühl, sich mit ihm gleichsam auf eine höhere Stufe gestellt zu sehen, und wirklich die schönste menschliche Natur belebte sich aufs neue in ihm. Er sprach von dem Bezug, den der Mensch zu sich selbst und zu den Dingen außer ihm hat, so reich, reif und mild, daß ich wirklich noch nie so habe sprechen hören. Ich wünschte, er hätte die Rede aufgeschrieben. Mich dünkt, sie allein müßte ihm den Ruhm eines seltenen Menschen machen. Ich selbst dünkte mich glücklicher und vornehmer durch die unzähligen Fäden, durch die wir mit Himmel und Erde zusammenhängen. Es ist eine wahre Freude, wenn der Geist wie die Natur alt und doch so verjüngt sich

darstellt, ein kräftiger, erfreulicher Frühlingshauch. Prinzess [Karoline] freute sich mit mir.

Henriette v. Anebel an Karl v. Anebel. 1. Februar.

Deine Glückwünsche und Deinen Brief habe ich der Herzogin selbst an ihrem Geburtstag überbracht. Sie nahm beides sehr freundlich auf und läßt Dir einstweilen durch mich danken. Von dem Vorspiel im Theater wirst Du wohl schon gehört haben. Goethe hat die Verse gemacht, die ich hier beilege und Dir schenke. Sie wurden auf die Melodie ‚God save the King‘ abgesungen, und 15 Trompeter, die der Oberst Schwerin bestellt hatte und die mit auf dem Theater standen, begleiteten den Gesang. Es nahm sich gar nicht übel aus, und war nicht zu erwarten, daß 15 Trompeter nicht mehr schmettern sollten. Unserer Frau Erbprinzess ist die Reise nicht gut bekommen, und sie konnte keinen Teil an dem Feste des Tages nehmen.

Meine Prinzess [Karoline] hat mir's recht übel genommen, daß ich Dich neulich gar nicht von ihr gegrüßt habe. Sie grüßt Dich heute um so kräftiger, doppelt und dreifach. Wir sind gestern vormittag beim Goethe gewesen, da es den Mittwoch nicht anging. Er hat uns schöne galvanische Versuche gemacht, die mich sehr interessiert haben.

Henriette v. Anebel an Karl v. Anebel. 8. Februar.

Was Du mir von unseren deutschen Prinzen sagst, ist sehr wahr. Wirklich sind sie so leicht, daß selbst Bonaparte ihnen kein rechtes Gewicht wird anhängen können. Der neue Herzog von Dels, der vor ein paar Tagen hier

war, erzählte uns, daß sein Schwager, der Kurprinz von Baden, durchaus eine neue französische Prinzessin heiraten will, sie mag herkommen, wo sie will. Seiner Frau Mutter hat er einen Fußfall getan, um ihm in diesem einzigen und größten Wunsche nicht entgegen zu sein. Unsere Herzogin ist eine Zeit her viel freundlicher. Es ist aber auch Zeit, daß sie die Loderheit des Bodens, den sie so vernachlässigt haben, gewahr werden.

Frl. v. Göchhausen an R. A. Böttiger. 12. Februar.

Goethe fährt noch immer fort, uns naturhistorische Vorlesungen zu halten. Er verleugnet hier das Genialische seines Geistes nicht, der da weiß, einen großen Gegenstand groß zu behandeln. Die Vorträge sind sich nicht alle gleich, aber er hat uns vortreffliche gehalten. —

[Falks Zeitschrift] ‚Elysium und Tartarus‘ hat Wieland mit Falk verfeindet; erstens weil nicht viel daran ist, zweitens weil Falk die Welt auf eine feine Weise hat wollen glauben machen, Wieland sei ein Mitarbeiter.

Herzogin Luise an ihren Bruder, den Prinzen Christian von Hessen. 14. Februar.

Très-cher Prince! Je suis tendrement touchée de l'attention que vous avez daigné prêter au jour de ma naissance, vieux et insignifiant jour, auquel on ne devrait plus penser. Mais quels événements étonnants, révoltants etc. se sont passés depuis la dernière fois, que j'ai eu l'avantage de vous écrire! La nation allemande, l'ancienne Germanie avilie

et presque anéantie, et d'antiques et anciennes maisons se mettent même en avant pour subir le joug le plus tyrannique sans pudeur et sans honté de l'indignation, qu'ils inspirent à toute âme bien-née. Ah Prince, qu'est devenue la loyauté, le patriotisme? . . . Il n'y a plus qu'indignités, il n'y a plus que l'indignation dans ce monde et la société est partagée entre ces deux sentiments . . . La conversation entre Napoléon et ma soeur me paraît bien extra-ordinaire et remarquable et je lui ai conseillé de la mettre par écrit, avant qu'elle ne l'oublie; car elle est d'un genre très-particulier et digne d'être conservée. Et la Prusse, la Prusse, quelle rôle a-t-elle jouée, joue- et jouera-t-elle encore? Elle finira pourtant par s'en repentir et en être la dupe. Vous savez sans doute déjà que le ministre de Haugwitz ait outrepassé le pouvoir et qu'en retournant à Berlin le Roi le lui reprocha au moment où il lui présenta le traité d'alliance offensive et défensive qu'il avait arrangé avec la France. M. de H. dit sur cela: Sire, j'ai lu dans votre âme. Le roi se contenta d'effacer les mots d'offensive et défensive, mais laissa celui d'alliance. Si vous ignorez cette anecdote, je vous ai donc raconté du nouveau. La plus grande partie de l'armée sent vivement le rôle, qu'on lui a fait jouer et il y a des officiers disant, qu'ils baisseront les yeux en rentrant dans leurs garnisons. Les derniers Prussiens nous ont quitté hier, vous n'avez pas d'idée de ce que le pays a souffert du séjour de ces troupes.

Le duc a la bonne idée de vouloir quitter ce service et j'approuve qu'il aie cette pensée, car de toutes manières on a agi bien mal envers lui. Il est pour le moment à Dresde, ayant à parler à l'Electeur, et Bernard y est depuis quatre semaines pour y achever son éducation. Ma belle-fille a passé trois semaines à Berlin pour voir son frère Constantin. Elle y a eu les plus grands succès et s'y est comme de raison extrêmement plue. La Reine lui paraît charmante, pas du tout coquette. — —

Si seulement on savait la raison pourquoi on est lancé dans ce monde? Personne ne vous demande si vous voulez y être, et lorsque vous y êtes, vous devez vivre dans un état de contrariété continuelle, et si vous ne le faites pas, gare à vous! Puis le vice qui va la tête haute, qui vous monte sur le corps, et qui écrase, anéantit tout ce qui est bon et vrai. Ah Prince, s'il y avait encore des déserts, je crois que j'irais m'y enfuir, vivre en solitude, et peut-être finirais-je par rassembler quelques fidèles autour de moi et par fonder quelque monastère comme faisaient les Norberts, les Brunos etc. . . . Savez-vous donc ce qui se fera encore de nous? Dieu veuille vous préserver de malheurs et nous aussi, nous autres bon Saxons. Ah, mon Dieu, pourquoi est-on, pourquoi existe-on?

Frau v. Stein an Fritz v. Stein. 5. März.

Goethe war wieder recht krank. Seine Krankheit ist periodisch; er bekommt sie alle drei oder vier Wochen.

Er sagte mir, er nehme jetzt Bilsenkraut statt Opium dafür, das täte ihm besser. Neulich wurde seine alte ‚Stella‘ gegeben; er hat aus dem Drama eine Tragödie gemacht. Es fand aber keinen Beifall. Fernando erschießt sich, und mit einem Betrüger kann man kein Mitleid haben. Besser wäre es gewesen, er hätte Stella sterben lassen; doch nahm er mir's sehr übel, als ich dies tadelte.

Herzog Karl August an Goethe. 6. März.

Schon Huschke und Professor Meyer sagten mir, daß Du besser wärest. Ich habe deswegen den Besuch aufgeschoben, den ich Dir zugedacht hatte und den ich, wenn es Dir recht ist, diesen Nachmittag abstaten werde. Es ist freilich eine böse Sache, wenn sich ein Feind in unserem Grund und Boden verschanzt und befestigt hat; bei sichtbaren Gegnern irrt man oft, wie die Geschichte lehrt, wenn sie aus ihrer Stellung herausmanövriert werden sollen; bei unsichtbaren sind dergleichen Mißgriffe um so eher zu verzeihen. Vielleicht glückt es Deinen Feldherren und Alliirten dieses Jahr, Deinen Feind auf dem rechten Fleck zu packen; Du wirst es wohl nicht fehlen lassen, die gehörigen Bedürfnisse zu einer rechten, zweckmäßigen Kampagne beizuschaffen. Leb' wohl!

Wieland an seinen Schwiegersohn Reinhold. 17. März.

Wir Bewohner Thüringens und Sachsens schwebten auch nach dem so schnell zwischen Osterreich und Frankreich wiederhergestellten Frieden bis nahe an den heutigen Tag in unruhvoller Erwartung der Dinge, die da

kommen sollten. Zweiundzwanzigtausend Preußen besetzten nach mehrere Wochen lang gedauerten, fast täglichen Durchmärschen und Rasttagen einzelner Regimenter das weimarische und eisenachische Ländchen und lagen unter dem Vorwand, uns zu schützen, im Winterquartier. Niemand wußte mit einiger Zuverlässigkeit, wo alle die kriegerischen Anstalten hinauslaufen würden; und noch jetzt, da man Ursache hat zu glauben, daß Preußen mit Frankreich einverstanden sei, ist unser Schicksal wegen der geringen Anscheinungen zu einem allgemeinen Frieden noch immer unentschieden. Und was Deutschland, dessen Verfassung täglich barockischer und verworrener aussieht, am Ende werden soll und kann, ist noch immer ein schwer aufzulösendes Rätsel. Das Gewisseste ist, daß die Gestalt, unter welcher Deutschland künftig unter den europäischen Reichen figurieren wird, gänzlich von Napoleons Willkür und Diskretion abhängt, daß er mit uns schalten und walten kann und daß wir keine andere Wahl haben, als uns entweder (wie bisher) unter seine gewaltige Hand zu demütigen, oder zu gewärtigen, daß das nördliche Deutschland das Schicksal des südlichen erfahren und den jammervollen Schauplatz eines Krieges abgeben würde, dessen schmachlichen und unseligen Ausgang wir mit trostloser Gewißheit voraussehen könnten. Zwischen dieser Alternative schweben wir zwar, wie gesagt, noch in einer Art von Ungewißheit; doch scheint es immer wahrscheinlicher zu werden, daß man es für ratsamer hält, sich der eisernen Notwendigkeit lieber mit guter Art zu unterwerfen . . . Wir andern Weimaraner, die überhaupt bei allem diesem in keine Betrachtung kommen und in

jedem Falle nichts zu gewinnen, im schlimmsten hingegen alles zu verlieren haben, schmeicheln uns also, daß wir Frieden behalten und somit unserer präferen kleinen Existenz noch, eine Zeitlang wenigstens, genießen werden.

Charlotte v. Schiller an Zacharias Becker. 6. April.

Ich danke Ihnen für den schönen Willen, das heilige Andenken meines geliebten Schiller auf eine Art für die Nachwelt zu gründen, die seinem Herzen auch die liebste sein würde, denn die zärtliche Fürsorge für seine Familie war seinem Geiste oft nahe.¹⁾ Es freut mich, daß Sie meine Kinder durch die Bande der Dankbarkeit an ihr Vaterland und ihre Nation knüpfen wollen. Wenn auch Ihr Plan nicht so gelänge, als Ihre Freundschaft es wünschte, so ist der lebhafteste Anteil einiger guten Menschen schon ein Gut für meine Kinder, das sie gern Ihnen verdanken werden, und der Glaube, daß man ihren edlen Vater anerkannte, daß seine Nation seinen Verlust so tief fühlte, wird sie zur Übung ihrer eigenen Kräfte anfeuern, sie werden ihre Talente gern auch ihres Vaterlandes willen sorgfamer ausbilden; das ahne ich an ihren Gemütsanlagen . . .

¹⁾ Zacharias Becker in Gotha suchte mit Iffland zusammen eine große Summe zu einer Nationalstiftung „Schillersehre“ zusammenzubringen; und zwar durch Aufführungen von Schillers Dramen in vielen deutschen Städten zugunsten der Stiftung. Dies Geld sollte zum Ankauf eines größeren Landgutes für Schillers Hinterbliebene verwandt werden. Die folgenden Kriegezeiten verhinderten die völlige Ausführung des Planes, jedoch kam eine nicht geringe Summe für die Erziehung der Kinder zusammen.

Heinrich Voß an Bernhard Rudolf Abeken. 10. Mai.

Der liebste von allen Menschen, die mir durch den Tod entrissen sind, ist Schiller. Gestern, an seinem Todestage, hat mich die Erinnerung an ihn gar nicht verlassen können; ich ging im Park spazieren, alle Plätze, wo ich je mit ihm gewesen war, schienen mir ein Heiligtum zu sein, denn sie gaben mir Empfindungen, die man an heiligen Orten nur fühlt. Aber der Glodenschlag sechs machte mich grausen, es war der Augenblick seines Todes. — Die Hofrätin zu besuchen, fühlte ich gestern nicht Mut genug, aber heute will ich sie sehen. Die kleine Emilie, die nun läuft und spricht, ist ein allerliebster Engel; das Kind hat soviel Ausdruck der Güte und des Geistes in seinem Gesichtchen. Schiller hat sein Vaterglück nicht im ganzen Umfange genossen, da er dies Kind nicht so gesehen hat; aber das Kind dauert mich, daß es den Vater nicht gekannt hat, da keine Schilderung ihr in Zukunft eine erschöpfende Darstellung von ihm geben wird.

Henriette v. Arnim an Karl v. Arnim. 21. Mai.

Ich muß eilen, weil die Stunde, wo wir zu Goethe gehen, herannahet. Der Erbprinz war sehr vergnügt, Dich zu sehen, und erzählte mir von den schönen Sachen, die Du hast, wo besonders seine alte Liebe für die Majolika hervorleuchtete. Die ganz allerliebsten Gedanken der mystischen Zeichnungen [von Philipp August Runge] lassen sich wohl von Goethen selbst am besten hören. Es ist eine Wärme und Liebe darin, die man nur mit dem schönsten Naturprodukt vergleichen möchte, und man

mag nur in Reinheit und Heiligkeit der Seele davon reden und andere Welthändel unberührt lassen.¹⁾

Henriette v. Knebel an Karl v. Knebel. 7. Juni.

Was noch die mystischen Bilder betrifft, so scheint mir's, als wenn der Künstler mit Absicht lauter kindische oder vielmehr kindliche Gegenstände gewählt hätte, vielleicht weil er glaubte, das Größte ließe sich vor den Sterblichen nur durch das Kleinste ausdrücken. Doch wäre zu wünschen, daß es in Farben gemalt wäre, wie es auch Goethe meinte, damit man die Verschiedenheit der Blumen und Pflanzen leichter finden könnte. Überhaupt aber geben einem diese Zeichnungen mehr den Eindruck von lieblicher Zierlichkeit als von dem Erhabensten, und darin finde ich selbst auch einen kleinen Widerspruch. —

Denke nur, vorgestern hat Wolzogen den Fuß gebrochen, als er bei einer Spazierfahrt aus seiner Droschke oder Wurst herauspringen wollte. Er ist sehr furchtsam im Fahren, und meinte, daß sie umfallen könnte.

Henriette v. Knebel an Karl v. Knebel. 18. Juni.

Gestern habe ich ein paar nicht uninteressante Menschen gesprochen. Der eine ist ein Graf Reuß aus Berlin, den ich recht gern habe und der gescheit ist; der andere ist ein Graf Geßler. Letzterer ist in Dresden, hat aber einige Jahre in Italien zugebracht. Er war auch gut Freund mit Schiller. Vielleicht hast Du ihn nennen

¹⁾ Nachbildungen dieser Zeichnungen finden sich in dem Jahrbuch „Die Freude“ für 1906. (Düsseldorf, Langewiesche.)

hören. Er hat eine Art von mimischem Talent, und wenn er die Italiener beschreibt, so sieht man sie vor sich. Sein Äußerliches ist eben nicht vorteilhaft. Wahrscheinlich wird er Goethen noch in Jena aufsuchen. Wir haben den gestrigen Abend ganz vergnügt in Tiefurt zugebracht.

Henriette v. Knebel an Karl v. Knebel. 23. Juni.

Die Herzogin (=Mutter) läßt Dir recht vielmals für das übersandte Buch danken, und so danken wir Dir gleichfalls herzlichst für den ‚Geist der Zeit‘ (von Arndt), mit dem wir nun weiter fortleben wollen.

Herzog Karl August an Goethe. 25. Juni.

Der Professor Jagemann geht mit mir nach Dresden und von dorten nach Italien. Ich wünsche, Du gäbst ihm etliche Zeilen an die Angelika [Kaufmann], an Humboldt und andere Freunde, Künstler u. dgl. m. mit; um diese Gefälligkeit bitte ich schönstens. Das beste Lebewohl sage ich Dir und gebe meine herzlichsten Wünsche für Dein Gedeihen Dir mit auf den Weg.

Karl August ging auch mit politischen Absichten nach Dresden; gegen diese wandte sich folgender Brief seines Beraters in auswärtigen Angelegenheiten:

Wilhelm v. Wolzogen an Herzog Karl August.

Eisenach, 13. August.

Euer Durchlaucht gnädiges Schreiben bekomme soeben, und beeile ich mich, aus so mancher Rücksicht über die gegenwärtigen Verhältnisse einige Ansichten untertänigst vorzulegen, die mir sowohl meine Dienstverhältnisse als auch das persönliche Attachment an Euer Durchlaucht und an das Weimarische Herzogliche Haus eingeben. In dem jetzigen Moment, wo die Selbständig-

zeit der Fürsten von allen Seiten angegriffen wird, ist es nicht möglich, auf die Erhaltung von Formen zu denken, die wir nicht mehr durch das Ansehen verflorener Jahrhunderte schützen können. Alles Einweisen in jene Formen scheint mir wenigstens überflüssig, wo nicht schädlich. Ebenso das Anschließen an ein zwar etwas größeres und mächtigeres Haus, aber doch nicht groß noch mächtig genug, um auch für die Zukunft schützen zu können.¹⁾ Die Verhältnisse von Weimar sind ganz eigen, und mit einiger Geschicklichkeit, Mut und Beharrlichkeit, glaube ich immer, daß man eine eigene Existenz, unabhängig von kleineren Verhältnissen, gründen kann, die wenigstens ebensolange dauert als die [kursächsische] von 30000 Mann. Eben wegen dieser eigenen Lage, in der Weimar sich befindet, muß aber auch isoliert gehandelt werden, und gemeinschaftliche Familienberatungen und Zusammenhandeln scheint mir nicht zweckmäßig, da zumal hierdurch nichts gewonnen wird auch für die andern, sondern alle Selbständigkeit doch zugrunde geht. Ich wünschte freilich sehr, daß jetzt nichts unternommen noch angeknüpft würde, bis der Plan der selbständigen Existenz bearbeitet vorgelegt werden könnte; er ist mir schon klar, aber schriftlich kann er nicht wohl vorgelegt werden. Bei einer so delikaten Sache können die Nuancen unmöglich durch Sätze dargestellt werden, nur der Hauptgrundsatz kann bestimmt werden: für Weimar durch Vermittelung Rußlands eine soviel als möglich unabhängige Existenz zu verschaffen.

Alles kommt darauf an, ob Rußland mit Frankreich Frieden hat, welches mir noch immer nicht ganz wahrscheinlich scheint; ist dieses, so kann der Plan der selbständigen Existenz gelingen, und dann, ich unterstehe mich es zu wiederholen, sollten jetzt keine Schritte geschehen, die eine freiwillige Entsagung mancher Hoheitsrechte nach sich zögen. Die Rechtlichkeit jetzt lebender hoher Personen schützt, ich gebe es zu; aber das Weimarische Haus überlebt auch jene Individualität und muß sich selbst für die Zukunft gründen.

¹⁾ Gemeint ist das kursächsische.

Charlotte v. Stein an Charlotte v. Schiller. 14. August.

Goethe war vorgestern ziemlich lange bei mir, sehr gesprächig und heiter und zufrieden vom Karlsbad.

Gestern war die Herzogin zum Frühstück bei mir und trug mir einen Gruß an Sie auf. Sie war ziemlich ruhig gestimmt und liebenswürdig, und da wurde mir's auch wohl dabei. Sie bemerkte, als wäre es über sich selbst, man würde nicht besser, wenn man zu sehr in der Gesellschaft ausgespendet sei, und die Einsamkeit tue ihr wohl.

Herzogin Luise an ihren Bruder, den Prinzen Christian von Hessen. 22. August.

Je m'aperçois que j'aurais dû vous écrire sur du papier bordé de noir, en signe de notre deuil sur la fin tragique de la constitution germanique; mais ce deuil est profondément gravé dans mon âme et sans doute aussi dans la votre. Votre existence politique est assurée pour le moment et a même reçue un vernis assez brillant. La notre par contre est très-problématique et notre situation en général est des plus critiques. Les Français à notre porte, ou pour mieux m'exprimer, aux frontières de la Saxe ne nous prognostiquent rien de bon. En tout cas il ne faut pas perdre courage, quoique tout y porte. Les événements des temps actuels sont très-particuliers; l'opposé de toutes les probabilités se fait depuis nombre d'années, de manière que quelquefois cela me donne un peu d'espoir pour nous. Est-ce que les descendants

de ceux, qui jadis se sont si bien montrés, seront engloutis dans cet impitoyable torrent, qui bouleverse tout? Mais y a-t-il encore un droit de restitution dans ce monde? . . . Je désire que notre carrière se termine noblement, et que si les Saxons, les antiques Saxons, doivent périr, qu'ils périssent tous ensemble.

Henriette v. Knebel an Karl v. Knebel. 27. August.

Gestern abend ist der Herzog angekommen. Die Prinzess hat ihn noch bei der Großfürstin gesehen. Noch wissen wir nicht viel Neues, was er mitgebracht hat. Nur soll er sehr den Kurfürst gelobt haben, wie brav und verständig er sich jetzt benähme. Die große Freude, welche die Prinzess hat, ihren Herrn Vater wiederzusehen, macht mir den Herzog am interessantesten.

Henriette v. Knebel an Karl v. Knebel. 6. September.

Gestern war unsers Wielands Geburtstag. Da hat ihm unsere gute Prinzessin ein gar artiges Billett geschrieben, was der Alte aber auch allerliebste aufgenommen hat. Er hat nämlich vor einiger Zeit eine Korrespondenz mit ihr errichtet, die aber ganz ins Stoden gekommen ist. Da hat sie ihn erinnert, daß er ihr versprochen hat, alles gut aufzunehmen, was aus ihrem Herzen käme. Um diesem Gefühl zu folgen, mußte sie sich unter seine Kinder stellen, um ihre Wünsche für sein frohes und glückliches Alter mit den ihrigen zu vereinigen. Sie sagte das alles so hübsch und natürlich, daß der Alte schrieb, er hätte es nicht ohne Tränen lesen können, und er

wußte sich nicht zu erinnern, daß irgend eine Schmeichelei ihn jemals so gerührt habe.

Prinzessin Karoline Luise an Charlotte v. Schiller.

11. September.

Goethe ist hier, das wissen Sie, aber das wissen Sie wohl nicht, Schlüsseldame, daß er zweiunddreißig Zeichnungen auf seiner Reise gemacht hat, die hübschesten und geistreichsten, und mir sie geschenkt hat. Liebe Loola, können Sie sich mein Glück recht lebhaft denken? Und meinen Stolz, wenn ich Übermut in der Seele hätte?

Henriette v. Knebel an Karl v. Knebel. 27. September.

Ich hatte mir eine süße Stunde bereitet, die ich im Geist mit Dir zuzubringen gedachte, aber das Schicksal hat uns noch eine kleine Veränderung und mir eine unangenehme Störung zugebracht, da mir die Herzogin eben schreibt, daß sie es unschädlich fände, daß die Prinzessin mit dem Korps Eisenacher Offiziers im Fürstenhaus zusammen wohnte, und daß wir deshalb auf einige, vielleicht kurze Zeit im Schloß wohnen sollten. Dieser Auszug, den wir wo möglich noch heute vornehmen wollen, gibt mir vielerlei zu tun.

Ich gehe jetzt mit einer Leichtigkeit spazieren, worüber ich mich selbst wundern muß. Der Weg zu Fuß nach Tiefurt, wovon Dir Boschen¹⁾ wird gesagt haben, war mir lehtthin wie gar nichts, und ich empfand gar keine Müdigkeit. Wir ließen Boschen im Wagen nachtransportieren, und die Herzogin(=Mutter) war so artig, sie

¹⁾ Fräulein v. Boose.

den Mittag in Tiefurt zu behalten, damit sie abends den Kapellmeister Himmel hören möchte, was Boschen großes Vergnügen gemacht hat. Der Mann scheint mir ein Genie in der Jovialität, wie mir noch gar niemand vorgekommen ist. Er hat sich in sein Talent wie in eine dicke Wolke eingewickelt, und nichts dringt durch, was in jetzigen Zeiten doch wohl was heißen will. Der Champagner mag wohl auch das seinige beitragen. Sein Spielen und sein Vortrag auf dem Klavier ist ganz unvergleichlich.

Henriette v. Arnell an Karl v. Arnell. 11. Oktober.

Dieser Morgen hat uns so viele beunruhigende Nachrichten mitgebracht, welche uns die dunkeln Aussichten immer näher führen, und ich sehe jetzt einzig und allein auf das hin, was meinem Herzen das Teuerste ist. Gestern abend noch hätte ich Dir gerne auch eine hübsche Aussicht gezeigt, woran sich Prinzess und ich ergöhten. Es war vor unseren Fenstern unten im Stern [einem Teile des Parks] ein vollkommenes Lager mit Pferden und Wachtfeuern, malerisch schön. Aber mit Aufgang der Sonne haben sich die schönen Bilder getrübt. Es kamen böse Nachrichten.

Morgen reißt die Erbprinzess fort, vielleicht heute noch. Der König und die Königin [von Preußen] sind eben eingetroffen. Das ganze Fürstenhaus ist gestopft voll, doch der König und die Königin wohnen im Hellendorfschen Hause, nicht weit von Goethen.¹⁾ Dies ist

¹⁾ König Friedrich Wilhelm und Königin Luise sahen in diesen beiden Tagen Goethe nicht, dem sie schräg gegenüber wohnten. Und zwar fehlte ihnen nicht bloß die Zeit dazu.

der Rapport, den ich Dir von hier aus zu melden habe. Ich höre jetzt, daß die Erbprinzessin um 11 Uhr diesen Mittag nach Berlin abreist.

Ich muß schließen, mein Lieber. Prinzessin grüßt Dich. Sie ist brav, aber doch schmerzen sie die Nachrichten und der Tod des etwas zu kühnen Prinzen Louis.¹⁾

Es folgen nun die Briefe nach der Katastrophe vom 14. Oktober. Die beste Übersicht gibt uns zunächst ein Schreiben des Professors Fernow an Karl August Böttiger, der vor kurzem noch in Weimar gelebt hatte. Fernow erzählt am 6. November:

„Die preußische Armee war gegen den 8. oder 9. ganz in die Gegend von Erfurt gezogen; es schien uns daher gleich eine üble Vorbedeutung, daß dieselbe in größter Eile den 11. oder 12. wieder hierher zurückkam, durchzog und sich auf dem Felde eine Stunde vor der Stadt gegen Jena zu lagerte. Indessen fielen die Affären bei Saalfeld und zwischen Jena und Kahla vor, von denen wir nur im ganzen soviel erfuhren, daß die Franzosen immer näher kamen, obgleich die Preußen, ihrem Vorgeben nach, immer gesiegt hatten. Übrigens lagen hier in Weimar die sämtlichen preußischen Garden, prächtige, aus dem Ei geschälte Leute, wert, die schönste Königin zu bewachen, aber nicht tapfer und kriegserfahren genug, um einen guten König zu schützen und den Siegern von Marengo und Austerlitz die Stirne zu bieten. Sie gaben uns hier treffliche Paraden, und das unabsehbare Lager auf dem weiten Felde gab einen imponierenden Anblick. Aber mein Vertrauen wollte immer noch nicht wachsen, selbst auch da nicht, als am Abend vor der Schlacht auf dem Felde neben dem Weibicht [einem Wäldchen

¹⁾ Der bei Saalfeld gefallene Prinz Louis Ferdinand war kurz vorher in Weimar und Jena gewesen.



Herzogin Luise von Weimar.

Nach einem Ölgemälde im Goethe-Nationalmuseum.

östlich von Weimar] die ganze Garde des Königs aufmarschiert war, Rüchel die Front auf und ab ritt, die Leute haranguierte und von ihnen mit einem gewaltigen Freudenschrei empfangen wurde, das die ganze Reihe hinablief. Es war ein herrlicher Herbstabend, die Sonne ging eben über Erfurt unter, als die Truppen nun endlich vom Lager vorwärts und gegen Jena und Auerstädt zu zogen . . . Alle diese Schlachtopfer sah ich fröhlich und gedankenlos dem schwarzen Verhängnisse entgegenziehen.

Am folgenden Morgen frühe mit dem Tage hörte man schon den fernen Kanonendonner. Seit 5 Uhr hatte die Schlacht begonnen. Napoleon war von Jena aus mit einem Teile seines Heeres und von seinen unüberwindlichen Garden umgeben den Steiger nach Apolda hinaufgezogen; dort bivouakierte er einen Teil der Nacht. Um 3 Uhr brach er auf; ein gewisser General Denzel, ein Elsässer, der in früheren Jahren in Jena studiert hatte, nachher Superintendent gewesen war und in der Revolution die Bibel mit dem Säbel vertauscht hatte, schon ein Mann über fünfzig Jahre, war eigens dazu von Napoleon entboten worden, der von seiner genauen Kunde der Gegend gehört hatte. Er mußte die Kolonnen auf unwegsamen Steigen durchs Rauhtal hinaufführen, wo die Preußen keinen Feind erwarteten; er näherte sich ihnen auf dreihundert Schritte, ehe sie ihn gewahr wurden, und sobald Napoleon mit vieler Mühe sechs Kanonen hinaufgebracht hatte, so begann er den Angriff. Die Preußen erwarteten indessen, daß die Franzosen ihnen den Gefallen tun würden, die Schnecke heraufzuziehen, um sich von ihnen mit Steinen totwerfen zu lassen. Nur eine Kolonne kam durchs Mühlthal, um den Hauptangriff zu decken. — Die Schlacht oder vielmehr der Angriff begann morgens um 5 Uhr, und um 9 Uhr sah der Prinz von Hohenlohe, der diesen Flügel der Armee, den Napoleon selbst angriff, anführte, noch in Kapellendorf und frühstückte in Gesellschaft des Prinzen B. [Bernhard von Weimar?] und seiner Adjutanten unter dem Donner der Kanonen, der immer näher rückte. Dies habe ich von dem Manne in Kapellendorf selbst, bei dem der Prinz frühstückt

hat.¹⁾ — Das ist der Geist des alten Friedrichs! Bonaparte, der seit 3 Uhr auf dem Plage war und marschiert hatte, frühstüdtte erst, als die Preußen aus ihrer ersten Position vertrieben waren, hinter der Front, aus freier Hand, während die Kartätschekugeln über ihn hinpiffen . . . Schon aus diesen verschiedenen Arten zu frühstüden läßt sich der Ausgang der Schlacht mit moralischer Gewißheit vorauslagen . . .

Indes rüdte [uns] der Kanonendonner immer näher; seit 10 Uhr vormittags fing die ungeheure Bagage an zu retirieren auf allen Straßen, die nur nach der Gegend von Erfurt führen. Wenigstens 10000 Mann schlenderten zur Bedeckung dieses gewaltigen Heerwurms, dessen Schwanz sich noch um 4 Uhr nicht ganz durch Weimar gewunden hatte, nebenher, statt in Reih und Glied zu fechten. Blessierte kamen auch gegen den Nachmittag immer häufiger; desungeachtet sprengten noch immer preukische Offiziers mit Siegesnachrichten in die Stadt, aber auch sogleich zum andern Tore hinaus, wahrscheinlich um sie auch nach Erfurt zu bringen. Endlich kam der Donner der Kanonen bis ans Webiacht, und bald darauf piffen auch mehrere Kugeln über die Stadt weg, und verschiedene derselben schlugen ein. Eine Haubize ging durch das Komödienhaus und zerplakte in einem Garten hinter demselben . . . Unsere Häuser zitterten, und ihre Bewohner noch mehr; einige derselben flüchteten in die Keller. Indes dauerte dies Schießen in der Nähe der Stadt, das eigentlich der fliehenden Bagage und den fliehenden Preußen galt, nicht lange. Es sprengten Chasseurs in vollem Galopp durch das Regeltor in die Stadt und nach dem Schlosse und hieben noch einige Preußen in den ersten Gassen nieder. Prinz Joachim [Murat] war einer der ersten mit den Chasseurs in der Stadt. Er hatte einen Offizier vorausgesandt und sich erkundigen lassen, ob eine fürstliche Person im Schlosse sei, der ihn zugleich bei der Herzogin anmeldete. Er ist sehr artig gewesen und hat der Herzogin versichert, daß ihr Schloß unver-

¹⁾ Es war ein Angehöriger der weimarischen Familie Emminghaus. B.

leiglich sein würde. Diese letzte war mit ihren Hofdamen und was sich sonst ins Schloß geflüchtet hatte, versammelt und hat sich in dieser ganzen Zeit mit einer Standhaftigkeit und Weisheit betragen, die einem Manne zur größten Ehre gereichen würden. Eine Stunde vor dem Einzug der Franzosen kamen der Prinz Bernhard und Hinzengstern hereingesprengt zum Schlosse; ersterer war eine Viertelstunde bei seiner Mutter, und Hinzengstern hatte nur Zeit gehabt, auf der Treppe zu sagen: „Kinder, es ist alles verloren!“ Der arme Bernhard ist fast von Müdigkeit erschöpft gewesen, indes mußte er wieder fort zum Prinzen Hohenlohe . . .

Etwa um 6 Uhr kamen die Plünderer in die Stadt; das Feuer, in der Gegend des Schlosses, doch wahrscheinlich von ihnen angezündet, brach aus, und nun ergossen sich die Schalen des Schreckens und der Not über alle Familien Weimars. Wenige Häuser, vielleicht nicht zwanzig, sind durch ein sonderbares Glück unberührt geblieben. Viele haben fast alles, andere nur wenig verloren, alle aber während zwei Tagen große Angst und Unruhe ausgestanden. Die allgemeine Plünderung, wo jedes Einwohners Gut und Leben in den Händen einer zügellosen Horde war, hat ohngefähr vierundzwanzig Stunden gedauert; nachher, als am folgenden Tage der Kaiser kam, ward Generalmarsch geschlagen, und das Gesindel mußte aus der Stadt; es kamen reguläre Truppen herein; indessen blieben doch noch viele oder schlichen sich mit der Nacht wieder ein, und auch in der folgenden Nacht und am folgenden Tage wurden einzeln noch manche Gewalttätigkeiten verübt, welches um so leichter war, da nicht nur alle Haustüren erbrochen und die Fenster eingeschlagen, sondern auch die Türen im Innern der Häuser größtenteils eingeschlagen oder aufgesprengt waren, also nicht verschlossen werden konnten.“

Über die Vorgänge im Schlosse unterrichtet uns gut ein Schreiben des Anatomen Loder zu St. Petersburg, früher in Jena, an seinen ehemaligen Kollegen Hufeland, zurzeit in Berlin. Das Schreiben ist erst vom

24. März 1807 und von jemand, der räumlich sehr weit entfernt war, aber Loder erzählt offenbar genau nach den Berichten, die an den russischen Hof erstattet waren, war doch Kaiser Alexander ein Bruder der weimarischen Erbprinzessin. Loder erzählt:

„Die Herzogin war im Schloß, wohin sich fast alle Damen und Weiber von Weimar retiriert hatten, und mußten so mehrere Stunden in der Todesangst zubringen. Die Franzosen drangen in die Stadt und plünderten nach Belieben. Gegen Abend kam Bonaparte, welcher schon von Murat und anderen angekündigt worden war. Die Herzogin kam ihm entgegen, bewillkommnete ihn und sagte ihm ein paar Worte über den heißen Tag und über die ausgestandenen Fatigen; er antwortete ihr kurz: „Ce sont les suites de la guerre,“ nahm von ihr weiter keine Notiz und ließ sich in seine Zimmer, die nämlichen, welche der vortreffliche Alexander bewohnt hat, führen. Alle Köche und Domestiken der Herzogin waren zur Bewirtung der Gäste bereit; Bonapartes Köche aber trieben sie weg, bemächtigten sich alles Gerätes und aller Lebensmittel, und die arme Herzogin mit allen Damen mußten vierundzwanzig Stunden ohne auch nur einen Bissen Brots zubringen, bis endlich ein Page ein Brötchen erwischt hatte. Die Herzogin ließ sich nun förmlich bei Bonaparte melden, und er nahm ihren Besuch an, ließ sie aber beständig stehen und sprach so mit ihr über eine Stunde. Er machte ihr darüber bittere und sehr unhöfliche Vorwürfe, daß ihr Gemahl in unserem [preußischen] Dienst stehe und seine Soldaten selbst gegen ihn hergegeben und folglich mit ihm Krieg geführt habe. Die edle Herzogin ließ ihn erst ganz aussprechen, erbat sich dann das Wort und bewies ihm, daß ihr Gemahl kein „schlechter Fürst“ sei, daß das Land ihn liebe und unter ihm glücklich gewesen sei; daß er, als Herzog von Sachsen, dem habe beitreten müssen, was Kurachsen getan; daß er schon lange Militär gewesen sei, weil er dazu einen Trieb gehabt habe; und endlich fragte sie ihn, was er wohl von einem so nahen seiner Verwandten, als der Herzog vom König sei,

geurteilt haben würde, wenn derselbe bei dem Anfange eines Krieges die Demission hätte nehmen wollen? ob er den nicht für einen Trägen und Ehrlosen erklärt haben würde? usw. Diese Argumente der edlen Frau haben den stolzen Mann frappiert; er hat einen höflicheren Ton angenommen und endlich der Herzogin gesagt, um ihretwillen wolle er das Land verschonen, der Herzog aber müsse sogleich den Dienst verlassen usw. usw.

Am folgenden Morgen ließ die Herzogin durch einen Kammerherrn fragen, wie Bonaparte geschlafen habe? Er ließ durch einen seiner Kammerherren darauf sich zum Gegenbesuch melden, stand aber wieder und ließ auch die Herzogin stehen.

Man hatte für ihn und sein Gefolge ein kleines Silber-Tafelservice ausgetan. Als die Herren von Weimar abzogen, so war dieses Service weg, vermutlich hatte die Suite es zu weiterem Gebrauche mitgenommen. Ein Glaschrant im Zimmer des Herzogs, worin einige uralte silberne und goldene Taschenuhren als Rarität hingen, war zerschlagen, und die Uhren waren ebenfalls mitgenommen worden. Sonst ist das Schloß ungeplündert geblieben, weil einige Offiziere die Kerls, welche sich zum Plündern einfanden, zurückgetrieben hatten. Das Landschaftshaus, worin eben ein großer Teil von dem Troussseau der Großfürstin war, entging der Plünderung durch den glücklichen Zufall, daß unten im Hause lauter altes Gerümpel lag, welches die schon eingedrungenen Plünderer glauben machte, daß dort nichts zu holen sei.“

Über die Vorgänge in Goethes Hause haben Richard und Robert Keil in ihrem Buche ‚Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806‘ zumeist aus den Berichten Riemers das Folgende zusammengestellt:

„Goethe hatte sich mit seinen Hausgenossen eben zu Tisch gesetzt, sie hatten kaum angefangen, von den Speisen zu genießen, als sie Kanonenschüsse erst einzeln, dann mehrere hintereinander ganz in der Nähe vernahmen. Sie standen sogleich auf, der Tisch wurde schleunigst abgeräumt. Goethe entfernte sich durch

die vorderen Zimmer, Riemer dagegen eilte von der anderen Seite durch den Hof in den Hausgarten und fand Goethe bereits darin auf und ab gehend. Währenddessen pfiffen von der Altenburg her Kanonentugeln über das Haus hin. Hinter dem Garten, dicht an der ‚Aderwand‘ ging inzwischen die preußische Retirade weg, in der gräßlichsten Verwirrung. Man hörte das Geschrei, sah die Spitzen der Gewehre über der Gartenmauer hinschwankend . . .

Unter ängstlicher Erwartung der kommenden Dinge, unter Hin- und Wiederrennen der Hausleute und Wegschaffen von zurückgelassenen Effekten der bisherigen preußischen Einquartierung verfloß im Goethehause die nächste Stunde. Ähnlich ging es in allen anderen Bürgerhäusern zu. Auf der Straße war kein Mensch zu sehen. Auf den Bäumen in der Esplanade aber sangen die Vögel auf das lieblichste.

Gegen 5 Uhr schwiegen die Kanonen. Um dieselbe Zeit sprengten aber Chasseurs in vollem Galopp durch das Regeltor in die Stadt und nach dem Schlosse hin . . . Auch an das Frauentor kamen einzelne französische Husaren gesprengt, spähend, ob Feinde in der Stadt wären. Einer von ihnen wagte sich etwas weiter herein. Goethes Sohn und Riemer, welche vom nahen Goetheschen Hause aus die Reiter sahen, eilten mit einigen Flaschen Wein und Bier auf sie zu und boten ihnen diese Erfrischungen an. Auf die Versicherung, daß keine Preußen mehr in der Stadt wären, nahmen sie Bier und Wein an und galoppierten durch die leeren Straßen in die Stadt hinein.

Als [nachher] zwei französische Chasseurs am Frauentor erschienen, eilten aus den benachbarten Häusern mehrere Personen mit Erfrischungen für sie herbei. Auch Goethe kam herzu, zog aus seinem blauen Überrock eine Flasche Wein und reichte sie einem Chasseur aufs Pferd, der sie mit einem wohlgefälligen Kopfnicken sogleich in seinem Mantel in Sicherheit brachte. Als aber Goethe dem anderen Reiter ein Paket mit Tabak reichte, wurde er durch die Frage, ob der Tabak gut sei, in Verlegenheit gesetzt. Lächelnd erwiderte er: er könne es nicht behaupten, weil er selbst nicht rauche. In diesem Augen-

blide erscholl in der Entfernung, begleitet von einigen Schüssen, der Ruf: „Qui vive?“ Die Reiter jagten davon, und Goethe begab sich mit raschen Schritten von dannen.

Kurze Zeit darauf kam ein Husarenoffizier zu Goethe. Es war Wilhelm v. Türkheim, der Sohn von Goethes früherer Braut Lili. An seiner Seite ging Goethe auf das Schloß. Vom Schloß ließ er in sein Haus den Seinen sagen, sie würden den Marschall Ney und außerdem noch einige Kavalleristen zur Einquartierung bekommen, sollten aber sonst niemand hereinlassen.

Bald darauf, etwa 6 Uhr abends, strömten die Massen französischer Truppen in die kleine, enge Stadt. . . In Goethes Hause lagerten sich, wie er vom Schlosse aus gemeldet hatte, einige Kavalleristen, sechzehn Mann, meist Elsässer, in das Bedientenzimmer. Sehr ermüdet von dem sechzehnständigen Ritt aus Franken bis nach Jena zur Schlacht und Weimar, verlangten sie nichts als Streu und waren mit einigen Flaschen Wein und Bier rasch zufriedengestellt. Goethe war zurückgekommen, doch der Marschall erschien noch immer nicht, obgleich die Tafel für ihn und seine Begleiter längst bereit war. In einem Zimmer des Hinterhauses war eine Menge Personen aus der Stadt zusammengedrängt, die vor der Wut und den Mißhandlungen der Plünderer sich hierher geflüchtet hatten. Einige von ihnen waren der unermüdblichen Christiane Vulpius dabei behilflich, für den erwarteten Marschall die Speisen zu bereiten und Wein aus dem Keller heraufzuschaffen, während andere nur über das plötzliche Unglück jammerten und so nur die Bestürzung der Hausgenossen vermehrten. Die Elsässer schliefen fest. Das Haus war verriegelt. Während Goethe oben in seinen Zimmern verweilte, hielt sich Riemer auf der Hausflur, hin- und wiedergehend, auf, um bei Ankunft des Marschalls zur Hand zu sein, andere aber, die sich etwa eindringen wollten, abzuhalten und im Notfall die Hilfe der Elsässer anzurufen. Es war schon tief in die Nacht, und welche fürchterliche Nacht! Der Brand wütete weiter, die hochaufleuchtenden Flammen warfen Helligung bis in die Hausflur; auf den Straßen Pöhen

und Lärmen, Geheul und Gewinsel. Plötzlich donnerten gewaltige Kolbenstöße an die Haustür. Zwei bewaffnete Tirailleurs (zwei kleine Kerls von der spottweis sogenannten Löffelgarde) forderten Einlaß und wurden zwar zunächst von Riemer und einem der Elsässer kräftig zurückgewiesen, kamen aber später zurück und verlangten erst bittend, dann mit der Drohung, die Tür einzuschlagen oder durch das Fenster einzudringen, Aufnahme. Riemer ließ sie ein und holte ihnen auf ihre Forderung einiges Getränk und Speise. Sie verlangten nach dem Hausherrn. Riemer eilte zu Goethe hinauf, erzählte ihm in Eile den Hergang und bat ihn, herunterzukommen und die Leute abzuweisen. Obgleich schon ausgekleidet und nur im weiten Nachtroß (dem Prophetenmantel, wie er ihn scherzhaft nannte), schritt Goethe die Treppe herab und frug die Tirailleurs, was sie von ihm wollten und ob sie nicht alles erhalten, was sie billigerweise verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marschall mit Begleitung erwarte. Seine würdige Gestalt, seine geistvolle Miene flößten ihnen Achtung ein; höflich schenkten sie ein Glas ein und er suchten ihn, mit ihnen anzustoßen. Bald entfernte er sich wieder. Sie tranken weiter. Später aber eilten sie, vom Wein erhitzt, die Treppe hinauf, um eine bequeme Ruhestatt zu erobern. Sie stürzten in das Zimmer Goethes und drangen mit ihren Waffen auf ihn ein. Sie hätten ihn vielleicht getötet oder doch verwundet, wenn nicht Christiane Vulpius mit Geistesgegenwart und Mut ihn gerettet hätte. Rasch warf sie sich dazwischen, rasch rief sie auf der in den Garten führenden Treppe einen der in das Hinterhaus Geflüchteten zur Hilfe, befreite mit ihm Goethe von den Wütenden und jagte sie aus den Zimmern, deren Türen sie nun verschloß* und verriegelte. Dennoch nahmen sie in dem Zimmer, worin die Betten für das Gefolge des Marschalls standen, ihr Lager, und erst der mit Tagesanbruch eintretende Adjutant des Marschalls Augereau fuchtelte wütend die beiden frechen Marodeurs mit flacher Klinge aus Bett, Zimmer und Haus.

Am Morgen des 15. Oktober kam Marschall Augereau

und nahm in Goethes Hause Quartier. Von da ab trat eine Sauvegarde vor das Haus und schützte es vor fernerm Ungemach. Es erhielten auch Marschall Lannes, General Victor und andere Offiziere dort ihr Logis; zuweilen waren achtundzwanzig Betten besetzt. Auch Marschall Ney war am 15. Oktober, doch nur wenige Stunden, im Goetheschen Hause.“

Ein weimarischer Bürger, der am 15. Oktober vormittags in Goethes Haus gerufen wurde, sah in einem Saale eine große Tafel mit Speisen und Wein; Demoiselle Christiane Vulpius als Haushälterin Goethes war damit beschäftigt, den vielen ab- und zugehenden Offizieren ein Frühstück zu reichen. Bald darauf bemerkte der gleiche Bürger, daß die Vulpius weinte, und fragte, wie es ihr gehe und warum sie weine. Da antwortete sie ihm: er sähe es ja selbst, wie sie behandelt werde; sie sei nicht imstande, eine solche Begegnung länger zu ertragen; sie wisse nicht, wie sie etwas der Art verdient habe, und es sei ihr nicht zuzumuten, länger im Hause zu bleiben.

Soweit die Berichte. Auch Goethe hat sicherlich gesehen oder erfahren, welche Redheiten sich die Einquartierten gegen die ledige Haushälterin herausnahmen. Er hatte sich gewiß schon lange vorgenommen, seine Ehe mit ihr vor der Welt gültig zu machen, aber nach seiner unschlüssigen, zaubernden Art die Ausführung immer wieder aufgeschoben. Jetzt hatte sie ihm ihre Liebe und Treue auch in der schwersten Zeit bewahrt, hatte ihm vielleicht das Leben gerettet; jetzt mußte sie den Schutz und das Recht erhalten, die sein Name ihr gewährte. Und jetzt, in dem allgemeinen Zusammenbruch

der Dinge konnte die Trauung auch am unauffälligsten geschehen.

Zunächst wandte Goethe seine Aufmerksamkeit auf die Freunde in Weimar und Jena, die schwerer als er gelitten hatten.

Goethe an Heinrich Meyer. 15. oder 16. Oktober.

Sagen Sie mir, mein Werter, womit ich dienen kann. Rock, Weste, Hemd pp. soll gerne folgen. Vielleicht bedürfen Sie einiger Viktualien?

Goethe an Oberkonsistorialrat Günther. 17. Oktober.

Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundin, die so viel an mir getan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte, völlig und bürgerlich anerkennen als die Meine.

Sagen Sie mir, würdiger geistlicher Herr und Vater, wie es anzufangen ist, daß wir sobald möglich, Sonntag oder vorher, getraut werden. Was sind deshalb für Schritte zu tun? Könnten Sie die Handlung nicht selbst verrichten? Ich wünschte, daß sie in der Sakristei der Stadtkirche geschähe.

Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft, gleich Antwort. Bitte!

Goethe an die Jenaer Freunde. 18. Oktober.

Wir sind in der größten Sorge wegen unserer Jena'schen Freunde, indem wir noch gar nichts von ihnen

vernommen haben. Ich bitte daher Nachverzeichnete¹⁾, nur ein Wort auf dieses Blatt zu unserer Beruhigung zu schreiben. Was mich betrifft, so sind wir durch viel Angst und Not auf das glücklichste durchgekommen. In meinem Hause ist nichts versehrt, ich habe nichts verloren. Die Herzogin ist wohl und hat sich auf eine Weise betragen, welche zur höchsten Bewunderung auffordert. Mit Wieland habe ich gestern beim Stadtkommandanten gespeist. Der gute Alte ist auch glücklich durchgekommen. Das Schloß ist unversehrt. Dies verdanken wir allein unserer Fürstin. Nichts weiter bin ich imstande hinzuzusetzen.

Übrigens sollte es mir angenehm sein, durch diesen Boten von den Herren Beamten, Bürgermeistern wie sonst bekannten Personen Nachricht in Briefen oder mündlich zu erhalten. Alle versichere ich meines herzlichsten Anteils bei diesem traurigen Vorfalle.

Platzkommandant G. F. Denzel an Goethe.

(Ohne Datum.)

Der Generaladjutant des Kaiserlichen Stabs bittet Herrn Hofrat Goethe, ganz ruhig zu sein. Der unterschriebene Kommandant der Stadt Weimar wird auf Ersuch des Herrn Marschalls Lannes und in Rücksicht des großen Goethes alle Mittel nehmen, die Sicherheit Herrn Goethes und Ihres Hauses zu besorgen.

Platzkommandant G. F. Denzel an Goethe.

18. Oktober.

Ich glaube Herrn Hofrat Goethe den größten Dienst

¹⁾ Es sind Griesbach, Schelver, Eichstädt, Fuchs, Starke, Venz, Seebed, Hegel, v. Knebel, v. Tümping, Frommann und die Hausgenossen des abwesenden Herrn v. Hendrich.

zu leisten, Herrn Denon, Mitglied des Nationalinstituts zu Paris und Generalinspektor der Künste und des Museums, als Gast bei Ihnen einzulegen.

Wilhelm v. Wolzogen an einen ihm persönlich bekannten Marschall des Kaisers während Napoleons Verweilen in Weimar.

Seine Kaiserliche Majestät möge geruhen, Weimar als einen der Sammelpunkte der deutschen Literatur anzusehen, und gestatten, daß die Vertreter der Regierung des Glückes teilhaftig würden, Seiner Kaiserlichen Majestät ihre respektvolle Ehrfurcht zu bezeigen und den Ausdruck ihrer vollkommenen Unterwerfung vor seinen Thron zu bringen.

Es folgt das Anerbieten:

. . . daß, wenn man noch länger das Glück der kaiserlichen Anwesenheit haben könne, die Frau Herzogin bereit sei, sich in irgendwelche Räume zurückzuziehen, damit das ganze Schloß zur Verfügung stehe und eine zweckentsprechendere Einteilung ermöglicht werde, als man sie im Moment der Ankunft des Kaisers habe treffen können in der Verwirrung, die sich seit zwei Tagen der Gemüter bemächtigt habe.

Herzogin Luise an eine Verwandte. 17. Oktober.

Quelles cruelles journées nous avons passées! Je m'étais attendue et préparée à de grands désagréments mais pas à ces malheurs, que la ville a éprouvé et à ceux qui nous attendent peut-être encore. Je rends grâce à Dieu que vous n'étiez pas restée ici, car que n'auriez vous souffert

de toutes ces scènes de douleur et de peine auxquelles on avait toutes les peines à résister. J'espère, que vous vous portez bien et adieu, adieu de tout mon coeur.

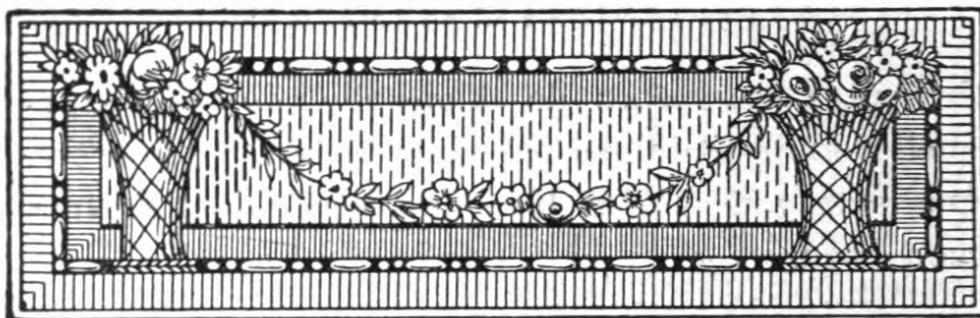
Goethe an Nikolaus Mener in Bremen. 20. Oktober.

Wir leben! Unser Haus blieb von Plünderung und Brand wie durch ein Wunder verschont. Die regierende Herzogin hat mit uns die schrecklichsten Stunden verlebt; ihr verdanken wir einige Hoffnung des Heils für künftig sowie für jetzt die Erhaltung des Schlosses. Der Kaiser ist angekommen am 15. Oktober 1806.

Merkwürdig ist es, daß diese Tage des Unheils von dem schönsten Sonnenscheine begleitet und beleuchtet waren.

Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin gestern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis, den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten; mit welcher Notifikation ich Sie ersuche, uns von Butter und sonstigen transportablen Viktualien manches zukommen zu lassen. Auf Ihren lieben Brief folgt nächstens in ruhigeren Stunden eine umständlichere Antwort.





Fausts Untreue.

Von Maria Pospischił.

Unter den Problemen, die das Faustdrama in so reicher Fülle, besonders in seinem ersten Teile, darbietet, wird die Frage nach den Absichten, die Faust mit seinem Liebesverhältnis zu Gretchen verbindet, stets eine der beliebtesten bleiben. Denn nicht nur nimmt das echt Menschliche und Erschütternde der aus jenen Beziehungen entstehenden Tragödie unsere Herzen völlig gefangen, sondern die Alltäglichkeit des Vorganges, die Einfachheit der Handlung und die klare, natürliche Entwicklung versprechen auch ein tieferes Eindringen und eine leichtere Lösung, als dies in vielen anderen Fällen möglich war.

Hier erscheint auf den ersten Blick der innere Zusammenhang unschwer zu erkennen, und gerade diese angebliche Eigenschaft der Gretchen-Tragödie ist es, die zugleich dem ganzen ersten Teile den unverdienten Ruf verschafft hat, viel leichter als der zweite verständlich zu sein, während in Wirklichkeit vielleicht das unmittelbare Gegenteil zutrifft.

Ich will ganz davon absehen, hier der Meinung

einiger Erklärer näher zu treten, die behaupten, Faust trage sich mit dem Plane, Gretchen zu heiraten; ein solcher Optimismus wird wohl nur von verhältnismäßig wenigen Lesern geteilt werden. Allein auch die meistverbreitete Auffassung, daß Mephistopheles es sei, der den Liebesroman beider durch seine Bosheit und Hinterlist beende, um Gretchen zu verderben und Faust schuldig werden zu lassen, und daß letzterer der Ungunst der Verhältnisse sowie der allgemeinen menschlichen Schwäche zum Opfer falle, kann einer strengeren Prüfung nicht standhalten. Der tiefere und eigentliche Grund, warum Faust sich schließlich von Gretchen trennt, muß vielmehr in dem eigentümlichen Charakter des Helden selbst gesucht werden, der jedes reine Glück von vornherein von sich weist, jeden befriedigenden Genuß von vornherein verschmäht.

Von größtem Interesse ist es, zu beobachten, mit welcher Umsicht Goethe den richtigen Platz in seinem Drama gewählt hat, um den Leser über diesen Punkt aufzuklären. Es geschieht dies in dem ‚Straße‘ überschriebenen Auftritt, der eingeschoben ist zwischen dem ersten Besuch Mephistos bei Marthe und der großen Gartenszene, in welcher die Liebenden sich ihre Neigung gestehen. Denn dem Dichter war es wohl bewußt, daß der Zuschauer keinen Augenblick über die Absichten der handelnden Personen auf der Bühne im Zweifel sein darf.

Hier, also noch ehe er mit dem Mädchen vertraut geworden, bringt es Faust bereits deutlich, wenn auch indirekt zum Ausdruck, daß seine Liebe zu ihr nur eine Episode in seinem Leben bilden werde.

Dieser Auftritt wird, ich weiß nicht warum, bei

den Aufführungen meist fortgelassen, und doch muß ohne ihn Fausts späteres Verhalten der Geliebten gegenüber in einer ganz falschen Beleuchtung erscheinen. Um einen klaren Einblick in die Motive zu gewinnen, die Faust in dieser Beziehung leiten, ist es nötig, sich die Ereignisse der Fluchszene (Studierz. III) zu vergegenwärtigen. Dort war dem schwachmütigen, träumerischen Gelehrten plötzlich die Erkenntnis aufgegangen, daß das für die Würde des Menschen bei weitem Wichtigste: Entschluß und Handeln sind, daß das Fehlen beider ihn selbst zum Sklaven erniedrigt, und daß sein egoistisches Verlangen nach Befriedigung auf Erden sowohl im idealen wie im realen Sinne seine Tatkraft gelähmt, ihn feig gemacht und entnervt habe. Daher soll ihm von nun an kein reiner Genuß, keine Befriedigung, kein Glück mehr aus dem Leben erblühen, sondern jede Freude, jeder Genuß soll sich ihm sofort in herben Schmerz, ja in ruhelose Qual verwandeln. So allein glaubt er seine Tatkraft zu voller Entfaltung bringen zu können.

Dem Taumel weih ich mich, dem schmerzlichsten Genuß,
Verliebttem Haß, erquidendem Verdruß.

Auch auf die Freuden der Liebe schleudert er diesen vergiftenden Fluch, weil auch sie Befriedigung hervorrufen und von der Tätigkeit abziehen können:

Fluch jener höchsten Liebeshuld!

Diese auf spekulativem Wege gewonnene Überzeugung und der daraus hervorgehende Entschluß, von nun an stets unbefriedigt zu leben, fallen nun ganz und gar damit zusammen, wozu seine Charakteranlage ihn seit frühester Zeit zwingt.

Der Idealismus und der Tätigkeitstrieb dieses außerordentlichen Mannes, die ihn unaufhaltsam nach oben und vorwärts treiben, lassen ihn niemals Befriedigung im realen Leben, niemals Glück im Genusse finden.

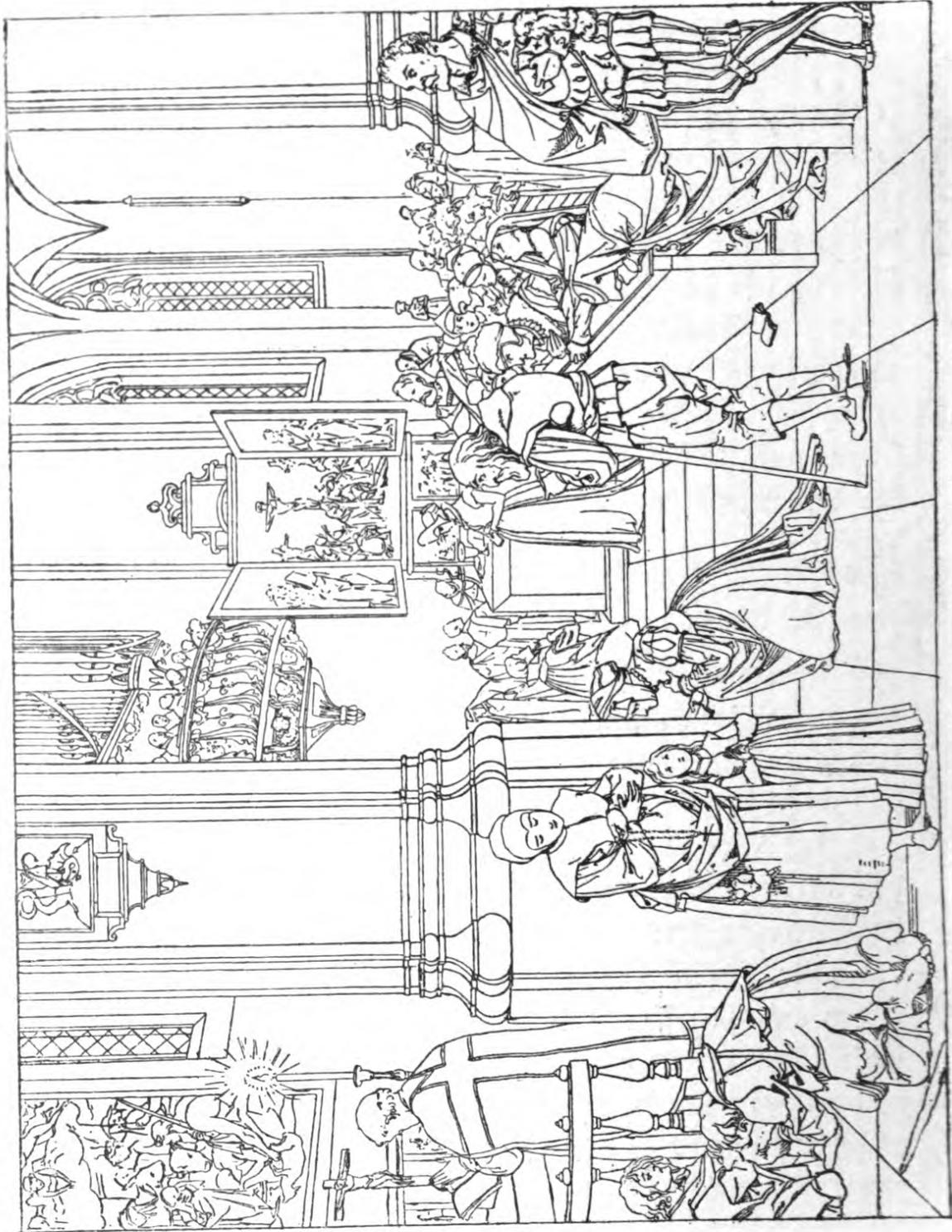
Zur Qual also soll ihm die Liebe werden, und eben damit er ihre Schmerzen recht kennen lerne, stürzt er sich in die Tiefe der Leidenschaft. Ersehnte er jemals stilles, reines, immerwährendes Glück von seinem Verkehr mit Gretchen, so würde er den unter furchtbaren inneren Kämpfen gefaßten Vorsatz, ohne Befriedigung zu leben, aufgeben, sich selbst untreu werden und zugleich die mit Mephistopheles abgeschlossene Wette verlieren.

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Berweile doch! Du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen.

Dieser mit flüchtiger Feder geschilderten Seelenstimmung Fausts entspricht nun das vollkommen, was in dem oben erwähnten Auftritt ‚Straße‘ über sein Verhältnis zu der Geliebten von vornherein angedeutet wird.

Auf diese Szene fällt gleichsam der tiefe Schatten, den die erschütternden Ereignisse der Gretchentragödie im voraus werfen.

Wir hören zunächst, wie Mephistopheles seinem Herrn und Genossen berichtet, daß er ihn heute abend bei Marthe mit Gretchen zusammenbringen könne, wenn dieser in bezug auf den Tod Schwertleins ein falsches Zeugnis abgeben wolle. Und als Faust eine solche Zumutung entrüstet von sich weist, hält ihm der Teufel vor, daß er oft genug seine Mitmenschen getäuscht habe, ja sogar



"Wie anders, Gretchen, war dir's . . ."

... des Grafen von Wethers Grafen von Wethers Grafen von Wethers Grafen von Wethers



„Der früh Geliebte, nicht mehr Getrübte, er kommt zurück . . .“
Aus den Umriffen zu Goethes „Faust“ von Moritz Retsch.

jetzt schon beabsichtige, auch die Geliebte zu hintergehen. Ewige, einzige Liebe und Treue werde er dem Mädchen schwören, während er doch zu gleicher Zeit den Vorsatz fasse, gerade das Gegenteil davon zu tun, d. h. sie in kurzem zu verlassen. Das, was Faust auf diese hoshafte, aber treffende Anklage erwidert, ist recht sophistisch; er sagt etwa: Wenn ich die gewaltige Liebesglut, die mich durchloht, „ewig“ und „unendlich“ nenne, so tue ich es deshalb, weil diese höchsten Worte einzig und allein die Größe meiner Empfindung auszudrücken vermögen. Die Folge dieser schwachen Verteidigung ist es denn auch, daß Mephistopheles dreist entgegen darf: Ich hab doch recht! —

Wir werden durch die idealisierte äußere Erscheinung Gretchens auf der Bühne, die das schlichte Bürgermädchen in ein feines, gebildetes Fräulein verwandelt, häufig dazu verführt, uns Faust und Gretchen als ein sozial und an Bildung gleichwertiges Paar zu denken. In Wahrheit steht der berühmte Gelehrte natürlich in jeder Beziehung turmhoch über der Schwester des Landsknechts; Gretchen empfindet diesen Abstand selbst am meisten, wie viele Stellen, besonders die Gartenzene, beweisen. Schon aus diesem Grunde erscheint daher eine dauernde Verbindung beider recht unwahrscheinlich. Aber selbst wenn Faust die Liebe einer Königin gewänne, würden die in seinem Charakter liegenden geschilderten Beweggründe ihn dennoch nach einiger Zeit dazu zwingen, die Geliebte zu verlassen. Man denke nur daran, wie leicht er den Verlust Helenas verwindet!

Es ist selbstverständlich, daß eine so edle, fein-

fühlende Natur, wie sie der Gelehrte besitzt, aufs aller-
tiefste das Unmoralische, Verbrecherische empfindet, das
in dieser von Anfang an beabsichtigten Täuschung des
unschuldigen, ihm naiv vertrauenden Kindes liegt, daß
er unter dem Bewußtsein fast zusammenbricht, seine
Leidenschaft müsse unter diesen Umständen Gretchen zur
Verzweiflung treiben und gänzlich der Vernichtung über-
liefern.

Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig sein muß!
Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung sein.

Und wenn er hinzufügt:

Nein, kein Ende! Kein Ende!

so sucht er sich dadurch lediglich selbst zu betäuben.

Noch einmal, ehe er von dem Mädchen das Letzte,
Höchste fordert, macht er es sich schauernd klar (am
Schlusse der Szene ‚Wald und Höhle‘), wohin bei seiner
Auffassung vom Leben die Liebe ihn und Gretchen treiben
muß; allein er fühlt, daß sie beide ihrem Geschiede nicht
entrinnen können.

Was muß geschehn, mag's gleich geschehn!
Mag ihr Geschied auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zu Grunde gehn!

So sehen wir denn, wie er mitten im sichersten
Besitz der Geliebten gestehen muß, daß es in seinem Busen
„nächtig“ ist. (Valentinszene.) Todtraurig macht ihn
die Erkenntnis, daß die Mächte des Schicksals bereits
begonnen haben, jede Aussicht auf ein glückliches Ende
seines Liebesträumens zu zerstören. Denn in demselben
Augenblick, wo andere, realer Denkende die höchste Be-

friedigung empfinden würden, treibt ihn sein Idealismus zu neuen Leiden und Kämpfen.

Am zweiten Tage, nachdem er Valentin erstochen, treffen wir ihn, wie er mit Mephistopheles den Broden ersteigt, und diese kurze Spanne Zeit hat genügt, ihn fast gänzlich der Geliebten zu entfremden. Denn als er in dem melodischen Rauschen und Klingen des geschmolzenen, zu Tale fließenden Bergwassers Laute sehnsüchtiger Liebe zu hören glaubt, die ihn an den Beginn seines Verhältnisses zu Gretchen erinnern, ruft er aus: Was bleibt von dem übrig, was wir hoffen und lieben? Nichts wie eine leise Erinnerung, ein unbestimmter Nachklang, nicht stärker als das schwache Echo des rauschenden Baches:

Was wir hoffen, was wir lieben!
Und das Echo wie die Sage
Alter Zeiten hallet wieder.

So darf denn, nachdem die Hexen sich eingefunden haben, Mephistopheles es wagen, ihn in ihren Kreis zu führen und die Absicht auszusprechen, sein Opfer aufs neue mit einem Weibe zu verbinden:

Ich tret heran und führe dich herein,
Und ich verbinde dich aufs neue. —
Komm nur! Von Feuer gehen wir zu Feuer;
Ich bin der Werber, und du bist der Freier.

Und als Faust nicht nur nicht widerspricht, sondern sogar den Teufel kurz darauf selbst auf eine junge, tanzende Hexe aufmerksam macht, bringt ihn dieser sogleich in ihre Gesellschaft, so daß wir das Unfaßbare erleben, Faust mit der buhlerischen nackten Schönen in üppigem Tanze zu erblicken und seine schamlos lüsternen Schmeicheleien zu hören. Freilich scheucht ihn die Vision Gretchens aus

dieser unwürdigen Situation, aber wie sehr er auch das furchtbare Geschick der Geliebten bedauert, nachdem er es von Mephistopheles erfahren, wie gewaltig sein Zorn aufflammt und wie tatkräftig er ihre Befreiung betreibt: seine Liebe zu ihr ist geschwunden.

Gretchen merkt es instinktiv mit dem unfehlbaren Argwohn des liebenden Weibes:

O weh! Deine Lippen sind kalt,
Sind stumm.
Wo ist dein Lieben
Gelieben?
Wer brachte mich drum? —

Wenn wir so Faust durch den eigenen Willen und den unhemmbaren Drang seines Wesens sich und die Geliebte dem Untergange preisgeben sehen, so wird die Frage berechtigt sein, welche sittlichen Zwecke der Dichter mit dieser Entwicklung verfolgen, in welcher Art er aus der tragischen Schuld des Helden seine Läuterung gewinnen wollte. Die Antwort hierauf gibt die erste Szene des zweiten Teils, wo Faust in einem Monologe herrlicher Terzinen die Ereignisse der letzten Lebensperiode an seinem Geiste vorüberziehen läßt und seine Absichten für die nächste Zukunft ausspricht:

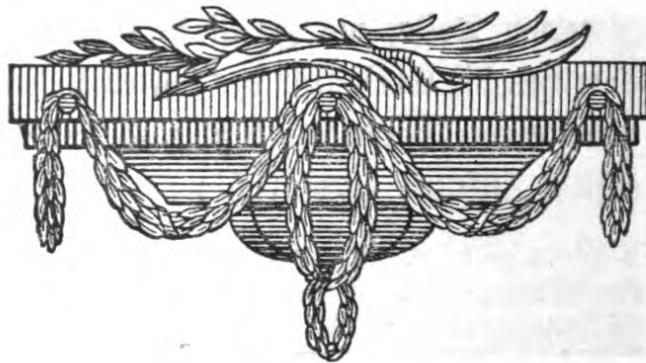
So ist es also, wenn ein sehnend Hoffen
Dem höchsten Wunsch sich treulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen usw.

Beim Eingehen seiner Verbindung mit Mephistopheles, dem realen Geiste, hatte er vor allem gewünscht, „in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften zu stillen“. Aber anstatt in das Gemeine zu versinken, wie es der Teufel mit ihm beabsichtigte, wurde er durch

die Liebe zu Gretchen in reinere Sphären gehoben. Nun aber hat sich aus jener glühenden Leidenschaft, die ihn nach seiner Absicht zu nichts anderem als zu immerwährender Tätigkeit in der Sinnenwelt entflammen sollte, ein vernichtendes Feuermeer entwickelt: die furchtbare Katastrophe des Unterganges der Geliebten ist über ihn hereingebrochen, und das Übermaß der hieraus entstandenen Empfindungen hat ihn so tief erschüttert, daß er von nun an ein leidenschaftloses Leben ersehnt.

Er fühlt, daß es ihm nicht ziemt, persönlichen Leidenschaften nachzujagen, auch wenn sie ihn nicht beglücken, sondern, daß ihm höhere, edlere Ziele für seine rastlose Betätigung im Leben gesteckt sind, Ziele, die ihm aus dem Treiben der großen Welt entgegenwinken.

Damit tritt Faust in eine neue, vollkommenerere Epoche seines Daseins ein.





Ist Wagner eine komische Figur?

Von W. Bode.

Es ist leichter, für einen Mörder einzutreten als für einen „Philister“, und man zögert noch einmal, ehe man von einem allgemein Verlachten erklärt, daß er ernst zu nehmen sei. Aber einmal muß doch gesagt werden, daß auf keinem deutschen Theater, das den ‚Faust‘ gibt, sein Famulus Wagner dargestellt, sondern daß er überall nur karikiert wird. Und daß wir auch sonst zu Unrecht gewöhnt worden sind, in Wagner eine komische Person zu sehen. Die allgemein herrschende Auffassung, die ich meine und nicht für richtig halte, hat zuletzt Theobald Ziegler in Bielschowskys ‚Goethe‘ wiedergegeben; sie lautet:

„Er, das Gegenbild Fausts, der trodene Stubengelehrte und Pedant, der sich wirklich nur des einen Triebes bewußt ist, der auch gern alles wissen möchte, aber wozu? der Bildungsphilister und Schwung- und geistlose Aufklärer nach dem Bilde Nicolais, schal, eitel, leer und doch in seinem ehrfurchtvollen Aufschauen zu Faust, in seiner satten Selbstzufriedenheit und Wissenszuversicht harmlos und naiv, so daß er im Gegensatz zu Faust komisch wirkt.“

Man darf solche Auffassung nicht angreifen, ohne nach ihren Ursachen zu fragen. Die Hauptschuld trägt

offenbar das Theater. Es braucht Rollen für die angestellten Komiker, es will die Zuschauer amüsieren, und aus dem Wagner läßt sich eine komische Figur machen. Der Dichter hatte für die erste Szene Schlafrock und Nachtmütze schon vorgeschrieben, weil es nämlich Nacht ist und Faustens lautes Sprechen den Famulus in späten Studien gestört hat; der Komiker fügt nun eine klägliche Gestalt hinzu, macht allerlei ungeschickte Gebärden, läßt ihn zwanzig Jahre älter erscheinen, als er, der Schüler Faustens, sein kann, und sodann spricht der Komiker alles, was Wagner zu sagen hat, mit einer quäfigen Stimme und einem Ausdruck, die den verstocktesten Philistern abgelauscht sind. Das ist alles ganz drollig, aber es ist genau das, was der Karikaturenzeichner aus seinen politischen Helden macht und wodurch er erreicht, daß man sich „den großen Pitt als einen stumpfnäsigen Besenstiel und den in so manchem Betracht schätzenswerten Fox als ein vollgesacktes Schwein denken muß“. (Goethe in den ‚Guten Weibern‘.) Aber unser Wagner wäre doch wohl nicht den Berufscomikern in die Hände gefallen, wenn der Dichter nicht das Mißverständnis nahegelegt hätte. „Der trockene Schleicher“ wird Wagner von Faust genannt, ehe er eintritt, und als er gegangen ist, nennt ihn Faust den „ärmlichsten von allen Erdenjöhnen“ und einen Kopf, „der immerfort an schalem Zeuge klebt“; während der Unterhaltung aber erwidert Faust ihm heftig: „Such er den redlichen Gewinn, sei er kein schellenlauter Tor!“ u. dgl. mehr. Wenn also Faust recht hätte mit solchen Worten, dann wäre Wagner freilich ein armseliges Philisterlein,

aber Faust hat eben nicht recht! In diesem Punkte irrt auch der von der Bühne unbeeinflusste Leser zu Ungunsten Wagners. Wir sind tief ergriffen von Faustens Seelennöten, er hat unser Mitgefühl vollkommen an sich gerissen, wir empfinden nun mit ihm und werden auch mit ihm ungerecht. Wollten wir uns aber besinnen, so würden wir erkennen, daß Faust in einem sehr exaltierten Zustande ist, durchaus nicht fähig, den wohlmeinenden Famulus richtig aufzunehmen, seine Bemerkungen ruhig anzuhören und billig zu beantworten. Faust erwidert, wie wenn Wagner eine Dummheit nach der andern sagte; er ist eben aufgereggt-ärgerlich, will den späten Gast los sein und bittet ihn ja auch geradezu zu gehen. Alles, was Faust in dieser Erregung sagt: von „euren Reden, die so blinkend sind“, von den „Zeiten der Vergangenheit“ und den „wenigen, die was davon erkannt“, klingt sehr schön, schießt aber an Wagners Person und Meinungen durchaus vorbei. Am nächsten Tage ist er viel ruhiger und deshalb viel gerechter gegen seinen Begleiter, aber dieser erscheint uns auch jetzt leicht im Unrecht, weil der leidende Faust längst unser Mitleid hat. Unser Geist verlangt stets nach Unterschieden und Gegensätzen, um sich Personen oder Sachen deutlicher zu machen. Faust ist ein Genie, folglich — so schließen wir leicht — ist sein Gegner im Gespräch dumm. Aber Goethes Art ist es nicht, seine Personen einfach in Genies und Dummköpfe, Böse und Gute, Schwarze und Weiße zu sondern. Er, der die Unterredungen zwischen Tasso und Antonio „mit beinahe peinlicher Unparteilichkeit“ geschrieben hat, steht auch bei dem Paare Faust und Wagner nicht

parteiisch auf Seiten des Rauschgeistes, der über die menschlichen Schranken hinausstürmt. Der Dichter hat seinem Helden diesen Genossen nicht zugeteilt, um dem Romiker eine dankbare Rolle zu geben, sondern um einen Geistes- und Berufsverwandten Faustens zu zeigen, der sich vom Helden gerade in den Eigenschaften unterscheidet, aus denen sich das nachfolgende Drama ergibt. Wagner ist wie Faust ein fleißiger, kenntnisreicher Gelehrter, nur jünger; Faust hat ihn deshalb auch aus allen seinen Schülern ausgewählt als seinen Famulus; er läßt ihn dicht neben sich wohnen, nimmt ihn auf seinen Spaziergängen mit, gestattet ihm zu allen Stunden Zutritt, schenkt ihm das vollste Vertrauen. Wenn dieser Famulus ein Esel wäre, was wäre dann der Professor, der ihn sich als seinen nächsten jüngern Freund auserwählt hat? Wagner studiert auf die gleiche Weise wie Faust; Pergamente und Experimente sind seine Lernmittel, wie sie bisher diejenigen seines Meisters auch waren; auch er ist in sein „Museum gebannt“ genau wie Faust. Und was Wagner zu erkennen und zu erfinden trachtet, ist nicht geringer, als was der Wissenschaft sonst je zur Aufgabe gestellt wurde. Auch Wagner möchte erkennen, „was die Welt im Innersten zusammenhält“, er versucht später auf chemischem Wege ein belebtes Wesen zu schaffen, wagt sich also an eine der höchsten, eben nur denkbaren Aufgaben. Als ihm das gelungen, legt er dem neuen Wesen sogleich höchste Probleme vor:

„Zum Beispiel nur: noch niemand konnt' es fassen,
 Wie Seel' und Leib so schön zusammenpassen,
 So fest sich halten, als um nie zu scheiden,
 Und doch den Tag sich immerfort verleiden . . .“

So bringt er es denn auch trotz seiner andauernden Bescheidenheit zu großem Ruhme:

„Wer kennt ihn nicht, den edeln Doktor Wagner,
Den ersten jetzt in der gelehrten Welt!
Er ist's allein, der sie zusammenhält,
Der Weisheit täglicher Vermehrer.
Allwissbegier'ge Forscher, Hörer,
Versammeln sich um ihn zuhauf,
Er leuchtet einzig vom Katheder;
Die Schlüssel übt er wie Sanct Peter,
Das Untere so das Obere schließt er auf.
Wie er vor allen glüht und funkelt,
Kein Ruf, kein Ruhm hält weiter stand;
Selbst Faustus' Name wird verdunkelt,
Er ist es, der allein erfand.“

Die Schilderung ist mephistophelisch, aber Wagners Famulus empfindet sie doch als richtig; er betont nur noch die große Liebe und Treue seines Herrn für den verschwundenen Faust. Und diesen typischen deutschen Gelehrten, der als ein Repräsentant für neun Zehntel unserer Universitätsprofessoren gelten kann, führen die Schauspieler als ein schafsdämliches Puttchen vor! Ist man denn lächerlich, wenn man „nichts als einen schwarzen Budel“ sieht, wo der Exaltierte einen Höllengeist ahnt, der „magisch leise Schlingen zu künft'gem Band um unsre Füße zieht“?

Die Unterschiede zwischen Wagner und Faust machen Wagner noch lange nicht zur drolligen Person. Er ist kein Feuerkopf, kein Genie, aber mit Talent und Fleiß erreicht er Großes. Er fühlt sich als Gelehrter, als eine Art Mönch der Wissenschaft durchaus wohl, hat kein Bedürfnis, „sich auszuleben“. Er ist der lauten Welt noch mehr

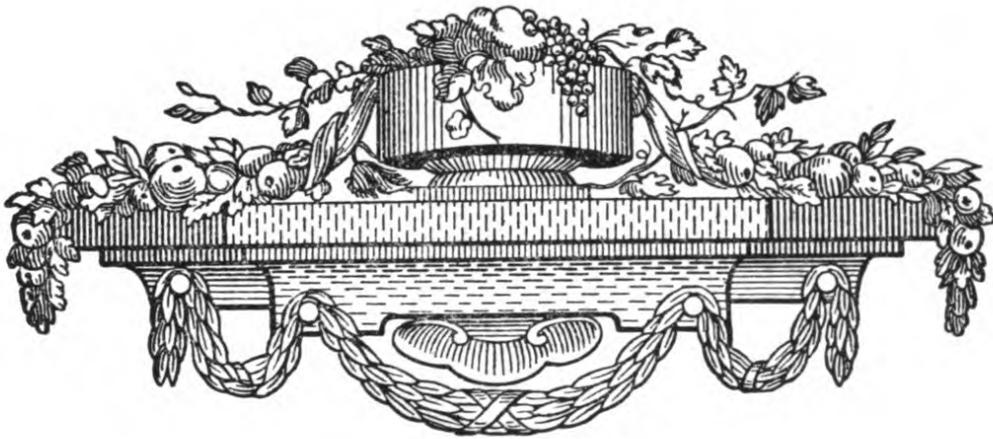
entfremdet als Faust; das Fiedeln, Schreien, Kegelschieben an Sonntagen hört er ebenso ungern wie sein Dichter Goethe. Er hat namentlich recht viel Geduld, obwohl auch er weiß, daß alle Anstrengung ihn nur langsam auf den Bahnen der Erkenntnis vorwärts bringt. Er sieht den einzig richtigen Weg vor sich, während Faustens ungeduldiger, unersättlicher Geist in die Irre schweift, dem Teufel entgegen. Nicht die von seinem Lehrer herbeigesehnten Geister, nicht ein Zaubermantel können unsere Erkenntnis oder unser Glück vermehren, sondern nur das geduldige Weiterbauen am Tempel:

Wenn du als Jüngling deinen Vater ehrst,
So wirst du gern von ihm empfangen;
Wenn du als Mann die Wissenschaft vermehrst,
So kann dein Sohn zu höherem Ziel gelangen.

In der Hauptsache hat bei ihren Unterhaltungen der demütige Wagner recht, nicht der geniale Faust.

Aber er ist nun einmal als „Bildungsphilister“ gebrandmarkt, als „schal, eitel, leer“, und kein Geistlein ist so flach, daß es sich nicht mit dem genialen Faust verwandt fühlte und deshalb hocherbaren auf den trockenen Pedanten Wagner herabsähe. Und kein Theaterleiter wird geneigt sein, auf die komische Figur zu verzichten und die ersten Szenen des Dramas noch ernster zu machen, indem er neben den halb wahnwitzigen, irrenden Faust einen der Grenzen seiner Kraft bewußten jungen Gelehrten stellt, der zu verständig ist, um die tollen Abenteuer seines bisherigen Führers mitzumachen.





Spaziergänge.

Noch einmal: „Faust und Göttliche Komödie“.
In der Würzburger Universität, an der Stätte, wo vor hundert Jahren Schelling in seinem Kolleg „Die Philosophie der Kunst“ die Frage: „Was hat uns Dante gegeben?“ behandelte, hielt Oberstleutnant a. D. Pochhammer einen Vortrag, worin „Faust“ und „Divina Commedia“ miteinander hinsichtlich ihrer „Begriffs-ideen“ verglichen wurden. Beide Dichter gehen an das Lebensproblem. Faust, dessen Erkenntnisdrang ungestillt bleibt, stürzt sich „ins Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit“; er sieht „die kleine, dann — von der hier auf ihn gekommenen Schuld entschönt — die große Welt“; aus diesem irdischen Paradies wird er nach seinem Tode in den Himmel erhöht. Dante, der vergeblich nach Tugend ringt, sieht träumend die Menschenschuld, darf sie vergessen, findet Gott und kehrt aus dem Himmel, erwachend, ins irdische Paradies, hier „in seiner Weise nun erst den zweiten Teil des ‚Faust‘ zu durchleben“.

Beide Werke verwenden Stoffe, die Jahrhunderte

lang in der Volksseele lebten: die Sage vom Doktor Faustus wird Goethen die Einkleidung; Dante wählt die „Höllenvanderung“. Beide Dichter geben aus dem Eigenen, Erlebten viel hinein.

Die Art der Behandlung des Problems ist verschieden. Eine graphische Darstellung könnte das leicht aufzeigen. Fausts Bahn führt in aufsteigender Linie von der „kleinen Welt“ durch das „irdische Paradies“ in den Himmel; Dante wird im Traum von der „Lebensreise“ zum Himmel entrückt und kommt von daher in das irdische Paradies zurück: eine Linie, die sich erst hoch hinanhebt und dann wieder von der dritten zur zweiten Höhenstufe hinabgeht.

Neu ist Pochhammers Hinweis darauf, daß Goethe der „Divina Commedia“ den Lethäebegriff entlehnt habe. Weist Ariel am Anfang des zweiten Teils den Geistern: „Dann badet ihn im Tau aus Lethes Flut“, so darf man hierbei nicht an den klassischen Lethestrom denken. Frivol wär's, sollte Ariel vom Himmel herabkommen, um durch einen Vergessenstrank Fausts Fehle — Gretchens Verführung, die Schuld an Valentins, an der Mutter, an des Kindes, an der Geliebten Tod — schwinden zu machen. Vielmehr ist dieser Begriff Dante entlehnt: Wer einst wert sein soll, Gott zu schauen, muß sich erst der Gnade Strahl; „die Lethä darf nicht weichen sünd'gem Fuße: Die Reue-träne helfe ihm zur Buße.“ Reuiges Schuldbekennen, Entsagen allem, dem je in Lust gelauscht ward, das erst läßt den Sünder die Lethä überschreiten, dann erst darf er die Menschenschuld vergessen. (Purgatorio XXX,

16. XXXI.) So aber bereut und sühnt auch Faust. Wie er schon in der Szene ‚Wald und Höhle‘ („Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles“) sich anklagt: „Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug, Daß ich die Felsen faßte und sie zu Trümmern schlug! Sie, ihren Frieden muß’ ich untergraben . . .“, so geht es fort zum „O, wär’ ich nie geboren!“ der Kerkerzene. Die so ausreichend gesühnte Schuld kann die Lethe abwaschen.

Die Herkunft dieser Entlehnung findet Pöschhammer von Goethe in der Wahl der Danteschen Terzinen für Fausts folgenden Monolog angedeutet. Daß seine Zeitgenossen die Anspielung verstünden — meint Pöschhammer —, durfte der Dichter hier ebenso voraussetzen wie an anderer Stelle, da er sich scherzhaft einem Luftwesen aus Dantes Purgatorio vergleicht (Wahrheit und Dichtung IV, 20), welchen Hinweis er später in einem Danteaufsatz wiederholt, ohne ein oder das andere Mal die betreffenden Stellen der Divina Commedia (Purgatorio III, 11; V, 1—3; XXVI, 1. 2) anzuziehen. Wir, heute, könnten solchen Hinweises nicht entraten! Damals aber kannte man Dante! Hans Lebede.

* * *

Goethe und Hädel über die Unsterblichkeit.
 Wilhelm Bölsche stellt uns in seinem neuesten Buche („Naturgeheimnis“, bei Eugen Diederichs, Jena), wie schon öfters, Goethe und Hädel als ein Dioskurenpaar vor, als Geistesverwandte, die einander ergänzen und vollenden. Bölsche kommt auch auf Hädels Verneinung der Unsterblichkeit der menschlichen Seele zu sprechen und

führt aus, daß selbst dabei die Berührung mit Goethe nicht fehle, obwohl Goethe bekanntlich an die Unsterblichkeit glaubte. So stellt es Bölsche dar:

In der Einleitung zu Goethes morphologischen Hefen findet sich jene wunderbare Stelle, wo Goethe sagt, jedes Lebendige sei kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit: „selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen, selbständigen Wesen.“ Diese Stelle selber, wie ich bestimmt glaube, von Buffon wieder beeinflusst, enthält bekanntlich eine glücklichste Vorwegnahme der späteren Zellentheorie, die uns gezeigt hat, daß mit Ausnahme der niedrigsten Lebewesen tatsächlich alle lebendigen Individuen, der Apfelbaum wie der Mensch, wieder zusammengesetzt sind aus meist Millionen einzelner Zellen, deren jede in der Tat bis zu gewissem Grade auch wieder ein eigenes Wesen, ein Individuum für sich, darstellt.

Diese Lehre, allgemein heute angenommen, hat aber tatsächlich den ganzen Begriff des Individuums auf einen neuen Boden gestellt. Und Hädel war es, der das 1866 zuerst aufgriff und nun wirklich zu einer großen neuen Durch- und Umarbeitung der Individualvorstellung verwertete.

Klar schied er die verschiedenen Stufen der also ineinandergeschachtelten Individualitäten; zuerst die Zellen selbst, dann die aus diesen Zellen aufgebauten Verbände, die Gewebe, Organe, endlich die ganzen Personen (wie unser menschliches Individuum in jedem von uns eine ist).

Er stieg dann noch höher; zeigte, wie selbst solche Personen nochmals in Verbände eingehen, Stöcke bilden (z. B. die Genossenschaft eines Korallenstocks), bis zu jenen märchenhaften Gebilden der Siphonophorenquallen (ein Spezialfeld Hädelscher Fachstudien), wo Hunderte von solchen Personindividuen wieder zu gemeinsamem Haushalt dergestalt verwachsen, daß ein wahres Übertier entsteht, das im ganzen wieder als ein echtes „Individuum“ erscheint.

Diese Definitionen sind zu einem Grundstamm der fach-

wissenschaftlichen Forschung geworden, und eine glücklich gewählte Terminologie hat sich überall eingebürgert; kein Lehrbuch kann sie mehr entbehren.

Für Hädels philosophische Spekulation aber ergab sich hier eine ganz bestimmte Konsequenz.

Ging er nach unten weiter, so löste sich auch die Zelle mindestens hypothetisch in noch tiefere Individuen auf, in Plastidule, wie er dies nannte; die Plastidule spalteten sich in anorganische (d. h. doch immer noch empfindende!) Moleküle auseinander, und die endlich in die Urbestandteile der Materie: die Atome.

Erst das empfindende Atom war das endgültige, wirklich unteilbare Individuum.

So kam Hädel zu der Idee, alle höheren Individuen wären in Wahrheit nur Sozialverbände — auch unsere eigene menschliche Person. Unsere „einheitliche Seele“ sei nur eine komplizierte „Volksseele“. Wenn aber ein Volk sich auflöst, zerfällt seine Volksseele mit.

Das schien ihm doch eine allgemein zugestandene Logik.

Folglich konnte aber auch im Tode, der selbst die Zellen in sich auflöst, alles bis zum Molekül zurückwirft, nichts von unserer Seele übrig bleiben.

Bölsche sagt uns hier nicht, an welcher Stelle Goethe und Hädel auseinandergehen. Schon Goethe sah allerdings im Menschen einen Sozialverband, wie er ja auch an die unendlich höheren Sozialverbände Erdgeist und Weltgeist glaubte. Den Tod des Menschen betrachtete er wie Hädel als Auflösung des Sozialverbandes; diese Trennung bisheriger Verbindungen ist offenkundig, man sagt von einem Sterbenden: er sieht seiner Auflösung entgegen. Hädel schließt aus diesem sichtbaren gänzlichen Zerfalle, daß die Seele dabei verschwinde; das schließt er, weil er in diesem Punkte als Republikaner denkt. Goethe aber war ein gründlicher Monarchist.

Für ihn ist der Mensch nicht eine zeitweilige Versammlung von zehntausend oder zehn Millionen gleichwertigen Atomen, sondern unter den Teilchen ist ein mächtiger Herrscher, und dieser ist unser eigentliches Ich. Bei der Auflösung werden die Sklaven entlassen, aber auch der König geht seine Wege; er wird Mittelpunkt eines neuen Sozialverbandes oder wird von einem anderen, mächtigeren König an sich gerissen. Goethe glaubte nicht, daß wir alle nach dem Tode in den gleichen Himmel kommen und dort als gleichartige Engel einerlei Beschäftigung haben; er spottete über das „Wiederseh'n“ im christlichen Himmel und glaubte vielmehr, daß jede Seele eine besondere Laufbahn habe, je nach ihrer Kraft und Richtung, Karl August eine andere als Wieland, Wieland eine andere als Kozzebue. Am deutlichsten hat er sich über dieses Thema des Zellenstaates und seines Schicksals nach dem Tode am 25. Januar 1813 gegen Falk ausgesprochen, als Wieland eben begraben war. Was wir vorhin König nannten im Volk der Atome, nannte er mit Leibniz „Hauptmonas“ unter den „Monaden“.

„Betrachten wir diese Hand! Sie enthält Teile, welche der Hauptmonas, die sie gleich bei ihrer Entstehung unauflöslich an sich zu knüpfen wußte, jeden Augenblick zu Diensten stehen. Ich kann dieses oder jenes Musikstück vermittelt derselben abspielen; ich kann meine Finger, wie ich will, auf den Tasten eines Klavieres umherfliegen lassen. So verschaffen sie mir allerdings einen geistig schönen Genuß, sie selbst aber sind taub, nur die Hauptmonas hört. Ich darf also voraussetzen, daß meiner Hand oder meinen Fingern wenig oder gar nichts an meinem Klavierspiel gelegen ist. Das Monadenspiel, wodurch ich mir ein Ergötzen bereite, kommt meinen Untergebenen wenig

zugute, außer daß ich sie vielleicht ein wenig ermüde. Wie weit besser stände es um ihr Sinnenvergnügen, könnten sie, wozu allerdings eine Anlage in ihnen vorhanden ist, anstatt auf den Tasten meines Klaviers müßig herumzuliegen, lieber als emsige Bienen auf den Wiesen umherschwärmen, auf einem Baum sitzen oder sich an dessen Blütenzweigen ergötzen. Der Moment des Todes, der darum auch sehr gut eine Auflösung heißt, ist eben der, wo die regierende Hauptmonas ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen Dienstes entläßt. Wie das Entstehen, so betrachte ich auch das Vergehen als einen selbständigen Akt dieser nach ihrem eigentlichen Wesen uns völlig unbekanntem Hauptmonas. — Alle Monaden aber sind von Natur so unverwundlich, daß sie ihre Tätigkeit im Moment der Auflösung nicht einstellen oder verlieren, sondern noch in demselben Augenblick wieder fortsetzen. So scheiden sie nur aus den alten Verhältnissen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen. Bei diesem Wechsel kommt alles darauf an, wie mächtig die Intention sei, die in dieser oder jener Monas enthalten ist. Die Monas einer gebildeten Menschenseele und die eines Biers, eines Vogels, oder eines Fisches, das macht einen gewaltigen Unterschied. Und da stehen wir wieder an den Rangordnungen der Seelen, die wir gezwungen sind anzunehmen, sobald wir uns die Erscheinungen der Natur nur einigermaßen erklären wollen.“

Man hat die Zuverlässigkeit von Falks Berichten angezweifelt, weil Riemer sie für unrichtig erklärte. Aber Riemers Haß gegen Falk darf uns nicht mehr beeinflussen. Daß wir eben wirklich in Goethes Anschauungen hineinsahen, bestätigt uns unter anderem eine Szene im zweiten Teile des ‚Faust‘. Nach Helenas Tode fordert Panthalis die Dienerinnen auf, der Herrin in die Unterwelt zu folgen. Diese weigern sich, denn wenn es schon ihr Schicksal sei, daß ihre Seelen jetzt in untergeordnete Wesen hineinschlüpfen, so haben doch die Dinge auf

der sonnigen Erde größere Anziehungskraft als die-
jenigen in der dunklen Unterwelt, und Helena hat nun
ihre bisherige Macht über sie verloren. Die Chorführerin
ermahnt:

Ihrer Sohle sei
Unmittelbar getreuer Mägde Schritt gefügt,
Wir finden sie am Throne der Unerforschlichen.

Aber die Mägde erwidern:

Königinnen, freilich überall sind sie gern;
Auch im Hades stehen sie oben an,
Stolz zu ihresgleichen gefellt,
Mit Persephonen innigst vertraut;
Aber wir im Hintergrunde,
Tiefer Asphodeloswiesen
Langgestreckten Pappeln,
Unfruchtbaren Weiden zugesellt,
Welchen Zeitvertreib haben wir?
Fledermausgleich zu piepsen,
Ge Flüster, unerfreulich, gespenstig . . .

Aus dieser Gesinnung erkennt die Chorführerin die
wahre Bestimmung der Dienerinnen und verabschiedet
sich deshalb von ihnen.

Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an, so fahret hin!
Mit meiner Königin zu sein verlangt mich heiß;
Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrt uns die Person.

Und die Mägde eilen ihrem neuen Dasein ent-
gegen, die einen in „dieser tausend Äste Flüsterzittern,
Säufelschweben“, andere schmiegen sich in sanften Wellen
an den Felsenwänden an, die dritten eilen bewegten
Sinnes mit den Bächen weiter, wieder andere nisten sich
in Rebenhügeln ein, und alle jubeln:

Zurückgegeben sind wir dem Tageslicht;
 Zwar Personen nicht mehr;
 Das fühlen, das wissen wir;
 Aber zum Hades kehren wir nimmer.
 Ewig lebendige Natur
 Macht auf uns Geister,
 Wir auf sie vollgültigen Anspruch.

Will man Goethes Glauben und Ahnen über das Schicksal der Individuen nach der Auflösung ihrer Leiber noch näher betrachten, so findet man seine Bekenntnisse unter einer christlich-katholischen Hülle auf den letzten Seiten des ‚Faust‘. Auch hier liegt die Anschauung zugrunde: es gibt keine gleiche, allgemeine Unsterblichkeit, sondern an die unvollständigen irdischen Entwicklungen schließen sich in einer anderen Daseinsform neue Erfahrungen und Wandlungen, und zwar verschiedene je nach dem Maße des schon auf Erden Erlangten. Und wir dürfen hoffen, daß göttliche Gnade, „das Ewig-Weibliche“, uns bei unserem neuen Werden begünstigt, bei weiterem Aufsteigen hinarzieht.

* * *

Von Theaterfünden am ‚Faust‘ war in diesem Hefte schon zweimal die Rede. Eine hervorragende Schauspielerin tadelte, daß auf der Bühne das arme Gretchen wie eine Patrizierin erscheine; ich habe über die Gestalt Wagners meine Meinung gesagt. Eine dritte Entstellung sei noch erwähnt:

Ich sehe die Engel im Prolog immer von Frauen vorgestellt. Aber Raphael, Gabriel und Michael sind doch Männernamen, und es würde einen viel würdigeren

Eindruck machen, wenn männliche Gestalten das hohe Lied der Anbetung sängen. Die Maler sind heutzutage über solchen Feminismus hinaus, und das gebildete Publikum ließe es sich von einem Maler auch nicht mehr gefallen, wenn er unter dem weißen Gewande von Gabriel oder Michael weibliche Formen andeuten und ihre Gesichter als süße Frauengesichter zeichnen wollte. Es ist immer widerwärtig, wenn männliche oder weibliche Personen durch das andere Geschlecht imitiert werden; in eine solche erhabene Szene gehört diese Perversität schon gar nicht.

* *

Der junge Amerikaner über den alten Goethe.

Der amerikanische Historiker Bancroft war mit achtzehn und neunzehn Jahren ein naseweiser Bengel, und die Deutschen, die er in seinen europäischen Studienjahren aufsuchte, hätten wohl besser getan, wenn sie dem jungen Ausländer etwas weniger Ehre erwiesen hätten. Das erkennen wir jetzt, wo die Tagebücher und Briefe Bancrofts in Scribners Magazin erscheinen. Die Frankfurter Zeitung hat erwünschte Auszüge daraus gemacht. Als achtzehnjähriger Student in Göttingen liest Bancroft in Goethes Werken und ist amerikanisch-puritanisch entrüstet über das viele Unziemliche und Unsittliche darin; die Gesellschaft im ‚Faust‘ und ‚Wilhelm Meister‘ ist ihm natürlich zu lasterhaft. Von Blumenbach erfährt er, als was für eine Art Mensch Goethe in Weimar erscheint. „Er ist ein großer, dicker Mann von ungefähr Siebzig, sehr für Vergnügen und Fröhlichkeit eingenommen, noch mehr

aber für Essen und Trinken. Trotz seiner Vorliebe für gute Gesellschaft und gutes Leben hat er viel Würde und Form!“ Am 12. Oktober 1819 besuchte der so vorbereitete Jüngling den alten Dichter in Jena. Er schreibt darüber:

„Er war gesprächig und freundlich, begann zuerst von alltäglichen Dingen zu reden. Dann kam die Unterhaltung auf deutsche Philosophie. Kant wurde mit Achtung genannt. Der Zustand von Amerika wurde dann Gegenstand des Gesprächs. Er schien zu glauben, daß er damit recht gut bekannt sei. Er sprach von mehreren Büchern über das Land, von Wardens statistischem Bericht über Amerika usw. . . . Zuletzt faßte ich mir Mut und nahm die Gelegenheit wahr, ihn auf die englischen Dichter zu bringen. Byron pries er in den höchsten Ausdrücken und erklärte sich als einen von einer großen Partei in Deutschland, die Byron ungemessen bewundere, sich auf alles, das von ihm kommt, stürze und es verschlinge. Auch von Scott sprach er; von Wordsworth, Southey wußte er nichts, von Coleridge den Namen, hatte aber seine Werke vergessen.“

An Goethes äußerer Erscheinung findet der superfluge Neunzehnjährige auch allerlei Mängel:

„Goethe ist ziemlich groß, obgleich nicht sehr groß, mit fester Haltung, einem schönen, klaren Auge, großen und sehr ausdrucksvollen Zügen, gut gebaut. Er macht sogleich einen günstigen Eindruck. In seinen Manieren ist er sehr würdevoll, oder vielmehr er hat eine Art würdevoller Steifheit, die nach seiner Absicht für angeborene Würde passieren soll. Er geht erstaunlich grade. Ich fand ihn ganz en déshabillé. Er hatte einen Oberrock an, aber keine Weste, ein faltiges Hemde, nicht übermäßig rein, eine Halsbinde wie das Hemde und ziemlich dunkelfarbig. Seine Stiefeln waren von ganz ordinärer Fassung. Rein Dandy würde sie getragen haben. Er empfing mich im Garten.“

In einem Briefe, den Bancroft acht Monate später

an seine Schwestern über den Besuch bei Goethe schrieb, berichtet er im ganzen dasselbe. Einige kleine Abweichungen sind vorhanden. Der Eindruck von Goethes Kopf hat sich in ihm vertieft:

„Sein Auge ist dunkel und sprühend. Er ist wohl gebaut, würdig in seinem Benehmen; sein Haar ist weißer und schöner, als ich es jemals auf dem Haupte eines alten Mannes gesehen habe. Sein Anzug war einigermaßen nachlässig; alle deutschen Professoren und Schriftsteller sind nämlich in ihrem Anzug und in ihren Gewohnheiten schauderhaft schmutzige Gesellen. Goethe aber hat die Welt gesehen und weiß, was der Anstand erfordert.“

Es folgt dann wieder die Beschreibung des Rockes, des Hemdes und der Halsbinde; auch der nicht salonfähigen Stiefeln wird, wie sich versteht, mißfällig gedacht. Goethe war so liebenswürdig, dem jungen Studenten einen Einführungsbrief an die großherzogliche Bibliothek in Weimar mitzugeben. Am 13. Oktober 1819 notiert Bancroft:

„Ich stand zeitig am Morgen auf, nahm einen Diener, der mein Känzlel trug und ging zu Fuß von Jena nach Weimar. Als ich ankam, ging ich direkt in die Bibliothek, um den Herrn zu besuchen, an den Goethe mich empfohlen hatte. Es war ein sehr gewöhnlicher Mensch, ein gewisser Kräusler [Kräuter], aber er war Sekretär bei der Bibliothek, und deshalb am besten imstande, mir die beachtenswertesten Dinge zu zeigen. Nachdem ich mit der Bibliothek durch war, forderte Kräusler mich auf, zu Goethes Hause zu gehen, und ich fand, was ich nicht erwartet hatte, daß Goethe meiner wegen an seine Familie geschrieben hatte, damit ich seinem Sohne und seiner Schwiegertochter vorgestellt werde. Als ich mich melden ließ, fand ich nur die Frau Kammerrätin v. Goethe zu Hause. Sie lud mich für den Abend zum Tee ein. Ich verließ sie und ging in der Stadt spazieren. In Goethes Schwiegertochter fand ich eine sehr hübsche kleine

Frau von lebhaftem, munterem Temperament, witzig und angenehm und geistreich, die über alle Dinge spricht, selbst über niedrige, aber sehr hübsch, ohne je in Verlegenheit zu kommen, immer sich dessen bewußt, was sie sagt. Der Sohn dagegen schien ein stumpfer und unwissender Bursche. Man zeigte mir Goethes Arbeitszimmer und Gemächer, seine Bibliothek, in der nota bene die besten Übersetzungen der Klassiker stehen, seinen Garten, seine Sammlungen usw.“

Übrigens fand der große Philologe Friedrich August Wolf, Goethes witziger Freund, vor dem jungen Gelehrten noch weniger Gnade:

„Er ist eigensinnig, eitel, kindisch und gnußsüchtig. Süßigkeiten liebt er wie ein Kind und weiß besser als jemand anders in Berlin, wo der beste Kuchen zu haben ist und wann er warm vom Ofen kommt. Er ist der faulste Mensch, den ich je gesehen habe, steht am hellen Tage auf und geht um neun zu Bett. Auch damit ist er noch nicht zufrieden; am Abend findet man ihn in dumpfer, stumpfer, schläfriger Lethargie auf dem Sofa ausgestreckt. Er spricht lieber von Dirnen, Zuderbädern, Kuchen und gutem Essen, als daß er einen in ernstem Gespräch unterweist. Zwei Stunden vor dem Essen gehen mit Spazieren darauf, um sich Appetit zu machen. Zwei Stunden vergehen über dem Essen. Wer kann dann gleich, wenn er viel gegessen hat, studieren? Und wenn der Magen sich etwas ausgeruht hat, ist es Zeit, schlafen zu gehen. So vergeht das Alter eines Mannes, der einer der geachtetsten in der Welt sein könnte.“

* *

*

Die jenaischen Studenten, ihr häufiger Besuch des Theaters, ihre Begeisterung für Schiller gehören durchaus mit in das Bild der klassischen Zeit Weimars. So schildert sie Friedrich Albrecht Klebe in seinen selten gewordenen ‚Historisch-statistischen Nachrichten von der berühmten Residenzstadt Weimar‘ (Eiberfeld 1800).

„Auf matten, stolpernden Tieren kommen ein Duzend jenaische Bursche hier über den Markt galoppiert! Schlechtere Reiter und elendere Pferde gibt es nicht als die jenaischen Studenten und die dasigen Philisterpferde. . . .

Vor ein paar Jahren zogen die jenaischen Bursche noch fast jedesmal mit ziemlichem Lärmen und Toben in Weimar ein; ihre Gegenwart kündigte sich allemal durch ein Gebrüll an, welches sie mit dem Namen Gesang belegten; aber jetzt ist das nicht mehr so. Ohne Lärmen geht es freilich nicht ab, aber jenes wilde Toben ist ihnen einigemal untersagt worden, und ohnerachtet der angenommenen Verachtung gegen die Laubfrösche — mit welchem Namen sie die weimarische Garnison wegen ihrer grünen Uniform zu belegen pflegten — haben sie doch eine kleine Furcht, daß man sie wohl, nach ihrem Ausdruck, schleppen könnte, wenn sie es zu bunt machten. Sie sind also ruhig und bedauern im stillen den Verlust ihrer wohl-erworbenen akademischen Gerechtsame — ungezogen zu sein.

Indessen sind sie doch in Weimar angenehm. Das Schauspiel würde besonders darunter leiden, wenn sie nicht herkämen. Ohne ihre Gegenwart würde manchmal das Haus halb leer sein, und die Gastwirte würden ihren Verlust ebenfalls empfinden. Sie kommen gewöhnlich nachmittags, und fahren oder reiten nach dem Schauspieler wieder fort. Diejenigen, welche dableiben, treiben sich dann noch bei Ortelli, auf dem Kaffeehause oder auf den Gassen herum.

Die Kleidung dieser jungen Leute sieht seltsam gegen den dezenten Anzug der weimarischen Herren aus. Turmförmige Mützen mit mancherlei bunten Zieraten, als Schnüren, Troddeln und Quasten von allerlei Farben, zieren ihre Häupter, unter denen ein dickes Haar hervorsticht, das um ihr Kinn zusammenschlägt und den größten Teil ihres Gesichts bedeckt. Sie schütteln darum alle Augenblicke das Haar, wie der Löwe seine Mähne schüttelt, um sehen zu können. Eine kurze Tasse mit Aufschlägen von anderer Farbe gehört notwendig zu diesem Anzuge, und ihre Schenkel sind mit langen Reithosen bedeckt, deren eine Seite mit Leder besetzt ist. So zeigen sie sich

überall, und nur ihr kleinerer, gesitteter Teil, der sich aber wie man von Jahr zu Jahr mit Vergnügen bemerkt, ziemlich beträchtlich vermehrt, trägt sich, wie sich andere vernünftige Menschen kleiden.

Manche jenaische Studenten, die hinlängliche Einkünfte dazu haben, mieten sich auch wohl ein Zimmer in Weimar, um dann und wann einige Tage hier zubringen zu können. Gewöhnlich haben diese irgendeinen Magneten, der sie dahin zieht. Mancher Musensohn ward schon von einer weimarischen Schönen gefesselt, und manche von diesen verläßt ihre Vaterstadt, um dem treuen Burschen in sein Vaterland zu folgen.“

* *

Tritte des Wanderers über den Schnee. Ein Schuldirektor schreibt uns, er habe soeben einer Schülerin ins Stammbuch aus der Erinnerung die Zeilen eingetragen:

Tritten des Wanderers über den Schnee sei ähnlich dein Leben;
Es bezeichne die Spur, aber beslede sie nicht.

Er wolle dieses Wort öfters so brauchen, auch zu einer guten Religionsstunde könne es verhelfen, aber die Schülerinnen würden fragen: woher? Und er erinnere sich nicht genau: sei es von Goethe oder Anebel?

Das Distichon ist von Anebel, es findet sich in seinem ‚Literarischen Nachlaß‘ auf S. 95, nur heißt es dort: mein Leben; das mentorhafte „dein Leben“ ist erst durch die Stammbuch-Verwendung aufgekommen. Über die Entstehung des Wortes hat Dr. Vulpius in der ‚Deutschen Rundschau‘ 1891 nach den Erinnerungen verschiedener Personen folgendes erzählt: Goethe sei mit Anebel und einigen anderen Freunden im Hause des botanischen Gartens zu Jena gewesen, es muß in einem Spätherbst

vor 1805 gewesen sein. Während man sich unterhielt, fiel draußen der erste Schnee hernieder. Plötzlich bemerkte Goethe die Veränderung der Außenwelt, und, von der Schönheit des Anblicks ergriffen, schlug er vor, jeder der Anwesenden solle ein Gedicht darauf machen. Auch Anebel trat ans Fenster, blickte über den Garten, über das Tal, zu den Bergen hinauf. Er nahm ein Blatt Papier und schrieb obige Zeilen darauf. Goethe las es und rief in herzlicher Begeisterung aus: „Anebel, für dieses Distichon gab' ich einen Band meiner Werke hin!“

Da von Albumsprüchen die Rede ist, so sei das wohl-erwogene Wort hinzugefügt, das Goethe am 8. Mai 1814 dem jungen Pessimisten Arthur Schopenhauer ins Stammbuch schrieb:

Willst du dich deines Lebens freuen,
So mußt der Welt du Wert verleihen.

* * *

Neue Bilder der Klassiker. Karl Bauer (München, Hohenzollernstr. 40) wird nicht müde, seine Darstellungen Goethes und Schillers in verschiedenen Lebensaltern zu vermehren und zu verbessern. Unsere Leser kennen aus St. m. G. I, 2 die Steinzeichnung ‚Goethe als Straßburger Student‘; Bauer hat sie umgearbeitet und den Ausdruck weicher und dumpfer gemacht. Ein neues Blatt stellt Schiller und Goethe vor, wie sie zur Zeit der Xenienkämpfe gemeinsam arbeiten; ein besseres Bild von Schiller kennen wir nicht. Bauers Steinzeichnungen sind wegen ihrer kräftigen Art zu Wandbildern

recht gut geeignet, z. B. für Treppenhäuser und Vorhallen. Warum soll man den Eintretenden nicht gleich bedeuten, welche Geister hier Hausgenossen sind? — Eine hübsche Idee hat der weimarische Maler Hans W. Schmidt ausgeführt: Goethe und sein etwa zwölfjähriger August im Garten hinter dem Hause, der Vater dem Bürschlein die Armbrust erklärend, mit der in der nahen Armbrustschützen-Gesellschaft nach der Scheibe geschossen wird. Der Knabe ist so schön, sieht so vielversprechend aus, wie er in jenem Alter wirklich erschien. Das Blatt ist als Kohledruck für 4 M., als Photographie für 15 M. bei Franz Hanfstängl in München erschienen. — Altberühmte Bilder bietet uns die Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst (Berlin W., Elbholzstr. 15) an. Hier kommen in Betracht: Goethe von Stieler, Schiller von Graff, Goethe von Tischbein. Die Blätter in Groß-Imperial-Format (Papiergröße 73:95) kosten auf Kupferdruckarton 10 M., in einer Luxusausgabe auf Bütten 15 M. Die Wiedergabe der Kunstwerke ist so vollkommen, wie man früher nicht für möglich gehalten hätte; der Preis ist sehr gering. Eine große Zahl von Künstlern und Kunstgelehrten haben der G. z. B. H. K. ihre dankbare Anerkennung für so vorzügliche Leistungen ausgesprochen: Lenbach, Liebermann, Lichtwark, Thode, Stuck, Julius Vogel, Gurlitt u. a. Seit einiger Zeit ist Ferdinand Avenarius an der Leitung der Gesellschaft beteiligt.





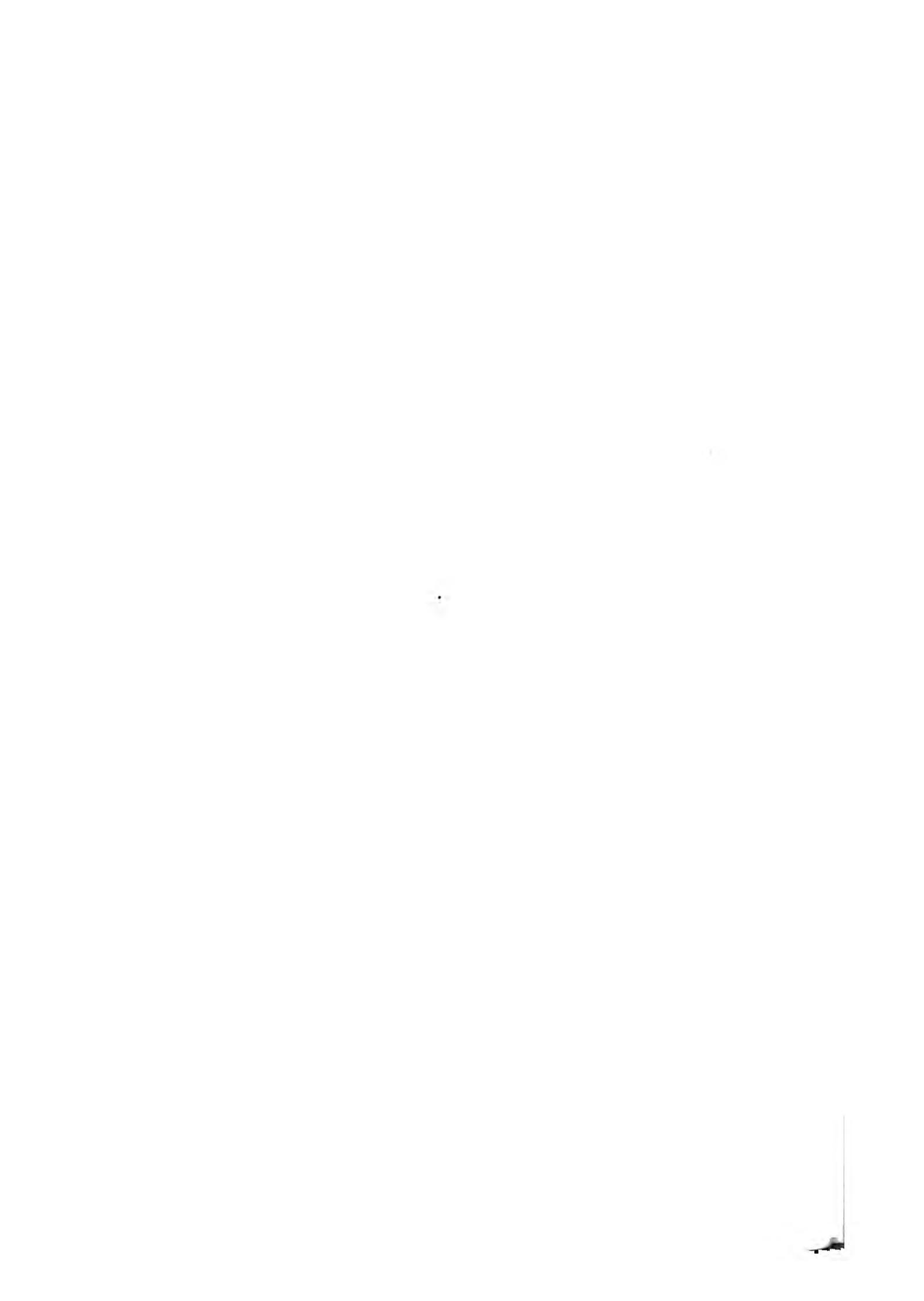
Unsere Bilder.

Ein vergessenes Dichterhaus: damit meinen wir das Haus, in dem Schiller wohnte, als er ‚Maria Stuart‘ und die ‚Jungfrau von Orleans‘ dichtete, als er ‚Macbeth‘ und ‚Turandot‘ verdeutschte, als er sich ‚Warbeck‘, ‚Die Maltheser‘ und den ‚Tell‘ ausdachte, als er von seinen Gedichten ein Duzend der schönsten und bekanntesten niederschrieb: ‚Kassandra, Hero und Leander, Die vier Weltalter, Sehnsucht, Das Siegesfest, An die Freunde, Die Worte des Wahns, Punschlied, Der Antritt des neuen Jahrhunderts, An Goethe. Wir meinen das Haus, in dem vom 3. Dezember 1799 bis zum 29. April 1802 sein und seiner Lieben Heim war, wo er jene Unterhaltungen mit Christiane v. Wurmb hatte, die zu dem Wenigen und Schönsten gehören, was uns von Schillers mündlichen Äußerungen übermittelt ist. Ist es denkbar, daß dieses Haus den Heutigen unbekannt ist? Nach all den Reden der vorjährigen Schillerfeier?

Auch mir war es vor kurzem noch unbekannt — obwohl ich schon hundertmal darin ein- und ausgegangen war. Ich wußte, daß Schiller 1799 von Jena nach Weimar übersiedelte, um Goethe und dem Theater ganz



Ein vergessenes Dichterhaus.
Blick in die Windische Gasse zu Weimar.
Von Ludwig Bartning.



nahe zu sein, und daß er erst Ende April 1802 das gekaufte Haus an der Esplanade bezog, das jedermann kennt. Ich hörte es wie ein Gerücht, daß er vorher in der Windischen Gasse gewohnt habe. Ich las dann in dem Buche ‚Intimes aus Schillers Leben‘ von Ernst Müller, daß in der Windischen Gasse der Perückenmacher Müller der Hauswirt Schillers gewesen sei. Einige Monate vor der Schillerfeier wies ich in dem hiesigen gelesensten Blatte („Deutschland“) und in der ‚Frankfurter Zeitung‘ darauf hin, daß man hier dies wichtige Schillerhaus nicht kenne; ich hoffte, jemand von den Berufensten werde dafür sorgen, daß beim Feste dies Haus im Schmutz der Kränze seinen Ruhm verkünde. Nichts geschah. Schließlich mußte ich selber nachforschen, wo der Perückenmacher Müller gewohnt hat. Das machte viel mehr Mühe, als ich erwartet hatte; endlich fand ich es in alten „Erbbüchern“ auf dem Rechnungsamte. Und wie es so geht, bald darauf bemerkte ich, daß ich es bequemer hätte haben können. In der Ausgabe von Schillers Briefwechsel mit Lotte, die Fielitz besorgt hat, ist das Haus nach der alten Hausnummer bezeichnet, und in der Sonntagsbeilage der ‚Weimariſchen Zeitung‘ vom 9. November 1873 hat ihr Redakteur Paul v. Bojanowski auch die damalige Besitzerin genannt; er gibt dort die persönlichen Erinnerungen des Kammermusikus Schlömilch wieder, der im Hause und auch bei Schillers als Musiklehrer viel aus und ein ging. Es war also 1873 kein Geheimnis. Wenn man sich für den „Lieblingsdichter der Nation“ wirklich so interessierte, wie man behauptet, so müßte jedes Kind in Weimar das

Haus zeigen können. Jetzt wissen selbst die Bewohner des Hauses nicht, wer ihr Vorgänger war.

Es handelt sich um das stattliche Haus Windischengasse 8, das kürzlich die Stadtgemeinde vom Vorschuß- und Sparverein gekauft hat und in dem unten die Zuchtschwerdt'sche Buchhandlung sich befindet. Von 1792—1811 gehörte das Haus dem Friseur W. F. G. Müller, der es für 4000 Taler gekauft hatte; 1811 erbte es von ihm sein Sohn, der es 1825 an den Hoffschneider Jäde verkaufte. Das Haus hatte schon vor hundert Jahren Erdgeschloß, zwei Stockwerke und Mansarde, dahinter ein Seitengebäude mit Stall und bewohntem Stockwerk. Nur das Erdgeschloß ist seitdem wesentlich verändert: die Einfahrt nach dem Hofe ist zum Laden der Buchhandlung geworden; statt dessen ist rechts ein neuer Eingang in das Haus geschaffen; demgemäß ist die untere Treppe neu; die obere, deren Ersteigen dem fränkischen Schiller sehr schwer fiel, wie er in mehreren Briefen an Goethe klagt, ist heute noch erhalten. Schiller wohnte zwei Treppen hoch; vor ihm hatte die einst geliebte Frau v. Kalb die Wohnung gehabt, vor dieser der reiche Privatmann Friedrich Theodor v. Dertel. Unter ihm wohnte der Kammerherr Ernst v. Schardt, der Bruder der Frau v. Stein. Die Hoffnung, die Schiller auf diese Wohnung setzte, die er anfangs „sehr geräumig und hübsch“ fand, ging nicht in Erfüllung; bei ihm drehte sich alles um die Arbeitsfähigkeit, und diese Wohnung war „tumultuarisch“. Zunächst hatte er seine drei kleinen Kinder im selben Stockwerk; unter ihm aber musizierte Schardt auf dem Bassett, und das klang oben gar traurig

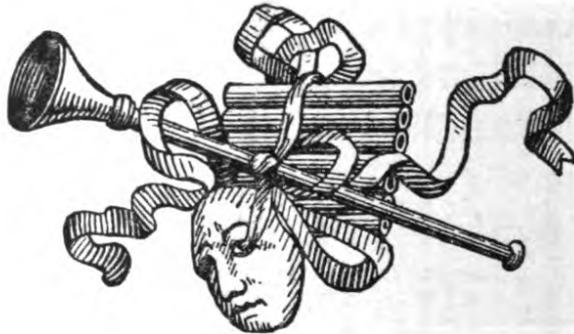
und weinerlich; auf der Straße aber war viel „Rommers“. Schiller flüchtete deshalb oft aus dem Hause: nach Ettersburg, Oberweimar, Dresden und Jena, um dort ungestörter arbeiten zu können.

Ludwig Bartning zeigt uns vorn rechts das Haus, von dem wir sprachen. Im nächsten Hause war und ist heute noch eine Bäderei, die wegen ihrer Pfeffernüsse berühmt ist; darüber wohnten eine Zeitlang Gilles, die Eltern des jenaischen Justizrats, der im Liszt- und Wagnerkreise beliebt war; seiner stattlich-schönen Mutter hat August v. Goethe stark den Hof gemacht. Das letzte Haus, das wir auf dieser Straßenseite noch erkennen, bewohnte und besaß lange Zeit der Kanzler Friedrich v. Müller. Ihm gegenüber, zum „Augeln“ bequem, wohnten die Egloffsteinschen Damen; dies war das „Vorderhaus“ zu dem Hause an der Esplanade, das Schiller 1802 als Eigentum erwarb. Das erste Haus links auf unserm Bilde war das Vorderhaus zu jenem, wo Johanna Schopenhauer, Arthurs Mutter, im September 1806 bei der Hofrätin Lubecus einzog und wo dann manches Jahr Donnerstags und Sonntags die berühmten literarischen Teegesellschaften stattfanden. Die beiden Fräuleins, die vor diesem Vorderhause stehen, sind die Ratsmädel. Wer sie nicht kennt, dem sei geraten, sie durch Helene Böhlaus ‚Ratsmädelgeschichten‘ kennen zu lernen; der „Chapeau“ in ihrer Nähe ist ein junger Goullon oder Horny, der vermutlich den beiden Fräuleins bei einem jeden Streiche helfen soll. —

Ein Bild der Herzogin Luise gehört vor allen andern in das Heft, das den weimarischen Ereignissen

von 1806 gewidmet ist; ihr Ausdruck sagt uns von ihrem Wesen: besser zum Tüchtig- als zum Glückselig- sein geschaffen.

Wenn sich jeder Beschauer über die „Kavalier-Perspektive“ von Alt-Weimar halb so freut, wie ich mich darüber gefreut habe, so wird dies Heft viel Vergnügen bereiten. Der Plan ist ein Wunderwerk von Genauigkeit; er kann viele Fragen beantworten. Ich bin Herrn Geheimen Hofrat v. Bojanowski sehr dankbar, daß er mir diesen Schatz der Großherzoglichen Bibliothek gezeigt und mir die Erlaubnis erwirkt hat, ihn auch den Freunden dieser Zeitschrift mitzuteilen.



147

Stunden mit Goethe

Für die
Freunde seiner Kunst und Weisheit.

Herausgegeben
von
Dr. Wilhelm Bode

Erster Band — Zweites Heft

EM

EP 470 A.6

Mit vier Abbildungen

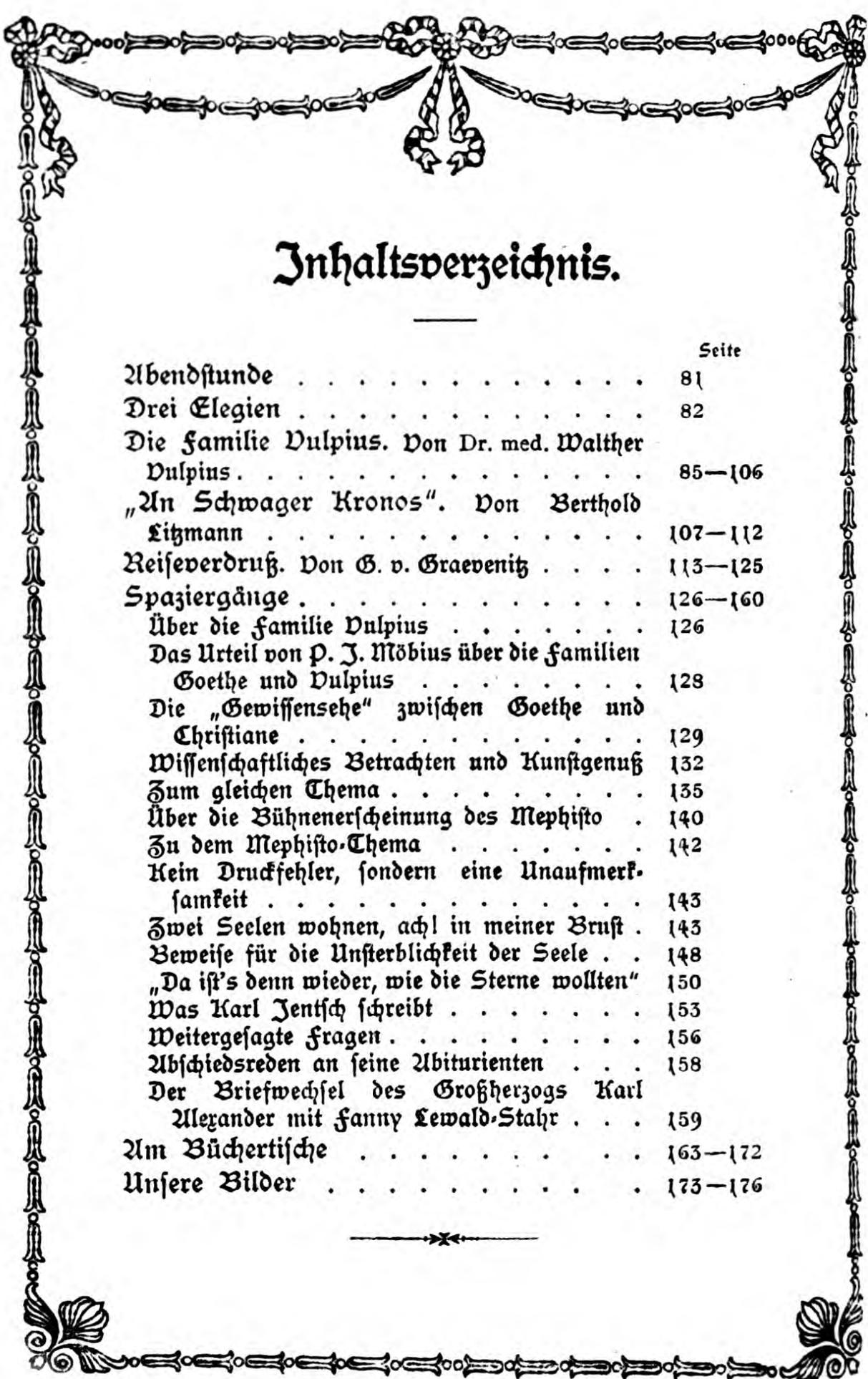
~~~~~  
Berlin 1905

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung  
Kochstraße 68—71

~~312 x 53 (1)~~





## Inhaltsverzeichnis.

---

|                                                                                       | Seite      |
|---------------------------------------------------------------------------------------|------------|
| Abendstunde . . . . .                                                                 | 81         |
| Drei Elegien . . . . .                                                                | 82         |
| Die familie Vulpius. Von Dr. med. Walther<br>Vulpius . . . . .                        | 85—106     |
| „An Schwager Kronos“. Von Berthold<br>Litzmann . . . . .                              | 107—112    |
| Reiseverdruß. Von G. v. Graevenitz . . . .                                            | 113—125    |
| Spaziergänge . . . . .                                                                | 126—160    |
| Über die familie Vulpius . . . . .                                                    | 126        |
| Das Urteil von P. J. Möbius über die familien<br>Goethe und Vulpius . . . . .         | 128        |
| Die „Gewissenhe“ zwischen Goethe und<br>Christiane . . . . .                          | 129        |
| Wissenschaftliches Betrachten und Kunstgenuß<br>Zum gleichen Thema . . . . .          | 132<br>135 |
| Über die Bühnenercheinung des Mephisto .                                              | 140        |
| Zu dem Mephisto-Thema . . . . .                                                       | 142        |
| Kein Druckfehler, sondern eine Unaufmerk-<br>samkeit . . . . .                        | 143        |
| Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust .                                            | 143        |
| Beweise für die Unsterblichkeit der Seele . .                                         | 148        |
| „Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten“<br>Was Karl Jentsch schreibt . . . . . | 150<br>153 |
| Weitergesagte Fragen . . . . .                                                        | 156        |
| Abschiedsreden an seine Abiturienten . . .                                            | 158        |
| Der Briefwechsel des Großherzogs Karl<br>Alexander mit Fanny Lewald-Stahr . . . .     | 159        |
| Am Büchertische . . . . .                                                             | 163—172    |
| Unsere Bilder . . . . .                                                               | 173—176    |

---

# Stunden mit Goethe



Herausgeber: Dr. Wilhelm Bode  
Verlag: E. S. Mittler & Sohn  
✦ Berlin, S.W. ✦



I. Band.  
Viertes Heft.

Preis:  
Eine Mark.

1920 ER 170 17 ~~312 x 53~~

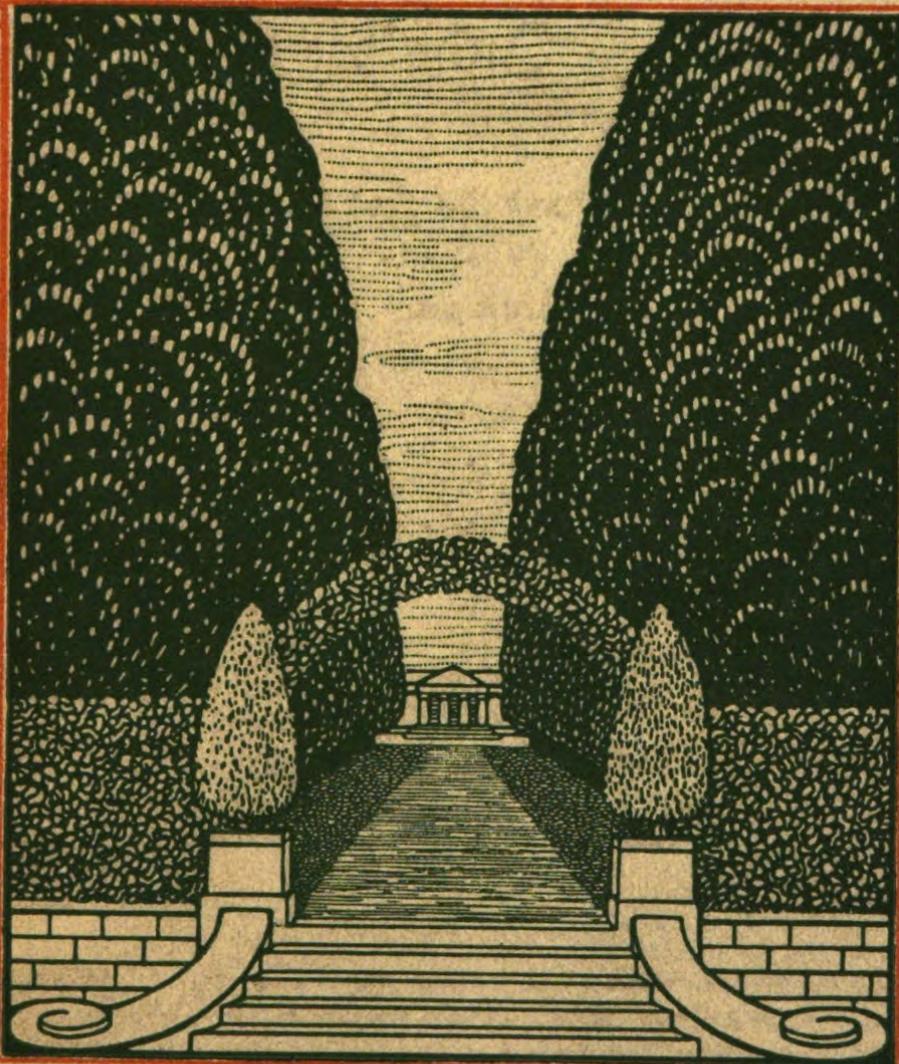
# Inhaltsverzeichnis.

|                                                      | Seite   |
|------------------------------------------------------|---------|
| Hochgebirgs- und Meerespoesie bei Goethe.            |         |
| Von Otto Harnack . . . . .                           | 273—291 |
| Goethe und Klinger in ihrer Frankfurter              |         |
| Zeit. Von Elisabeth Mentzel . . . . .                | 292—316 |
| Goethes und Schillers Wesen im geselligen            |         |
| Verkehr . . . . .                                    | 317—321 |
| Spaziergänge . . . . .                               | 323—350 |
| Der Mensch Goethe höher als der Dichter. . . . .     | 322     |
| Vom religiösen Zustande Frankfurts . . . . .         | 326     |
| Goethe und Ischia . . . . .                          | 331     |
| Schrebergärten . . . . .                             | 335     |
| Weimar vor hundert Jahren . . . . .                  | 337     |
| Die Geldsorgen des Theaterdirektors Goethe . . . . . | 340     |
| Weltbürgertum vor hundert Jahren . . . . .           | 344     |
| Eine Aufzeichnung der Karoline v. Wolzogen           |         |
| über Schillers Tod . . . . .                         | 347     |
| Die Aufnahme des ganzen Kunstwerks oder              |         |
| seiner einzelnen Teile . . . . .                     | 350     |
| Am Büchertische . . . . .                            | 351—363 |
| Unsere Bilder . . . . .                              | 365—368 |

## Abbildungen.

|                                                                |                        |  |
|----------------------------------------------------------------|------------------------|--|
| Der zwölfjährige Goethe. Nach einer Silhouette von Karl        |                        |  |
| Bauer . . . . .                                                | Titelbild              |  |
| Der siebenjährige Goethe von Karl Bauer . . . . .              | zwischen S. 288 u. 289 |  |
| Das Jlmthal bei Goethes Ankunft in Weimar. Nach einem          |                        |  |
| alten Aquarell . . . . .                                       | zwischen S. 320 u. 321 |  |
| Goethes Gartenhaus um 1808. Nach einem Kupferstich von         |                        |  |
| J. Roux . . . . .                                              | zwischen S. 352 u. 353 |  |
| „Schnecke“ am wälschen Garten, Haus der Frau v. Stein und      |                        |  |
| Bibliothek. Nach Kraus von H. Tessenow . . . . .               | 322                    |  |
| Goethes Wohnhaus am Frauenplan. Von H. Tessenow . . . . .      | 333                    |  |
| Das Empfangszimmer in Goethes Hause. Von H. Tessenow . . . . . | 349                    |  |
| Wielands letztes Wohnhaus. Von H. Tessenow . . . . .           | 364                    |  |

# Stunden mit Goethe



Herausgeber: Dr. Wilhelm Bode  
Verlag: E. S. Mittler & Sohn  
+ Berlin, SW. +



II. Band.  
Zweites Heft.

Preis:  
Eine Mark.

16/ 1826 312 x 53 (iii)



|                                                                          | Seite   |
|--------------------------------------------------------------------------|---------|
| Ellen Key, Tegnér und Goethe. Von Maria<br>Rassow . . . . .              | 97—101  |
| Goethe und die Geologie. Von Ludwig<br>Milch . . . . .                   | 102—127 |
| Von und über Karl August. (f. v. Müller<br>und Julius Schwabe) . . . . . | 128—155 |
| Spaziergänge . . . . .                                                   | 156—167 |
| Die angeborene Kenntnis der Welt . . . . .                               | 156     |
| für den Vegetarismus . . . . .                                           | 159     |
| Einige Verbesserungen im Text Goethescher<br>Gedichte . . . . .          | 164     |
| Am Büchertische . . . . .                                                | 168—184 |
| Unsere Bilder . . . . .                                                  | 185—192 |

#### Abbildungen.

|                                                                                                  |                        |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------|
| Goethes Arbeitszimmer. Von Heinrich Tessenow . . . . .                                           | Titelbild              |
| Im Park zu Weimar. Läuferbach und Sternbrücke. Nach einer<br>Radierung von Karl Hummel . . . . . | zwischen S. 112 u. 113 |
| Friedrich v. Müller. Nach einer Radierung von Schuchardt<br>zwischen S. 144 u. 145               | zwischen S. 144 u. 145 |
| Orest und Iphigenie. Nach einem Ölgemälde von J. H. W.<br>Tischbein . . . . .                    | zwischen S. 160 u. 161 |
| „Sie hat da gar vornehmen Besuch!“ Von Moritz Rehsch . . . . .                                   | 169                    |
| Blick in das Kirmsche Haus. Von Ludwig Bartning . . . . .                                        | 187                    |

# Stunden mit Goethe



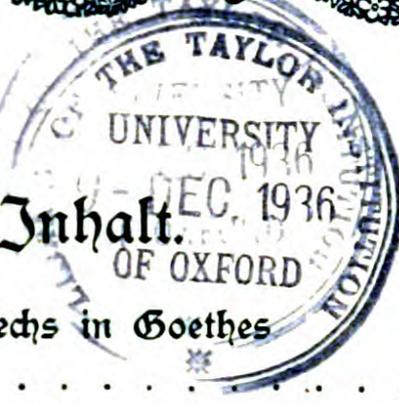
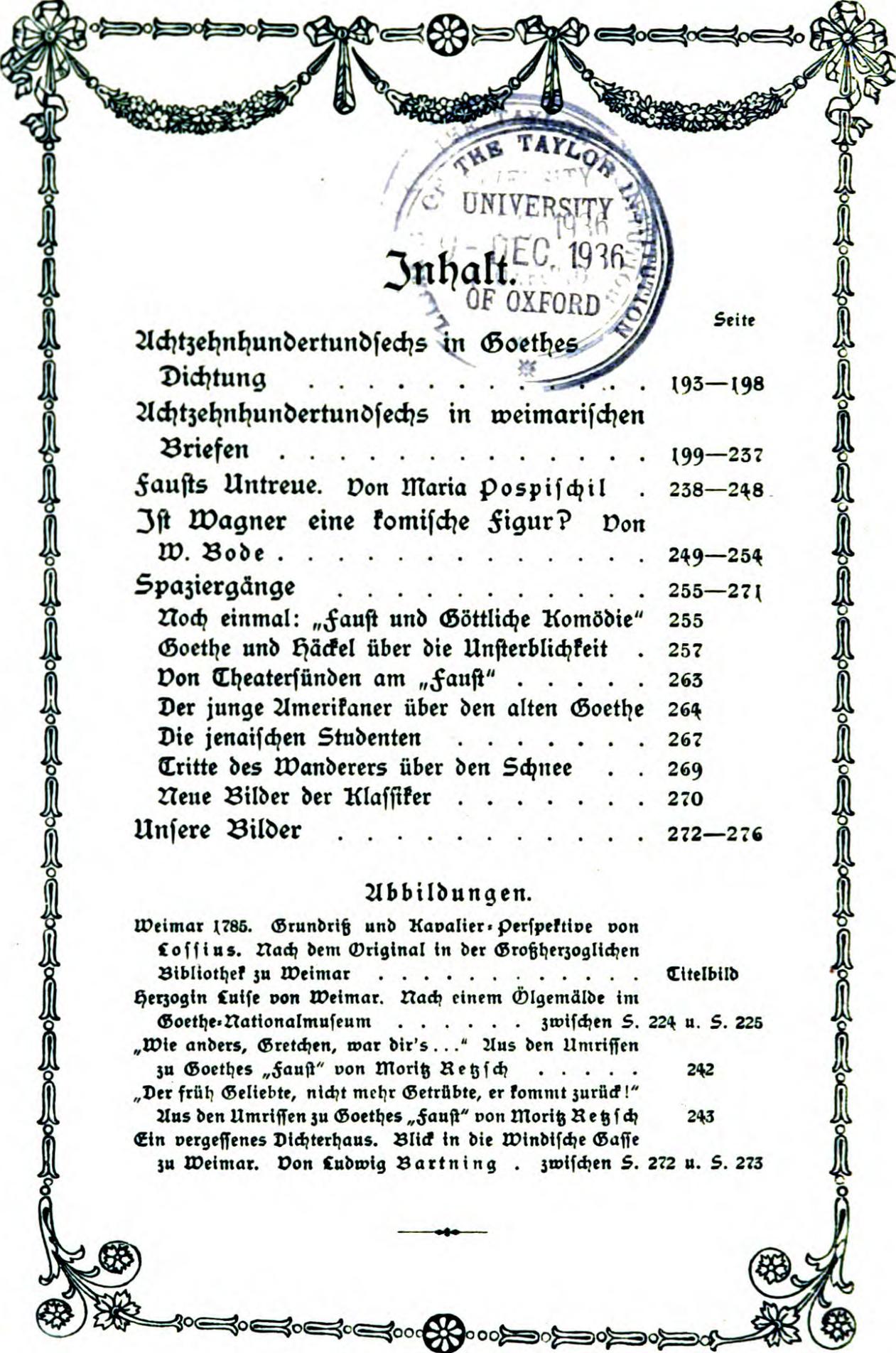
Herausgeber: Dr. Wilhelm Bode  
Verlag: E. S. Mittler & Sohn  
+ Berlin, SW. +

✕

II. Band.  
Drittes Heft.

Preis:  
Eine Mark.

~~312 x 53 (iv)~~



# Inhalt.

|                                                              | Seite   |
|--------------------------------------------------------------|---------|
| Achtzehnhundertundsechs in Goethes<br>Dichtung . . . . .     | 193—198 |
| Achtzehnhundertundsechs in weimarischen<br>Briefen . . . . . | 199—237 |
| fausts Untreue. Von Maria Pospischil . . . . .               | 238—248 |
| Ist Wagner eine komische Figur? Von<br>W. Bode . . . . .     | 249—254 |
| Spaziergänge . . . . .                                       | 255—271 |
| Noch einmal: „Faust und Göttliche Komödie“ . . . . .         | 255     |
| Goethe und Häckel über die Unsterblichkeit . . . . .         | 257     |
| Von Theatersünden am „Faust“ . . . . .                       | 263     |
| Der junge Amerikaner über den alten Goethe . . . . .         | 264     |
| Die jenaischen Studenten . . . . .                           | 267     |
| Tritte des Wanderers über den Schnee . . . . .               | 269     |
| Neue Bilder der Klassiker . . . . .                          | 270     |
| Unsere Bilder . . . . .                                      | 272—276 |

## Abbildungen.

|                                                                                                                                             |                           |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------|
| Weimar 1785. Grundriß und Kavalierr-Perspektive von<br>Koscius. Nach dem Original in der Großherzoglichen<br>Bibliothek zu Weimar . . . . . | Titelbild                 |
| Herzogin Luise von Weimar. Nach einem Ölgemälde im<br>Goethe-Nationalmuseum . . . . .                                                       | zwischen S. 224 u. S. 225 |
| „Wie anders, Gretchen, war dir's...“ Aus den Umrissen<br>zu Goethes „Faust“ von Moritz Rehsch . . . . .                                     | 242                       |
| „Der früh Geliebte, nicht mehr Getrübte, er kommt zurück!“<br>Aus den Umrissen zu Goethes „Faust“ von Moritz Rehsch . . . . .               | 243                       |
| Ein vergessenes Dichterhaus. Blick in die Windische Gasse<br>zu Weimar. Von Ludwig Bartning . . . . .                                       | zwischen S. 272 u. S. 273 |

